
Generalfeldmarschall
freiherr von Loë
Leopold von Schlözer





Julie Mendelssohn
geb Beseler
ihr l. Bruder Otto.
1914.

Generalfeldmarschall Freiherr von Loë

Ein militärisches Zeit- und Lebensbild




Digitized by Google

Generalfeldmarschall Freiherr von Loë

Ein militärisches Zeit- und Lebensbild

Von

Leopold von Schlözer

Mit 3 Bildnissen und 4 Karten



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1914

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Dem

Husarenregiment König Wilhelm I.

in Erinnerung

an seinen Kommandeur

im Feldzug 1870/71

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Nach dem Tode des Generalfeldmarschalls Freiherrn von Loë gab der Wunsch Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin Luise von Baden, die Erinnerung an diesen hochverdienten General zu erhalten, dem Gefühl aller derer Ausdruck, die unter ihm, als unvergeßlichem Führer und militärischem Erzieher, gestanden hatten.

Der für die Arbeit Ausersehene und in erster Linie Berufene, General der Kavallerie von Deines, starb, ehe es ihm möglich wurde, das Werk zu beginnen.

Wohl hat der Feldmarschall selbst „Erinnerungen“[1]) herausgegeben. Aber sie behandeln nur einen zeitlich und sachlich begrenzten Teil eigener Erlebnisse. Und im Mittelpunkt steht die Person des damaligen Prinzregenten und Königs..

Trotz des geringen handschriftlichen Materials wurde daher der Versuch unternommen, die Laufbahn dieses vielerfahrenen Mannes zu verfolgen, der, in Krieg und Frieden bewährt, auch auf den Höhen des Lebens der einfache, von altpreußischem Pflichtgefühl erfüllte Soldat und Patriot geblieben ist.

Loë gehörte zu jenen Offizieren, aus denen, wie Adolf Wilbrandt sagt, „den Künstler etwas Blutsverwandtes anweht, die mit großen militärischen Eigenschaften die feinste Bildung verbinden“.

Weltgewandtheit und Menschenkenntnis unterstützten sein bei politischen Verhandlungen wiederholt erprobtes diplomatisches Talent. Doch konnte diese Seite von Loës Wirken hier nur gestreift werden. Sie eingehender zu würdigen, wird eine Aufgabe künftiger Zeiten sein.

---

[1]) „Erinnerungen aus meinem Berufsleben“ von Freiherrn von Loë, Generalfeldmarschall. Stuttgart 1906.

I

Der Feldzug in Schleswig-Holstein
1848

Mit der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark im Jahre 1848 begann das erste jener Kriegsfeuer aufzuflackern, die sich rasch aneinanderreihten und, zur großen Flamme aufsteigend, das zerrissene Deutschland zusammenschmiedeten.

Mochte die Begeisterung unter den hohen holsteinischen Strohdächern auch nicht über bestimmte Forderungen hinausgehen — eine anfangs lokale Bewegung hallte bald in allen deutschen Gauen wieder. Der nationale Geist der Freiheitskriege, fast vergessen, ward von neuem wach. Deutsches Recht und deutsche Ehre galt es gegen den durch auswärtige Mächte genährten Übermut der Dänen zu wahren! Einst hatte man, zur Ohnmacht verdammt, Elsaß und Lothringen abtreten müssen. Die Schweiz, Holland, Kurland und Livland waren verloren. „Aber von Allem," nach dem Ausspruch Max Dunckers, „was in langen Jahrhunderten der Erniedrigung Deutschland getroffen hat: Dänemarks Sieg über Schleswig-Holstein wäre das Schmählichste gewesen!"

Bei den deutschen Regierungen durften großdeutsche Tendenzen damals kaum auf Unterstützung rechnen. Immerhin — in einem spontanen Entschluß erklärte sich Friedrich Wilhelm IV. als deutscher Bundesfürst und aus eigener Rechtsüberzeugung bereit, das Erbrecht des Schleswig-Holsteinischen Fürstenhauses und die verbrieften Landesrechte eines Bundesstaates gegen die Übergriffe der dänischen Regierung zu schützen. Zögernd folgte der Deutsche Bund diesem Vorgehen.

Die in einer Zeit des Umsturzes drohende Gefahr, daß die Erhebung der Herzogtümer ins revolutionäre Fahrwasser geleitet werden könnte, schien durch die Persönlichkeit des an der Spitze der Bewegung stehenden, streng am legitimen Prinzip festhaltenden Prinzen Friedrich von Noer ausgeschlossen.[1]) Hatten sich doch auch fast alle Prinzen

[1]) Prinz Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Bruder des Herzogs Christian August, nach seinem Gute Noer an der Eckernfördener Bucht allgemein der „Prinz von Noer" genannt.

der Fürstenhäuser Schleswig-Holstein-Augustenburg und -Glücksburg in die Reihen der von Dänemark als „Insurgenten" und „aufrührerische Horden" bezeichneten Armee einrangieren lassen.

Als daher der Prinz von Noer in Berlin um Übersendung von Offizieren bat, befahl der König, 25 Offiziere zur Dienstleistung bei der schleswig-holsteinischen Armee zu kommandieren und gestattete gleichzeitig den weiteren freiwilligen Eintritt.

Zuerst traf von Berlin der Vetter des Herzogs, Prinz Woldemar, Major im Regiment Garde du Corps, ein. Im Lauf des Monats April meldeten sich beim Oberkommando in Rendsburg über 50 preußische Offiziere. Ergriff doch das emporstrebende Geschlecht militärischer Talente mit Freuden die Gelegenheit, im Kampf die eigene Kraft zu messen.

So sehen wir in den Jahren 1848 und 1849 innerhalb des Verbandes der schleswig-holsteinischen Truppen, des preußischen Kontingentes oder beim Oberkommando unsere besten Kämpfer aus kommender großer Zeit vereint: neben den späteren Feldmarschällen König Albert von Sachsen, Prinz Friedrich Karl von Preußen, Steinmetz und Blumenthal, den Sieger von Vionville und Beaune la Rolande, Konstantin Alvensleben — Fransecki, den Helden von Königgrätz — Doering, den Führer der märkischen 9. Infanteriebrigade bei Vionville—Budritzki, der mit der Fahne der Elisabether in der Hand Le Bourget stürmt — die späteren kommandierenden Generale Vogel von Falckenstein, Hermann von Tresckow (Chef des Militärkabinetts), Zastrow, Tann, Albedyll, Leszczynski, Hann von Weyhern, Bentheim, Schwartzkoppen, die Namen Sandrart, Schoeler, Decker, Thile, Gersdorff, Cuno von der Goltz und Schöning, Führer der Elfer bei Gorze.

Dem Kriegsruf im Norden folgte, als einer der Jüngsten, auch Walter von Loë, damals Student und Unteroffizier in der Reserve des 5. Ulanenregiments, dem sich bald darauf sein Bruder Hermann, Portepeefähnrich im 11. Husarenregiment, anschloß.

Walter Freiherr von Loë hatte eben die Universität Bonn verlassen. Auf dem Stammschloß Allner, das von der Mündung der Bröl in die Sieg weit in die Bonner Rheinebene schaut, am 9. September 1828 als ältester Sohn des Freiherrn Maximilian von Loë und dessen Frau Helene, geb. Gräfin von Hatzfeldt-Schönstein, geboren,[1]) war er streng erzogen und Ostern 1842 auf die von seinem Vater, einem hochgeschätzten Mitglied des Rheinischen Provinziallandtages, mitgegründete Rheinische Ritterakademie zu Bedburg gegeben. Die

---

[1]) Anhang a. Familientafel.

Zeugnisse von dort bestätigen übereinstimmend den Eifer, die gründliche Auffassung des Zöglings, seine tüchtige Verarbeitung des Gelernten, die Fähigkeit, sich das Gelesene wahrhaft zum Eigentum zu machen, vor allem die männliche Reife und Sicherheit. In den Erholungsstunden wurde mit Leidenschaft Schach gespielt; namentlich eine Partie Vier-Schach zog sich oft die ganze Woche hindurch. Nachdem Walter von Loë im August 1845 das Abiturientenexamen vorzüglich bestanden hatte, verließ er, bei Lehrern und Mitschülern gleich beliebt, mit 17 Jahren die Anstalt. Zum 1. Oktober desselben Jahres wurde er von seinem Vater beim Oberstleutnant und Flügeladjutanten Grafen zu Solms-Laubach, dem Kommandeur des in Düsseldorf garnisonierenden 5. Ulanenregiments, bei dem sein Onkel Clemens von Loë als Sekondeleutnant stand, als Einjährig-Freiwilliger angemeldet. Nach dem Dienstjahr,[1]) dessen Ausbildung zu jener Zeit in strammen Formen und mechanischen Übungen gipfelte, zog Walter von Loë auf die Universität Bonn. Während drei Semestern fand er hier — aktiv beim Korps Borussia[2]) — Gelegenheit, manche Freundschaft fürs Leben anzuknüpfen. Unter den damals in Bonn studierenden Prinzen aus deutschen Fürstenhäusern trat er dem Prinzen Albert, späteren König von Sachsen, besonders aber dem Prinzen Friedrich von Baden, seinem unvergeßlichen großherzoglichen Gönner und Freund, näher, der nach vier Heidelberger Semestern auf die Rheinische Universität gekommen war, um unter Dahlmann, Arndt, Brandis und Perthes seine staatswissenschaftlichen und historischen Kenntnisse zu vertiefen. Schon damals zeigte der junge Prinz, neben einer strengen Lebensauffassung, jene ideal gerichtete nationale Gesinnung, die ihn später wie „eine Verkörperung des Reichsgedankens" erscheinen ließ. Auch Prinz Friedrich Karl von Preußen, bei neuen Bekanntschaften im allgemeinen vorsichtig und zurückhaltend, schloß mit Loë, als vielleicht einzigem unter den Studenten, Freundschaft und bewahrte sie ihm fürs Leben. Er hatte, als erster Hohenzollernprinz, der eine Universität besuchte, gefürchtet, durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften seinem militärischen Beruf entfremdet zu werden, an dem er, „aus soldatischem Fleisch und Blut," mit ganzer Seele hing und dessen Erinnerungen er wohl bei den Übungen des in Bonn garnisonierenden Ulanenregiments Nr. 7 auffrischte. Bald aber interessierte ihn das Studium in höchstem Maße. Er erkannte die Notwendigkeit einer Vorbereitung für die

---

[1]) 1. Eskadron. 20. Oktober 1846 als Unteroffizier der Reserve entlassen.
[2]) Anhang b.

angeborene hohe Stellung, er gewann an Weite des Gesichtskreises, an Reife des Urteils, an Interesse für die höheren Verhältnisse der Welt. Doch wollte ihm, wenn auch der Rhein nicht ohne Zauber für ihn blieb, das ungebundene, mit soldatischer Auffassung oft schwer vereinbare studentische Leben nicht recht behagen.[1]) Hier trennte sich sein Weg von dem des Korpsstudenten und Freundes, mit dem er sonst in Lebensauffassung und Streben harmonierte. An den ihm befreundeten Leutnant von Fabeck vom 1. Garderegiment schrieb er: „Walter Loë ist unstreitig einer der klügsten Jungen, die mir vorgekommen sind, aber hier studiert er gar nicht, obgleich er im 2. Semester hier ist."[2]) Das Lernen und Arbeiten wurde dem Prinzen Bedürfnis. Loë, bisher in strenger Zucht des Vaters, der Ritterakademie, des Militärdienstes gehalten, fühlte sich jetzt, mit 18 Jahren, zum ersten Mal in voller Freiheit, ein flotter Korpsbursche, der auf dem Fechtboden seinen Mann stand und der manchen kecken Streich vollführte. Unter sein dem Korps gewidmetes Bild schrieb er:

„Wund' ist Streitersgewinn und sie schmücket den Bursch, wenn sie steht
auf der Stirn, auf der Brust;
Ob auch noch so sie blute, nicht ende der Kampf: wir begrüßen
dich sonst nicht mit Lust."

Fünfzig Jahre später zum Ehrendoktor der Juristischen Fakultät in Bonn ernannt, „weil er schwierige Verhandlungen politischer Art geführt und Staats- und Völkerrecht mit sicherem Blick zum Wohl des Vaterlandes zu handhaben gewußt", erinnerte der Generaloberst bei Entgegennahme des Diploms scherzhaft daran, daß er diese Ehrung wohl nicht ganz verdiene, habe die Universität ihm doch als Studenten das Consilium abeundi erteilen wollen.

Am 26. Februar schlug die Nachricht von der Pariser Revolution, dem Sturz des Königtums, der Einsetzung der Republik auch in Bonn wie ein Blitzstrahl ein.

Die deutschen Fürstensöhne, von wenigen ihrer besten Freunde — unter ihnen Loë — begleitet, versammelten sich mit einigen Professoren bei Prinz Friedrich von Baden. Man sprach von der Rückwirkung auf die politischen Verhältnisse Deutschlands. Der Rat Dahlmanns, des Lehrers der künftigen Thronfolger von Sachsen und Baden, lautete: „Sogleich und alles zu gewähren, was die konstitutionelle Monarchie ausmacht, aber keinen Fuß breit weiter." Prinz Friedrich Karl und

[1]) Prinz Friedrich Karl von Preußen. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. Herausgegeben von W. Foerster. 1910. S. 33 ff.

[2]) Bonn, den 21. Mai 1847. (Deutsche Revue. 1912. S. 277.)

Prinz Friedrich von Baden wurden bald darauf in die Heimat zurückgerufen, ebenso Prinz Albert von Sachsen, der noch Zeuge war, wie Gottfried Kinkel am 20. März in einer Versammlung der Bonner Bürger das schwarz-rot-goldene Banner entfaltete, und, damals den Bund mit den rechtmäßigen Gewalten als patriotische Pflicht betonend, die Freiheit und Einheit des großen, unvergänglichen, durch Eintracht heiligen Deutschen Reiches proklamierte.

Auch Walter von Loë verließ jetzt den Rhein. Sein Entschluß, mit dem ebenfalls in Bonn studierenden Grafen Blome aus Holstein in schleswig-holsteinische Dienste gegen Dänemark zu treten, wurde unter lebhafter Debatte der Familie, aber schon ohne den Einfluß des schwer erkrankten Vaters gefaßt, der bald darauf Erlösung von seinen Leiden fand.

Ganz neue Verhältnisse umgaben im dänischen Norden den jungen Offizier, überraschend für ein auch nur kurze Zeit preußisch-militärisch geschultes Auge. Aber zugleich trat dem offenen Blick des, über die Grenzen seiner Heimatprovinz bisher nicht hinausgekommenen rheinischen Adeligen zum erstenmal das deutsche Gesamtvaterland in seiner ganzen damaligen Verworrenheit und hilflosen Uneinigkeit entgegen. Da erinnerte er sich wohl jener Abende in Bonn, als Prinz Friedrich Karl von Preußen, der begeisterte Schüler Dahlmanns, die brennende Frage der deutschen Einheit diskutiert hatte: „Eintracht der Fürsten, Eintracht der Völker sollen Deutschland Kraft geben." Hatte doch auch die Prinzessin von Preußen dem militärischen Begleiter des Prinzen, Major von Roon, dem späteren Kriegsminister, als Ziel der Erziehung ihres Neffen bezeichnet: „Preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit zu verwandeln."[1])

Die schleswig-holsteinische Armee befand sich, da die neue Wehrordnung von 1844 aus finanziellen Rücksichten nicht hatte durchgeführt werden können, beim Ausbruch des Konflikts in einem Übergangsstadium. Sie war nicht schlagfertig. Ihre Präsenzstärke betrug nach den von der dänischen Regierung im letzten Augenblick absichtlich angeordneten Beurlaubungen kaum mehr als 2000 Mann. Außerdem ließ man von Kopenhagen aus die Truppen absichtlich ohne Befehl und Instruktion.

Die Offiziere, meist Nationaldänen, verließen in großer Zahl das Heer.

Prinz Friedrich zu Schleswig-Holstein-Noer, der jüngere Bruder des Herzogs von Augustenburg, hatte seine Stelle als dänischer Statt-

---

[1]) Roon, Denkwürdigkeiten. I. S. 102.

halter und kommandierender General in den Herzogtümern niedergelegt. Jetzt, an die Spitze der provisorischen Regierung berufen, übernahm er das Oberkommando über die schleswig-holsteinische Armee.[1]) Fast ausnahmslos schlossen sich alle Truppen und Offiziere deutscher Nationalität der Erhebung an und stellten sich unter den Befehl ihres früheren kommandierenden Generals und der im Namen des „unfreien Königs-Herzogs“ handelnden provisorischen Regierung. Herzog Karl von Glücksburg trat mit seinen vier Brüdern in die schleswig-holsteinische Armee ein.

Trotz der allgemeinen politischen Verwirrung bewährte sich der gesunde, gesetzliche Sinn der Bevölkerung, auch bei mangelhafter Unterbringung und Verpflegung der Mannschaften, ohne Verwaltungsbehörden und Feldlazarette, unter meist neuen Führern, die entweder wenig dienstvertraute bejahrte Holsteiner waren oder junge preußische Offiziere von schnellerem Geist und strafferer Disziplin.

Da es nicht möglich war, die Truppen in der kurzen Zeit neu zu bekleiden, so standen die Holsteiner den Dänen in gleicher, nur durch eine weiße Binde unterschiedener Uniform gegenüber, ein Umstand, der im Verlauf des Krieges manche, oft der Komik nicht entbehrende Mißverständnisse verursachen mußte. Die preußischen Offiziere trugen ihre landesherrliche Uniform weiter.

Auch die beiden regulären Kavallerieregimenter, das 1. Dragonerregiment (Schleswig) und das 2. Dragonerregiment (Itzehoe, Altona, Kiel, Plön) gingen, beide von ihren Kommandeuren verlassen, in geringer Dienststärke zur neuen Regierung über, die ihren Sitz in Rendsburg aufgeschlagen hatte.

Der zum Kommandeur der Kavalleriebrigade ernannte Prinz Woldemar zu Schleswig-Holstein bemühte sich eifrig, die Dragoner feldtüchtig auszubilden.

Walter von Loë wurde am 1. April 1848 als Sekondeleutnant dem 2. Dragonerregiment[2]) zugeteilt, dessen Kommandeur der holsteinische Major von Hanssen war und dem mehrere Prinzen des Schleswig-Holsteinischen Fürstenhauses angehörten. Von preußischen Offizieren fand er aus seinem 5. Ulanenregiment den Freiherrn von Wittenhorst-Sonsfeld. In der Uniform der 11. Husaren erschienen Freiherr von Müffling und Prinz Felix zu Salm-Salm, der später mit Kaiser Maximilian als dessen Adjutant nach Mexiko ging und 1870 bei St. Privat fiel. Der militärisch noch nicht ausgebildete Graf Blome,

---

[1]) Anhang c.

[2]) Anhang d.

der sich anfangs mit einer Phantasieuniform behalf, wurde als Offizier-Aspirant angenommen. Ein holsteinischer Unteroffizier verwandelte dies ihm ungewohnte Wort in „Aasbrandt" — ein Spitzname, der dem späteren Diplomaten lange blieb.

Neben der regulären Truppe mußten Freikorps errichtet werden. Bisher hatte die Militärpflicht nur auf dem Landvolk geruht. Befreit von ihr waren: der Adel, die Städter, die Söhne der Beamten, Prediger und Schullehrer. Aus diesen Kreisen meldeten sich jetzt viele Freiwillige. Aber bald ließ das erwachte deutsche Nationalgefühl auch aus allen deutschen Gauen Freiwillige herbeieilen. Freischaren waren die Losung und das Zeichen der Zeit!

Viele ehrliche Patrioten und tatendurstige Jünglinge erschienen, aber auch manch zweifelhaftes Volk. Besonders aus Berlin brachte in diesen Märztagen jeder Bahnzug Scharen von Barrikadenkämpfern, die nun plötzlich Schulter an Schulter mit den nach Holstein entsandten preußischen Gardetruppen fochten. Seltsame Gestalten, schreibt ein Regimentskamerad Loës, tauchten hier oben auf.[1]) Schwerlich waren sie ihrer Tugenden wegen unter die Freiheitskämpfer gegangen.

„Weil das Pflaster dort zu heiß geworden,
Zogen sie nach unserm kühlen Norden."

Uniform und Dressur galten bei ihnen für das Zeichen niederer Tyrannenknechte. Manche suchten den an das rauhe Feldleben gewohnten Krieger hervorzukehren, indem sie die Reste des Lagerstrohs in ihren ungekämmten struppigen Haaren bewahrten. Bassermannsche Gestalten, mit der unvermeidlichen Hahnenfeder auf dem Schlapphut, oder fragwürdige Existenzen, die viereckige Polenmütze schief auf dem Kopf. Und dennoch fanden sie Entgegenkommen — waren doch die vielbesungenen Scharen eines Schill oder Lützow noch in aller Gedächtnis. Der holsteinische Bauer aber meinte: „Dat is nich god, dat so'n Slag in't Land kümmt." Von einer solchen Truppe war Brauchbares nur in der Hand eines energischen Führers zu erwarten, wie z. B. des Freiherrn von der Tann. Der spätere kommandierende General des I. Bayrischen Armeekorps, damals Major und Flügeladjutant des Königs von Bayern, verschaffte seinem kecken Freikorps die Achtung der Linientruppen. Wo er sich zeigte, erregte er eine fast überschwengliche Begeisterung. Das „Eiderstedtsche" Freikorps zu Pferde dagegen hieß bei den Dragonern nur die „friwillige Affallerie".

---

[1]) Aus den Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Offiziers von F. von Levetzow. Bd. I. Schleswig 1891.

Von den regulären holsteinischen Truppen sagt der spätere Generalfeldmarschall von Steinmetz, damals Führer der beiden Musketierbataillone des 2. Infanterie-(Königs-)Regiments: „Man sieht auf dem Marsch eine Menge Infanteristen auf Wagen nachfahren, eine ebensolche Menge marodiert auf dem ganzen Marsch, spricht bei jedem Hause an, bleibt am Wege liegen, und, im Lager angekommen, debandiert eine noch viel größere Menge nach allen Häusern des Nachbardorfes, quartiert sich ohne Erlaubnis ein und gibt unseren Soldaten ein sehr übles Beispiel." [1])

Zu diesen schleswig-holsteinischen Truppen stieß eine preußische Division unter Generalleutnant Fürst Wilhelm Radziwill. Langsam und schwerfällig in Bewegung gesetzt, folgte ein Teil des X. Bundeskorps. Mit dem Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte wurde General der Kavallerie von Wrangel betraut, derzeit kommandierender General des II. Preußischen Armeekorps.

So erhielt Leutnant von Loë Gelegenheit, Truppen verschiedenster Qualität auf dem Kampffeld zu sehen — die regulären und irregulären Soldaten der Herzogtümer, die deutschen Bundestruppen, die vorzüglichen preußischen Gardegrenadierregimenter Kaiser Alexander und Kaiser Franz und die ausgezeichneten 3. Husaren, bei denen er später, nach Quittierung des schleswig-holsteinischen Dienstes, eintrat. Reiche militärische Erfahrungen konnte er in jugendlichem Alter sammeln. Ernst und Scherz dieses Krieges, aber auch die Debandade einer nicht disziplinierten Truppe zog an ihm vorüber.

Loë kam zum 2. Dragonerregiment gerade vor dem unglücklichen Gefecht bei Bau. „Die ganze Avantgarde der Insurgenten ist vernichtet!" verkündete prahlerisch ein Kopenhagener Extrablatt. Die kleine holsteinische Streitmacht flutete, nach tapferer Gegenwehr, auf die Eider zurück — die Infanterie in sehr gelockertem Zustande, die Kavallerie, die so gut wie gar nicht gefochten, noch leidlich geschlossen. „Du hadd'st dat jo bannig hild mit dat Utknipen!" rief ein versprengter Dragoner dem andern zu. „Ja Junge! wo kunn ick anners?! Se schöten mi jo mit Kanonen!" — „Ja wi weeren sacht ok geern utknepen, äwers wi kunnen mit Ehren unsern Rittmeister doch nich in Stich laten." Der echt militärische Geist war diesem Heere noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen.

Das Kavalleristische trat im Jahre 1848 gänzlich in den Hintergrund. Dieser Teil Schleswig-Holsteins bietet mit seinen durch Knicks

---

[1]) Beiheft 3 und 4, Militär-Wochenblatt 1878. S. 174.

eingefaßten Feldern kaum für eine Eskadron Gelegenheit zur Attacke. Die Aufklärung aber vor der Front der Armee lag noch im Argen. Das preußische Reglement von 1812 verwies die Masse der Kavallerie als sogenannte Reservekavallerie hinter die Front. Hierzu kam, daß Wrangel lieber die Preußen nach vorne nahm.

Am 21. April standen endlich alle Truppen — 32500 Mann, 4000 Pferde — an der Eider bereit. Prinz Friedrich Karl, zum Stabe des Generals von Wrangel kommandiert, traf an diesem Tage in Rendsburg ein. Als er hörte, daß die holsteinischen Dragonerregimenter auf dem Exerzierplatz biwakierten, ritt er hinaus und begrüßte seinen Freund Loë, der, in der neuen kornblumenblauen Uniform mit karmoisinrotem Kragen, gerade du jour hatte. Auch den Prinzen Friedrich von Baden sah Loë auf dem Kriegsschauplatz wieder. Der junge Fürstensohn meldete sich beim Oberkommandanten als Vertreter des im Bundesheer befindlichen badischen Kontingents.

Wie einst zu den Zeiten der Ottonen und Heinriche drangen die deutschen Krieger in die Nordmark ein. Man trieb den Feind aus dem Dannewerk bei Schleswig, warf ihn bei Oeversee, marschierte auf Hadersleben, wo der Herzog von Augustenburg an der Seite Wrangels seinen Einzug hielt. Hier traf Loë im Militärhospital den ihm verwandten Grafen Eltz, den Besitzer der rheinischen Familiengüter, der seinen Abschied als österreichischer Leutnant erbeten hatte, ins Freikorps des Majors von der Tann eingetreten und als dessen Ordonnanzoffizier bei Missunde verwundet worden war. Nach seiner Genesung wurde Eltz, unter Beförderung zum Rittmeister, als Ordonnanzoffizier beim Prinzen von Noer kommandiert.

Am 2. März überschritten die Deutschen die Königsau.

In kurzer Zeit hatten die holsteinischen Truppen, dank der preußischen Offiziere, an militärischer Ausbildung gewonnen. Vielfach wurden die Dragoner jetzt zu Patrouillen und Aufklärungen verwendet, waren sie doch mit Land und Leuten und mit der dänischen Sprache vertraut.

Ohne Schwertstreich ergab sich die Festung Fridericia.

Jütland lag offen da.

„Die preußische Armee hat ihren edeln Metallgehalt zwischen den Hecken der cimbrischen Halbinsel bewährt," schrieb Roon. „Fransecki weiß nicht genug zu sagen, wie gut sich die Truppen, Preußen wie Holsteiner, und mein lieber junger Prinz (Friedrich Karl) benommen. Ich möchte jetzt fast neidisch werden auf die dort befindlichen Generalstabskameraden. Wäre ich doch gleichfalls dort, nicht um Lorbeeren zu sammeln, sondern Erfahrung!"

Ein neuer Abschnitt des Feldzuges begann.

Aber der Krieg verlief nicht nach dem Ruf Wrangels: „Vorwärts für Deutschland!" Eine Stockung trat ein. Die Politik lähmte die Freiheit des Handelns. Man versuchte, wie Major von der Tann sagte: „den zähen Feind durch Verzehren seiner Ochsen mürbe zu machen."

Die von den Dänen künstlich erregte Verwirrung einer einfachen Rechtsfrage, — die in sich uneinige provisorische Regierung der Herzogtümer, — das Fehlen eines erprobten und energischen Heerführers der schleswig-holsteinischen Truppen, — das alles hatte schon auf den Beginn der Kriegsführung lähmend gewirkt. Wohl schien Friedrich Wilhelm IV. anfangs bereit gewesen zu sein, als Führer der deutschen Vormacht und gewissermaßen als Mandatar der deutschen Bundesfürsten, das Erbrecht des legitimen Schleswig-Holsteinischen Fürstenhauses militärisch zu schützen, — wohl hatte der Deutsche Bund aus demselben Grunde, wenn auch zögernd, Truppen mobil gemacht. Als aber die demokratisch angehauchte provisorische Regierung die Stellung des Prinzen von Noer mehr und mehr erschwerte — als, im Anschluß an die Einheits- und Freiheitsbewegungen Deutschlands, die Sache zu einer deutsch-nationalen erhoben wurde, da überwog die Furcht vor der Demokratie das Gefühl deutscher Ehre. Überall sahen die deutschen Regierungen nur den Umsturz vor Augen. Die Kraft des deutschen Nationalgedankens vermochten sie noch nicht zu fassen.

Nach kurzem „phaethontischem Flug", wie Bismarck spottete, bewegte sich die preußische Politik wieder auf der Linie der Berliner Märztage und des Vertrags von Olmütz. Auch der morsche Deutsche Bund hatte gar nicht den Willen, den dänischen Gegner niederzuwerfen, seine Armee zu vernichten. Eine deutsche Sache blieb ohne die deutsche Unterstützung.

Um so frecher drängten die Nachbarmächte sich vor. Sie fürchteten ihre Interessen durch ein starkes Preußen, ein geeintes Deutschland bedroht; sie wollten die schleswig-holsteinische Frage „als Wunde im Herzen Deutschlands offen halten". Vor allem fürchtete England schon damals Deutschland als Nebenbuhler zur See. So predigte man den „Status quo", man konferierte, man drohte. Der Meister, der später die Gegner Preußens und Deutschlands, unter günstigen Verhältnissen, getrennt angriff und schlug, war noch nicht am Ruder.

General von Wrangel erhielt Befehl, die siegreichen Fahnen über die Königsau zurückzutragen.

Infolge einer solchen Kriegsführung verbreitete sich eine allgemeine Mißstimmung — bei den Schleswig-Holsteinern gegen die preußische

Armee und ihre oberste Führung, wenn auch den preußischen Offizieren unerschütterliches Vertrauen geschenkt und ihre Unterstützung in der Instruktion und Führung des schlichten und treuen, aber von Haus aus langsamen und damals militärisch ungeschulten Holsteiners anerkannt wurde, — bei den Preußen gegen einen Krieg, der, mit Begeisterung und Erfolg begonnen, ohne Energie und Würde fortgesetzt wurde und schließlich am 26. August ruhmlos mit dem Waffenstillstand von Malmö endete.

Am 5. September verließen die preußischen und die übrigen deutschen Truppen die Herzogtümer.

Während Graf Blome noch in schleswig-holsteinischen Diensten verblieb und später zum Generalleutnant von Bonin, dem Nachfolger des Prinzen von Noer, als Ordonnanzoffizier kommandiert wurde, erbat, wie viele andere Offiziere, auch Walter von Loë, seine Entlassung und meldete sich, durch Prinz Friedrich Karl mit veranlaßt, bei einem der berühmten altpreußischen Kavallerieregimenter, den 3. Husaren, die in Holstein mitgekämpft hatten. Es war ein für einen Rheinländer, besonders für einen Angehörigen des rheinischen Adels, damals noch ungewöhnlicher Schritt, nicht nach Österreich, sondern in preußische Militärdienste zu gehen.

Als jüngster Sekondeleutnant wurde er dem Regiment aggregiert, dessen Kommandeur damals Major Alexander Prinz zu Solms-Braunfels, der Stiefsohn des Königs Ernst August von Hannover, war. Auch Graf Eltz trat in dies Regiment ein. Loës 18jähriger Bruder wandte sich nach Österreich, wo er das Jahr darauf, während des ungarischen Aufstandes, vor Arad der Cholera erlag. Er war ein liebenswürdiger Mensch. „Auf ihn," schrieb Walter Loë, „trifft der griechische Spruch zu: Wen Gott liebt, den nimmt er früh zu sich."

Nicht lange sollte das ruhige Garnisonleben dauern. Jene mit Revolutionsideen geladene Zeit, in der das große politische Leben sich nicht entfalten konnte, ließ überall kleine Flammen emporzüngeln, zu deren Löschung, auch in den andern Bundesstaaten, die allein verläßlichen preußischen Truppen herbeieilen mußten. Aber infolge des wenig entwickelten Eisenbahnnetzes und der mangelhaften Organisation des Heeres sah man sich in Berlin genötigt, immer wieder auf dieselben, schon bereiten Regimenter zurückzugreifen. Zu ihnen gehörte das 3. Husarenregiment.

Dresden erschien den Revolutionären als Sammelpunkt für Norddeutschland besonders geeignet. Hier sollte im Mai 1849 ein Weltbrand entzündet werden, und Oberfeuerwerker war der Russe Bakunin.

Das vielgeschmähte preußische Heer sollte bald Gelegenheit finden, seine Überlegenheit über den an Zahl stärkeren, aber minderwertigen Gegner zu zeigen.

Während Loë später des Krieges in den Herzogtümern nicht ohne leise Ironie zu gedenken pflegte, verweilten seine Gedanken um so lieber bei dem Jahre 1849, nicht dieses Feldzugs wegen, der, tragisch durch seine Veranlassung, wenig Ruhm verhieß; aber er lernte hier Führer kennen, die ihm unvergeßliche Vorbilder fürs Leben wurden, in deren Schule seine militärischen Anlagen sich entfalten konnten, er trat dem zum ersten Mal unter die Augen, der das Vorbild des Fürsten und Soldaten war — dem Prinzen von Preußen.

Am 20. Juni hatte das I. Armeekorps (Hirschfeld), nach Säuberung der bayrischen Pfalz von den Insurgenten, den Rhein bei Germersheim überschritten und, nach den Gefechten bei Waghäusel und Wiesenthal, am 22. die Gegend von Wiesloch an der Bergstraße erreicht. Zur gemeinsamen Operation der Armee in Baden unter dem Befehl des beim Korps Hirschfeld befindlichen Prinzen von Preußen war das von Frankfurt a. M. kommende II. Armeekorps bis in die Linie Mannheim—Ladenburg—Heidelberg gelangt, vollzog aber, über die Verhältnisse beim Feind und dessen am 22. zur Deckung des Abzugs geleisteten „Scheinwiderstand" nicht unterrichtet, erst am Abend des 22. den Uferwechsel. Nachdem das Generalkommando, 2 Eskadrons 3. Husaren an der Spitze, 11 Uhr nachts die Brücke bei Ladenburg überschritten hatte, handelte es sich darum, die gänzlich verlorene Verbindung mit dem I. Armeekorps wieder zu gewinnen. Zugleich mußte dem Oberkommando Meldung über die Lage am Neckar erstattet werden. Dieser wichtige Doppelauftrag wurde dem jungen Leutnant von Loë erteilt, mit der Direktive, zunächst auf Schwetzingen, dann östlich gegen die Bergstraße zu reiten, da man, gemäß dem bisherigen Operationsplan, den Vormarsch des I. Armeekorps gegen den Neckar annahm, um dem Feind von der linken Flanke her in den Rücken zu fallen. Nach Schwetzingen folgte außerdem eine Eskadron Husaren, ebenfalls zur Verbindung mit dem I. Armeekorps und mit der Reservekavallerie, die mit der 3. Division über Mannheim vorgehen sollte. Durch den kühnen Handstreich des Rittmeisters von der Lippe vom 3. Husarenregiment hatte sich die Kavallerie bereits in den Besitz dieser Stadt gesetzt.

Der damalige Felddienst wurde durch einen weitgehenden Formalismus gehemmt. Der Aufklärungs- und Sicherheitsdienst litt unter dem Streben nach möglichstem Zusammenhalten der Kavallerie und der, in einem langen Frieden und aus Sparsamkeitsrücksichten ein-

gebürgerten übertriebenen Schonung der Pferde. Leutnant von Loë wird, bei Passierung der feindlichen Zone, indessen schon damals nach dem Grundsatz geritten sein, den er sein Leben lang befolgt und besonders als Regimentskommandeur seinen Husaren anerzogen hat: „Der Reiter kommt überall durch, wo er durchkommen will.“

Beim ersten Morgengrauen des 23. Juni erreichte er Schwetzingen und stellte dort ein Lager von Insurgenten und deren Abzug in Richtung auf die Bergstraße fest. Es waren versprengte Nachzügler der Freischaren, die, bei Waghäusel am 20. im wesentlichen siegreich, tags darauf im Gefecht bei Wiesenthal nur abgewiesen, sich dennoch in wilde Flucht aufgelöst hatten und nun, ohne Disziplin und moralischen Halt, zunächst Sinsheim, und, als sie dort auf das Neckarkorps trafen, Karlsruhe und den südlichen Teil des Landes zu erreichen strebten. Auch Mieroslawski hatte am 22., nach nächtlichem Ritt, Schwetzingen in der Frühe passiert, die Straßen voll von aufgelösten und erschlafften Freischärlern, Volkswehren und Soldaten gefunden, und, nach vergeblichem Versuch, die Scharen zu sammeln, die Richtung nach Heidelberg eingeschlagen, von wo er gleich weiter nach Karlsruhe flüchtete. Das Vertrauen auf den „Polacken“, bei den Soldaten nie besonders groß, war erschüttert. Jeder fühlte, welchem Führer man sich anvertraut. Ohne die bei den drei Korps über die Verfassung der Aufständischen herrschende völlige Unkenntnis hätte deren Rückzug zu einer Katastrophe werden müssen.

Als Leutnant von Loë weiterreitend vom Bürgermeister eines Ortes erfuhr, daß preußische Truppen am 20. den Rhein bei Germersheim überschritten und den Marsch auf Karlsruhe fortgesetzt hatten — am 20. und 21. sei aus südlicher Richtung Kanonendonner zu hören gewesen — hielt er sich für berechtigt, auf eigene Verantwortung von dem ihm erteilten Auftrag abzuweichen und, anstatt in östlicher, in südlicher Richtung vorzugehen. Bald darauf stieß er denn auch auf eine Abteilung der dem I. Armeekorps zugeteilten 8. Ulanen, deren Führer die Richtigkeit der veränderten Maßnahmen seines Korps bestätigte. Nachdem mit der Meldung hierüber der erste Teil des Auftrags ausgeführt war, suchte Leutnant von Loë das Oberkommando auf, traf es bei der gegen Bruchsal—Karlsruhe voraus marschierenden 3. Division auf dem Schloßhof zu Kißlau und erstattete dem Prinzen von Preußen seine Meldung.

Bis zu diesem Moment befand sich das Oberkommando im unklaren über die Verhältnisse an der Neckarlinie, sowohl bezüglich des II. wie des Neckar-Korps.

Somit war Leutnant von Loë der Überbringer der ersten sicheren Nachricht von der Besetzung der Neckarlinie.[1]) Der Prinz von Preußen befahl ihm, für diesen Tag bei seinem Stabe zu verbleiben und sprach sich dem, am Abend beim Oberkommando eintreffenden Graf von der Gröben gegenüber um so anerkennender über den Überbringer der wichtigen Meldung des Vormittags aus, als das Nachrichtenwesen der preußischen und Reichstruppen in diesem Feldzug, ganz im Gegensatz zu den vorzüglich unterrichteten Insurgentenführern, viel zu wünschen übrig ließ. Erhielt das Hauptquartier doch auch die erste sichere Nachricht über das Neckar-Korps an diesem Abend durch den General von Peucker selbst.

Im Stabe des Prinzen von Preußen, dem als Chef Major Kirchfeldt, außerdem Hauptmann von Goeben — der kommandierende General des VIII. Armeekorps 1870/71 — der diensttuende persönliche Adjutant Rittmeister Graf von der Goltz — späterer Kommandeur der Bonner Husaren — und, als attachiert, Prinz Friedrich Karl von Preußen angehörten, vernahm Leutnant von Loë, daß sein prinzlicher Freund drei Tage vorher die Attacke der 1. Eskadron des 9. Husarenregiments mitgeritten und ein Beispiel glänzender Tapferkeit gegeben habe, aber durch zwei Schüsse an Schulter und Hand verwundet sei. Beim Oberkommando, das um 1 Uhr mittags auf dem Gefechtsfeld von Ubstadt eintraf, sah Loë noch, wie die übereilt und unter den ungünstigsten Geländeverhältnissen ausgeführte Attacke der 1. Eskadron des 8. Ulanenregiments dennoch den unsicheren Gegner so erschütterte, daß er in höchster Unordnung nach Bruchsal zurückflutete. Am Abend kehrte Loë vom Hauptquartier Langenbrücken zu seinem Regiment zurück.

Dies Zusammentreffen mit dem Prinzen von Preußen sollte für die Laufbahn des Leutnants von Loë bedeutungsvoll werden. Hatte doch der Prinz die seltene Gabe, Menschen, die ihm einmal entgegengetreten waren, nicht zu vergessen, um sie, kam der Moment, an die richtige Stelle zu setzen. Wenn später der Generaladjutant von Loë

---

[1]) „Vom Korps des Grafen von der Gröben bekam man erst am 23. morgens durch eine Meldung von Ladenburg aus Nachricht." Der Feldzug gegen die badisch-pfälzische Insurrektion 1849. Von einem ehem. Offizier. Darmstadt 1850. S. 288. — „Die dienstliche Meldung vom Neckarübergang des II. Armeekorps war am Vormittag durch einen Offizier desselben beim Armee-Oberkommando eingetroffen." von Voß, Feldzug in der Pfalz und in Baden 1849. Berlin 1903. S. 224. — Nach Loës eigener Darstellung war der Prinz über die Meldung sichtlich erfreut, hatte bis dahin also noch keine Nachricht vom Übergang erhalten. Erinnerungen. S. 9 u. f.

unter den Paladinen seines Kaisers und Königs, als einer der Treuesten, an den Stufen des Thrones stand, dann mag er oft und voll Dankbarkeit an jenen Moment auf dem Schloßhof von Kißlau gedacht haben.

Den 23. Juni 1849 setzte er an den Anfang der im Alter aufgezeichneten „Erinnerungen".

Am 25. Juni zog der Prinz von Preußen in Karlsruhe ein.

Nach den dann folgenden Kämpfen an der Murg verloren die Operationen an Bedeutung. Mieroslawski, „von der Vorsehung bestimmt, den großen Bund der Völker zu schließen und Europa von den Tyrannen zu befreien", hielt seinen Schwur nicht, legte das Schwert aus der Hand, beantragte seine Entlassung und ging über die Grenze. Die Masse der Insurgenten besaß nicht mehr die Kraft, Widerstand zu leisten. Nur Rastatt war noch in ihren Händen und gab einen letzten Rückhalt. Diese Festung zu nehmen, wurde das II. Armeekorps bestimmt, während das I. Armeekorps den rheinaufwärts fliehenden Feind verfolgen, das Neckar-Korps einen Flankenmarsch durch den oberen Schwarzwald machen sollte. Das 3. Husarenregiment wurde der 2. Division (Generalmajor von Webern) des I. Armeekorps zugeteilt. Aber die Gegner waren wie in die Erde gesunken. Aus allen Winkeln krochen die Überläufer hervor. Aus den Kornfeldern, den Wäldern und Scheunen wurden die Waffen massenweise aufgelesen. Die Desorganisation der feindlichen Streitmacht war vollkommen.

Am 9. Juli traten die letzten Insurgenten auf Schweizer Gebiet über.

Der Prinz von Preußen schrieb am 11. Juli an den Großherzog von Baden: „In den 33 Friedensjahren waren aller Augen auf die preußische Armee gerichtet, von welcher erwartet wurde, daß sie im Fall eines äußersten Krieges der Kern sein würde, um den sich die wenigen fest organisierten Truppenkörper Deutschlands scharen würden. Diese Ansicht hat sich bewahrheitet. Die Armee hat ihre moralische und militärische Feuertaufe auf eine eklatante Weise bestanden."

Am 23. Juli ergab sich Rastatt.

Der Krieg in Baden war beendet.

Die Bewegungen zum Rücktransport der Truppen erfolgten. Doch blieb — zur gänzlichen Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und Autorität — das Oberkommando mit einem Teil der preußischen Armee, dem „Okkupationskorps", im Großherzogtum Baden zurück und hielt die wichtigsten Punkte vom Neckar bis zum Bodensee besetzt.

Als Chef des Stabes des Oberkommandos wurde der bereits zu Beginn des Feldzuges hierfür in Aussicht genommene General von

Peucker kommandiert, nachdem das, infolge der Uneinigkeit der Kleinstaaten auseinandergerissene Neckar-Korps durch Verfügung des Reichskriegsministeriums auch formell aufgelöst war.

Das 3. Husarenregiment gehörte dem Okkupationskorps[1]) an und erhielt Baden-Baden, Bühl und Karlsruhe als Kantonnements zugewiesen. Leutnant von Loë hatte das Glück, Baden-Baden als Standort zu erhalten, das damals eleganteste deutsche Bad, in dem eine internationale Gesellschaft sich alljährlich zum Frühjahr und Herbst versammelte.

---

[1]) Anhang e.

III

Beim Okkupationskorps und Rückkehr zum Regiment

1849—1851

Am 15. September wurde der Prinz von Preußen zum Militärgouverneur in der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen, sowie zum Oberbefehlshaber der Okkupationstruppen in Baden, Hohenzollern und Frankfurt a. M. mit dem Sitz in Koblenz ernannt.

Nach Koblenz wandten sich in dieser trüben Zeit die Blicke manches Hoffenden.

„Preußens geschichtliche Entwicklung deutet darauf hin, daß es berufen ist, einst an die Spitze Deutschlands zu treten.“ Wer ahnte, daß dies Wort des Prinzen durch den wilden Junker Otto von Bismarck in Erfüllung gehen sollte, der, zur selben Zeit drüben in Frankfurt, den Diplomaten so wenig Fachmann zu sein schien!

Das lang verwahrloste, ehemalig kurfürstliche Schloß zu Koblenz wurde die Residenz des Prinzen und damit der Mittelpunkt der Männer, die in der Stille jene, später von ganz Europa als mustergültig anerkannten und nachgeahmten Heereseinrichtungen schufen.

Da sah man vor allem den Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps, Major von Roon,[1]) mit dem der Prinz schon während des badischen Feldzuges in regen Gedankenaustausch über die brennenden Fragen getreten war — Oberstleutnant Fischer, den Mentor des Prinzen Friedrich Wilhelm in Bonn, dann Ingenieurinspekteur in Koblenz — den zu früh verstorbenen Major Kirchfeldt, den Chef des Stabes der Operationsarmee am Rhein, der in dieser Stellung beim Militärgouvernement verblieb — den Kommandanten von Koblenz und Ehrenbreitstein, Oberst von Griesheim. Als dieser durch Charakter und Wissen hervorragende Militär 1854 starb, schrieb Roon: „Einer der Besten ging dahin, während das entbehrliche Unkraut in breiter Fülle

[1]) 16. Mai 1848 zum Generalstab des VIII. Armeekorps, 1849 Chef des Stabes bei General von Hirschfeld in Baden. 26. Dezember 1850 Kommandeur des 33. Infanterieregiments (Köln).

fortvegetiert." Auch August von Goeben war als Major im Generalstab von 1851 bis 1855 zum Militärgouvernement kommandiert.

Der Vertraute des Prinzen, Gustav von Alvensleben,[1]) anfangs beim Okkupationskorps in Karlsruhe, später Roons Nachfolger in Koblenz, dann Stabschef beim Militärgouvernement, war zugleich der intimste Freund des kommandierenden Generals in Karlsruhe, des Generalleutnants Freiherrn Roth von Schreckenstein.

Durch General von Schreckenstein, seinen Onkel, trat Loë dem Koblenzer Kreis dieser Männer näher, die erkannten, daß früher oder später eine Auseinandersetzung mit Österreich unausbleiblich sei. Eine Auseinandersetzung mit dem alten Kaisertum, das in politischer Verblendung schon lange nicht mehr deutsche, sondern Hauspolitik trieb — das seinen Schwerpunkt nicht dorthin verlegte, wohin die Donau stromaufwärts den Weg zeigte, sondern außerhalb Deutschlands, jenseits der Alpen — das die Führung der deutschen Stämme daher an Preußen abgeben mußte.

Hier lernte Loë Menschen und Dinge nach ihrem inneren Gehalt beurteilen. Er lernte Menschen kennen, die ihr eigenes Ich der Sache, der es galt, bereitwillig unterordneten. Er legte den Grund zu jener tieferen Einsicht, jener Weite des Urteils, die ihn, neben seinem großen Taktgefühl und der absoluten Zuverlässigkeit seines Charakters, später in ein so nahes Verhältnis zum König und Kaiser bringen und ihn zum Vertrauensmann der Dynastie machen sollte.

Während des Aufstandes hatte Loë unter dem Grafen Karl von der Gröben gestanden, der, von Gneisenau und Clausewitz schon als junger Offizier geschätzt, zu den Männern gehört hatte, die des Vaterlandes Befreiung einst vorbereiteten.

Tief und bedeutend wurde jetzt der Einfluß des andern Kämpfers aus eherner Zeit, des Generals von Schreckenstein.

Generalleutnant Freiherr Roth von Schreckenstein, damals 61-jährig, war „einer unserer hervorragendsten Generale, kaltblütig, überlegt und entschlossen", sein Wahlspruch: „die Feinde wägen, nicht zählen!"[2]) Er hatte, ursprünglich Leutnant im sächsischen Kürassierregiment von Zastrow, den russischen Feldzug und den Krieg in den Niederlanden im Stabe des Generals von Thielmann mitgemacht, jenes kühnen Reitergenerals, der, anfangs wie geblendet durch die Gestalt des Korsen, später zum preußischen Patrioten geworden war. Die

---

[1]) „Er und sein Bruder Konstantin waren Musterbilder von Generalen." Bismarcks Gedanken und Erinnerungen I. S. 127.

[2]) „Terrere nolo, timere nescio," schrieb er damals unter sein dem Vater des Generalmajors z. D. von Voß geschenktes Bild.

gewaltigen Erinnerungen an den blutigen Tag von Borodino und an Wavre begleiteten Schreckenstein in die folgende lange Friedenszeit. 1848 wurde er, gegenüber der am Rhein zunehmenden demokratischen Bewegung, zuerst zum Kommandeur der 15. Division in Köln ernannt, dann mit der Führung des VIII. Armeekorps in Koblenz beauftragt, bei dem sich gerade damals Moltke und Roon als Generalstabsoffiziere ablösten[1]) — Moltke kam als Chef des Generalstabes nach Magdeburg. „Ich schätze mich glücklich," schrieb Roon am 12. Juni 1848, „daß das Schicksal mich hierher geworfen hat. Dabei denke ich vorzugsweise an die Persönlichkeit des Generals von Schreckenstein. Er scheint durchaus furchtlos und entschlossen und geht allen Stürmen, die unsere Zukunft bedrohen, mit männlicher Zuversicht entgegen. Dabei eine höchst liebenswürdige, umgängliche Persönlichkeit, mit der sich's leicht lebt, weil man Vertrauen zu ihr haben kann." Roon mußte sich bald von dem „braven General" trennen, der im Ministerium Auerswald zum Kriegsminister ernannt wurde, aber noch in demselben Jahre wegen einer das Offizierkorps betreffenden Frage sein Entlassungsgesuch einreichte. Kurze Zeit Führer des Gardekorps, wurde er den 15. September, auf Wunsch des Prinzen von Preußen, dessen Nachfolger in Baden. Vermählt mit Gräfin Louise von Hatzfeldt, einer Schwester von Loës Mutter, hatte er, als Kommandeur der Kavalleriebrigade in Münster i. W. ein häufiger Gast auf Schloß Allner, seinen Neffen Walter ins Herz geschlossen. Jetzt nahm er sich des jungen Husarenoffiziers besonders an, kommandierte ihn während der spannungsvollen hessischen Krisis 1850 zu sich als Ordonnanzoffizier und gab ihm Gelegenheit, Einblick zu gewinnen in die politischen und militärischen Gedanken des Prinzen von Preußen, in dessen festen Glauben an die Erfüllung von Preußens deutscher Aufgabe, in dessen beginnende Arbeit für die Reorganisation der Armee. Gehörte Schreckenstein doch, einer der wenigen, die damals die Dinge nach ihrem wahren Wert einschätzten, zu den engsten Vertrauten des Prinzen von Preußen.

Aus den „Erinnerungen" Loës leuchtet der mächtige Eindruck, den diese zwei Männer auf ihre Umgebung ausübten — beide einig in der Zuversicht auf den Geist, die Erziehung, die nationale Überlegenheit der preußischen Armee, beide die Demütigung der damaligen preußischen Politik tief empfindend, die Schäden des Heerwesens bei dem Theaterfeldzug 1850 erkennend, aber zugleich beide voll Vertrauen auf eine bessere Zukunft.

---

[1]) 16. Mai 1848. Vorübergehend war Moltke Abteilungschef im Großen Generalstab.

Man wird kaum fehl gehen, wenn man die Grundlage für Loës späteres nationales und militärisches Denken und Handeln in den badischen Jahren 1849 und 1850 sieht.

Hier lernte er jene unbedingte Hingabe an den preußischen Staat kennen, die alle anderen Rücksichten zurücktreten ließ.

Hier wurzelt seine echt germanische Vasallentreue auf Tod und Leben dem Fürsten, der damals der einzige Retter in der Not erschien.

Militärisch konnte Loë sich kein besseres Vorbild, keinen besseren Lehrer als seinen Onkel Schreckenstein wünschen. In diesem feingebildeten Geist sah er reiche Kriegserfahrung mit dem Bestreben nach stetiger Fortbildung verbunden. Die hinterlassenen, vorwiegend kavalleristischen Schriften des Generals enthalten Grundsätze, die gültig bleiben, solange die Reiterei ihren Platz im Kriege behauptet. Auf manche der im Augustheft des Militär-Wochenblatts 1849 erschienenen „Gedanken über die Organisation und den Gebrauch der Kavallerie im Felde“ ist das Exerzierreglement für die Kavallerie vom 3. April 1909 zurückgekommen. Vor allem darauf, daß es die Vorschriften für Kavallerie-Divisionen und -Korps auf das reduzierte, „was unumgänglich notwendig ist“, und alles wegstrich, „was von Theoretikern und Kleinigkeitskrämern aus dem Grunde im Frieden hinzugesetzt und erfunden wurde, weil sie nicht zur Einsicht gelangt sind, daß solche Künsteleien auf dem Schlachtfelde gar keine Anwendung finden, und überhaupt nur die allereinfachsten Mittel und Wege am sichersten zum Ziele führen“. Das Reglement der Kavallerie kann „überhaupt nur die nötigen bestimmten Vorschriften enthalten, damit man Eskadronen, Regimenter und allenfalls eine Brigade nach der Beschaffenheit des Terrains in Kolonne formieren kann, um sie in der kürzesten Zeit, mit Ordnung, nach allen Richtungen hin zu bewegen. — Die ganze Kunst im Angesicht des Feindes beschränkt sich sodann auf schnelles Deployieren, Frontmachen, Einschwenken und Aufmarschieren.“

Als Hauptgrundsatz für den höchsten Anführer bezeichnet Schreckenstein, daß er das, was er improvisiert, auch seinen Untergebenen mit wenigen Worten mitzuteilen versteht — daß diese seine Idee schnell aufzufassen und ohne die Anwendung komplizierter Bewegungen auszuführen wissen — daß man von oben herab niemals zu halben Maßregeln seine Zuflucht nimmt, vielmehr das, was einmal begonnen ist, schnell und kräftig durchführt, und „daß keiner den andern im Stich läßt, ohne vorher Kopf und Kragen daran zu setzen“.

Aber die Kavallerie wird sich in Zukunft „mit der bescheidenen Rolle begnügen müssen, der Infanterie und Artillerie Hilfsdienste zu leisten, indem sie vor dem eigentlichen Beginn der großen Trauerspiele die Vorhänge lüftet, in den Zwischenakten wacker aufräumt, der Infanterie schnell zu Hilfe kommt, die Artillerie beschützt, die Ordnung wieder herstellt und am Schluß der großen Vorstellungen die grobe Arbeit verrichtet, ohne daß ihr jemals der Ruhm zu Teil wird, in großen Schlachten den Sieg ganz allein erfochten zu haben.

Der Anführer wird die Gabe besitzen müssen, auf geniale Weise Bewegungen, Entwicklungen, Aufmärsche und Attacken zu improvisieren, die im Frieden nicht eingeübt werden konnten, und zu denen kein Reglement der Welt die nötige Anleitung enthalten kann. Ja er wird endlich nur dann im Stande sein, viele Regimenter und Brigaden mit der gehörigen Übereinstimmung zum Einhauen zu bringen, wenn er sich in seinen Berechnungen über Zeit und Raum nicht geirrt hat und in dem Maße allen seinen Untergebenen zu imponieren vermag, daß dieselben ohne alle Ausnahme (im vollen Vertrauen auf seine Fähigkeiten und gewöhnt an unbedingten Gehorsam) seine Befehle, es koste was es wolle, auszuführen bemüht sind."

Und Schreckenstein schließt: „Es ist überall der kühne Geist, der Großes mit Bewußtsein schafft; ohne ihn regiert das blinde Glück, dem Wissen und Können wenigstens nicht hinderlich in den Weg treten werden."

Das sind Grundsätze eines gebornen Reiterführers.

Mit welcher Verehrung gedachte Walter von Loë seines Onkels! Die kavalleristischen Lehren, die er in jungen Jahren empfing, hat er vor allem als Regimentskommandeur und als kommandierender General auf seine Reiter übertragen. Und wenn es ihm nicht vergönnt wurde, das geschlossene Regiment auf dem Schlachtfeld zur Attacke zu führen — die Tätigkeit seiner Königshusaren 1870/71 im Dienst der Infanterie und Artillerie, aufklärend, sichernd und durch richtig angesetzte Attacken den Feind erschütternd, wurde mustergültig.

*

Die Auflösung des Generalkommandos des badischen Armeekorps zu Koblenz im Dezember 1850 beendete Loës militärisch lehrreiches, politisch interessantes Kommando. Er kehrte nach Kemberg zu seinem Regiment zurück, das indessen schon im Februar 1851 die bisherigen Garnisonen mit Rathenow und Nauen im Westhavelland vertauschte. Nach dem in diesem Jahr erfolgten Tode des Königs Ernst August

von Hannover wurde König Georg V. Chef des Regiments. Kommandierender General des III. Armeekorps war der General der Kavallerie von Wrangel, zugleich Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken.

Als Leutnant von Loë im November ein sechsmonatliches Remontekommando nach Ostpreußen beendet hatte, bot sich ihm die Aussicht auf ein einjähriges Kommando zur Gesandtschaft in Paris. „Im Interesse meiner Ausbildung und meines weiteren Fortkommens griff ich um so mehr zu, als die Vorzüge von Paris im Vergleich zu Nauen nicht zu verkennen waren." Im Februar 1852 trat er das Kommando an.

IV

Verschiedene Kommandos

1852—1857

Ein Leutnant von 24 Jahren, der das Kommando bei einer Gesandtschaft erhält, betrachtet es vielleicht nur als angenehme Unterbrechung des Garnisonslebens und vergißt, daß diese Kommandierung ins Ausland auch Pflichten auferlegt — Pflichten zunächst gesellschaftlicher Art. Besaß Loë hierfür auch angeborene Gaben, so pflegte er doch eine ihm zufallende Aufgabe nie oberflächlich aufzufassen. Wie ihm sein Onkel Schreckenstein damals schrieb: „Laß dich durch die geselligen Vergnügungen nicht ganz vom Studium abhalten; verfolge den Weg, den du eingeschlagen, mit Ernst und Eifer, denn du hast Gelegenheit, besonders Sprachen — Französisch und Englisch — gründlich und leichter zu erlernen."

Auch in Paris knüpfte Loë Fäden fürs Leben an, er vervollkommnete sich in Sprachen, er orientierte sich schon damals über Land und Leute und vor allem über die militärischen Verhältnisse Frankreichs. So fand er zehn Jahre später, als Militärattaché, an der Seine bekannte Verhältnisse und Verbindungen vor, die ihm Grundlage für seine Tätigkeit wurden.

Zustatten kamen dem jungen Attaché verwandtschaftliche Beziehungen. Der preußische Gesandte Graf Maximilian von Hatzfeldt war sein Onkel, Bruder der Mutter. Loë wohnte im Gesandtschaftshotel, dem alten Palais Beauharnais in der Rue de Lille. Der Familienkreis der Gräfin Pauline Hatzfeldt, Tochter des zum Marschall von Frankreich ernannten Grafen Boni de Castellane — die Familie Castellane war wiederum mit den Talleyrand-Sagans verwandt — führte ihn zunächst in die bonapartistischen Kreise, reichte aber auch ins Faubourg St. Germain, in die Hotels des legitimistischen Adels, der sich vom Elisée, wie später von den Tuilerien fern hielt.

Bei Gräfin Pauline Hatzfeldt kam Loë in die unerbittliche Schule einer von Witz sprühenden Konversation, die zugleich an Offenheit ihresgleichen suchte. „Très bonne femme, d'un franc parler incroyable, elle

dit son fait à tout le monde." Hier, auf neutralem Boden, sah man die Bonapartisten und die Parteigänger der Grafen von Chambord und von Paris, hier begegneten sich die Prinzessin Mathilde, die Gräfin de Montijo, Mutter der Kaiserin, und Marie Christine von Spanien,[1]) lächelnd einen Montalembert, einen Thiers, einen Guizot begrüßend;[2]) hier lernte Loë auch die Herzogin von Dino kennen, durch ihren schlesischen Besitz[3]) Herzogin zu Sagan, jene Nichte des „großen" Talleyrand, die von Kindheit an dem preußischen Hofe zugetan war. Auf dem Wiener Kongreß hatte sie, als eine der drei Grazien aus Kurland, im Hause des Fürsten Talleyrand mit Anmut und Geist die Honneurs gemacht. Ihr Sohn heiratete nach dem Tode des Grafen Hatzfeldt dessen Witwe.

Erster Gesandtschaftssekretär war Gustav von der Schulenburg-Priemern, zweiter Sekretär Graf Gustav Brandenburg (der jüngste Sohn des Ministerpräsidenten von 1848, nachheriger Gesandter in Brüssel). Militärattaché Hauptmann von Hanenfeldt, 1859 Chef des Stabes des II. Armeekorps, zuletzt Kommandeur der 2. Division in Danzig und 1870 stellvertretender Chef des Generalstabes der Armee.

Unter den französischen Offizieren machte Loë schon bei diesem ersten Pariser Aufenthalt die Bekanntschaft des spätern einflußreichen Adjutanten und Vertrauten Napoleons, Oberst Fleury. Dieser tapfere, unter seinen Kameraden allgemein beliebte ehemalige Spahisoffizier, den der Präsident im Dezember 1848 zu seinem Ordonnanzoffizier ernannt hatte, wurde 1852 Kommandeur des nach dem Muster der Chasseurs à cheval Napoleons I. neugegründeten Leibregiments der Guides. „Je vous félicite, mon cher général," sagte ihm König Wilhelm I. 1861 in Compiègne, „Vous avez créé le plus beau régiment d'Europe!"[4])

In diesem Regiment, „monté en magnifiques étalons bai-brun andalous", stand damals ein junger provençalischer Edelmann, „une juste célébrité de boute-en-train, écervelé, parfait Don Juan, tête folle et extraordinaire querelleur" — Gaston de Galliffet.

Als Loë diesen Typ des französischen Offiziers d'avant la guerre bei seinem zweiten Pariser Kommando im Salon der Fürstin Pauline Metternich in der Rue de Varennes wiedersah, hatte der Kapitän mit dem „ventre d'argent" die Krim, Algier, Italien, Mexiko hinter sich

---

[1]) Mutter der Königin Isabella II. und Regentin bis 1840.

[2]) J. de Chambrier, La cour et la société du Second Empire. 2me Série. Paris 1903.

[3]) Königliche Investitur vom 6. Januar 1845.

[4]) Souvenirs du Général Cte Fleury. Paris 1898. II. S. 223.

und brillierte bei den Festen im kaiserlichen Schloß zu Compiègne, deren Seele die geistreiche „princesse parisienne“, die temperamentvolle Tochter des Grafen Sándor war, die ihr Selbst im Strudel der Vergnügungen nie verlor — fidèle à ses amitiés et dévouée au malheur.[1])

Rire et mourir! Der Krieg 1870 kam und die große Attacke der Division Margueritte. Aus dem „vieux sabreur“ wurde der Reformer der französischen Kavallerie. „Par une volonté de fer, par un travail assidu, le général de Galliffet joue aujourd'hui un rôle prépondérant,“ schrieb General Fleury 1884, „Grand maître de la cavalerie, s'il y a la guerre, il peut rêver encore de plus hautes destinées.“

Die Freundschaft der beiden Reitergenerale überdauerte die Zeiten. Am 9. März 1888, am Sterbetag Kaiser Wilhelms I., schrieb Galliffet an Loë, den kommandierenden General in Koblenz:

„Mon cher ami,

J'ai chargé le vicomte Henri Begouen de vous porter mon meilleur souvenir. Il vous parviendra dans des circonstances douloureuses. Vous croirez que, quoique un vaincu, je suis assez soldat pour avoir toujours admiré les vertus militaires du Souverain que vous venez de perdre.

Je ne sais si vous êtes venu en France dans ces derniers temps. Si oui, vous m'avez negligé!

Serait-ce parce que j'ai été mis à pied par le nommé „Boulanger“![2])

Croyez-moi votre bien dévoué

Galliffet.“

Und kurze Zeit darauf, als Boulanger seinen Abschied erhalten hatte:

„Mon cher ami,

Ce billet vous sera remis si je ne vous ai pas trouvé pour vous faire mes adieux. Je m'étais trop avancé hier au soir en me promettant d'aller à la gare et j'oubliais une invitation (inéluctable) à un diner fixé pour huit heures.

Je vous dépose une photographie de moi dans l'espoir que cette familiarité vous engagera à la réciproque.

Je vous souhaite bon voyage et vous prie de croire à la vieille amitié d'un ennemi „héréditaire“.

Voici Boulanger redevenu un simple civil. Le conseil d'enquête avait été unanime heureusement, mais hélas!! il est à craindre

---

[1]) Souvenirs du Général Cte Fleury.

[2]) Boulanger entfernte als Kriegsminister (7. Januar 1886 bis 17. Mai 1887) seine politischen Gegner, u. a. Galliffet, von ihren Kommandos. 29. März 1888 erhielt er den „schlichten Abschied“.

qu'étonné et effrayé d'avoir frappé un „méchant", on ne se montre plus dur pour les bons, c'est ce qu'on appelle le „parfait équilibre" dans le régime parlementaire.

Amitiés

Galliffet."

1899 wurde Galliffet Kriegsminister, einer der hervorragendsten, die Frankreich besessen. Zielbewußt und energisch nahm er die Ausgestaltung und Verbesserung des Heerwesens in die Hand.

Vorurteilslos erkannte er die militärische Stärke Deutschlands — die Schwäche Frankreichs an. „Si le soldat appartient à une nation dont l'autorité est stabile, où la hiérarchie militaire se confond avec la hiérarchie sociale, où d'éclatants succès ont fait de l'armée l'orgueil de tous, il y entre préparé d'avance aux sentiments qu'il y doit acquérir, de fierté pour son rôle, de respect pour ses chefs, de confiance dans la force dont il devient un élément. Nulle part ces conditions ne sont mieux réalisées dans l'armée qu'en Allemagne. Dans le pays de la nation armée chacun dans l'armée garde le rang qu'il avait dans la nation.

Mais si un pays est égalitaire, si l'effort des lois, secondant la passion générale, s'oppose à l'établissement de toute hiérarchie, si les autorités, temporaires et formées par la volonté du peuple, sont vouées à la discussion et, par suite, au mépris de ceux qui les ont faites et les peuvent défaire, si la multitude, seule maîtresse de l'Etat, a pour flatteurs ceux qui devraient la conduire, ce pays est mal disposé au service militaire. La valeur naturelle peut survivre, la disposition discipline est morte." [1])

Wer solche Gedanken aussprach, wer nach deutschem Muster bestimmte, daß die Uniform in und außer Dienst zu tragen sei, paßte in die Republik Frankreich nicht mehr. „Le grand reître, le dernier des houssards avec l'air d'un vieux sabre" wurde trotz seiner Freundschaft mit Gambetta „suspect". In jener berühmten Sitzung im Palais Bourbon ließ er, der gestürzt werden sollte, das Wutgeheul der Gegner mit derselben Ruhe über sich ergehen, wie einst den Granatenregen auf dem Schlachtfeld, und reichte am selben Abend seinen Abschied ein. Mit Cyrano de Bergerac konnte er sagen:

> Oui, vous m'arrachez tout, le laurier et la rose!
> Arrachez! Il y a malgré vous quelque chose —
> Quelque chose que sans un pli, sans une tache,
> J'emporte malgré vous et c'est ... c'est mon panache.

[1]) L. Thomas, Le Général de Galliffet. Paris 1909. S. 201. Louis d'Harcourt, Gil Blas du 9 juillet 1909.

Vor dem Jahr 1852 war man in Frankreich nahe daran gewesen: „Vive la République démocratique et sociale!“ zu rufen. Jetzt hörte man bald: „Vive l'Empereur!“ Die große Karnevalzeit dieses schnell wechselnden Landes begann. Eine an das Alltagsgrau des Bürgerkönigs gewohnte Menge berauschte sich am plötzlich aufsteigenden Glanz. Feste, Paraden, Empfänge lösten einander ab, und während der allgemeine Friede verkündet wurde, während es Geschenke und Orden regnete, bestieg Prinz Karneval den Thron und zog die schönste Maske zu sich empor. Es war die 26jährige Doña Eugenia de Guzmann. „Beauté hautaine,“ schrieb die Herzogin von Dino,[1]) „avec des cheveux auburn qu'elle tient de sa mère irlandaise; elle a des allures hardies.“

Auch Loë stand unter dem Charme der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Kaiserin.

Am 30. Januar 1853 wohnte er in Notre-Dame de Paris mit dem diplomatischen Korps der Vermählungsfeier bei. Unter den Klängen des Marsches aus dem „Propheten“ betrat das kaiserliche Paar die Kirche.

Zu jenem Tag notierte die Herzogin: „Une circonstance sûre, mais qu'on ne publie pas pour ne pas éveiller les superstitions, c'est qu'en rentrant de Notre-Dame par une autre route que celle par laquelle le cortège s'y était rendu, la voiture impériale surmontée d'une grande couronne, en passant sous la voûte du Pavillon de l'Horloge, les chevaux entrés, elle n'a pas pu avancer. Le cocher, surpris, a donné des coups de fouet aux chevaux, qui, alors, ont fait tomber l'obstacle, lequel n'était ni plus ni moins que cette couronne, trop haute pour le portail, et qui a volé en éclats! Ominous!“[2])

Noch eine Reihe von Festen schloß sich an.

Diese glanzvolle Eröffnungsrevue des Zweiten Kaiserreichs bildete für den jungen Attaché den Abschluß seines Pariser Aufenthalts.

Er widerstand der Lockung seines Onkels Hatzfeldt, in den diplomatischen Dienst überzutreten und kehrte in das stille Leben der märkischen Garnison zurück.

Dort war der aus dem Regiment hervorgegangene Major von Griesheim gerade Kommandeur geworden, übernahm aber schon nach einem Jahr das Gardedragonerregiment. Aus dem Kadettenkorps kam zu den Husaren, als jüngster Offizier, der spätere Generalfeldmarschall Graf von Haeseler.

*

---

[1]) Chronique de 1831 à 1862. IV. Paris 1910. S. 70.

[2]) a. a. O. S. 75.

Im Sommer 1853 schien die orientalische Frage zwischen Rußland und Frankreich-England zum Waffengang zu führen. Wie auf Galliffet die Abenteuer und Gefahren des Kriegslebens einen unwiderstehlichen Reiz ausübten, so zog es auch Loë immer wieder auf den Kriegsschauplatz. Zugleich aber wurde von höherer Seite auf seinen Onkel Schreckenstein,[1]) den damals kommandierenden General des VII. Armeekorps, eingewirkt, im Interesse der Karriere des Neffen dessen Kommandierung nach Münster zu veranlassen. Darauf schrieb der General, am 9. Juli 1853: „Mein lieber Walter! Ich danke Dir für Deine ausführliche Mitteilung über Dein Leben und Wirken und antworte Dir ungesäumt, damit Du weißt, wie ich Deine Absichten, insoweit ich es für angemessen erachte, zu fördern gesonnen bin. Zuvörderst muß ich mich aber darüber aussprechen, daß ich vorläufig noch nicht an einen Krieg glaube, obgleich es den Anschein hat, daß es zum Kriege kommen wird. Da ich es für vorteilhaft halte, wenn jungen Offizieren Gelegenheit gegeben wird, Erfahrungen zu sammeln, so hoffe ich, daß man, falls es zu ernsteren Bewegungen kömmt, nicht versäumen wird, Offiziere nach dem Kriegsschauplatz zu schicken; am 21. kommt nun der König nach Paderborn, und ich werde auf der Reise mich mit dem Oberst von Schöler dahin verständigen, daß auf Deine Person Bedacht genommen wird, wenn es sich eventuell um die Absendung von Offizieren oder Urlaubsbewilligungen der Art drehen sollte. — Bevor ich schließe, muß ich Dir doch noch erzählen, daß Dein hoher Gönner Friedrich Karl mich aufgefordert hat, für Dich besonders zu sorgen und des Langen und Breiten sich mit mir darüber unterhielt. Wie es sich von selbst versteht, habe ich dem Herrn es klar gemacht, daß ich aus voller Überzeugung dahin wirken würde, damit Du nicht im gewöhnlichen Garnisondienste rc. verbraucht, vielmehr für andere Dienstleistungen herangebildet und gebraucht würdest; daß ich aber zu der Sorte von Generalen und Onkels gehöre, die von Nepotismus nichts wissen. Deine Kommandierung nach Münster hätte den Schein davon auf mich laden können und ich bin überzeugt, daß Du mich lieb hast und Dich lieber noch in Rathenow herumtummelst, als einen solchen Schein auf Deinen alten, viel geprüften Onkel zu laden. Hiermit nun Gott befohlen. Lebe wohl und Gott sei mit Dir.

Dein treuer Freund und Onkel L."

Der erwartete Krieg im Osten brach nicht aus.

---

[1]) Ludwig Freiherr Roth von Schreckenstein. Ein Lebensabriß von Dr. phil. J. Asbach. Köln 1907.

„Wenn sich die Gelegenheit bietet," schrieb Schreckenstein am 7. August, „werde ich mich schon an den Laden legen, und ich setze voraus, daß Du einstweilen Dich vorbereitest und Deinen Plan verfolgst, damit Du mit den nötigen Vorkenntnissen ausgestattet bist, wenn sich mir die Gelegenheit darbietet, Dir zur erweiterten Tätigkeit in unserem Fache zu verhelfen. —

Meine Augen sind auf Deinen Gönner den Prinzen Friedrich Karl und auf den hoffnungsvollen Prinzen Friedrich Wilhelm gerichtet, die große Aufgaben zu lösen haben werden. Dazu brauchen sie Gehilfen, die unterrichtet sind, die da wissen, was sie sollen und wollen."

Im Herbst 1853 wurde Loë auf ein Jahr als Adjutant zur Militärreitschule nach Schwedt kommandiert, worauf ihm sein Onkel schrieb: „Ich freue mich, daß Du nach Schwedt kommandiert bist; als Übergang zu dem, was ich für Dich wünsche. Kömmt Zeit, kömmt Rat. Benütze die Zeit im Dienste zur gründlichen Erlernung der Dressur und die freie Zeit zur Vorbereitung für die Kriegsschule, das heißt zum Studium der Kriegswissenschaften und zu einer wissenschaftlichen Grundlage in unserem Handwerk."

Direktor der Reitschule war Major Hann von Weyhern, der ebenfalls in Holstein gefochten und 1849 die 1. holsteinischen Dragoner kommandiert hatte — der spätere kommandierende General in Stettin.

Nach Beendigung dieses Kommandos schrieb General von Schreckenstein seinem Neffen: „Es hat mich gefreut, daß Du den Plan zu Deiner weiteren Ausbildung als Soldat auf dem Wege (Allgemeine Kriegsschule) verfolgst, den ich für Dich ersprießlich halte. Es gibt allerdings Leute, die man vom vielen Lesen und von der Passion, alles theoretisch genau kennen zu lernen, abhalten muß, weil sie entweder zur Pedanterie neigen, von Natur nicht recht praktisch sind, oder mehr verschlucken als sie verdauen können. Damit hat es nun bei Dir gute Wege, und die Zeit, wo es zum Handeln kommen wird, liegt uns nicht mehr allzufern; ich sage nach dem, was mir allerdings meist nur aus den Zeitungen bekannt ist, wohl nicht zu viel, wenn ich von einem Kriege spreche, der zur Abkühlung heranrückt, doch halte ich es für möglich, daß die Diplomaten noch eine Art Frieden oder eine anscheinende Ruhe zu Stande bringen, die einige Zeit vorhält. Der Aufschub, den ich für möglich halte, ist für Dich nicht von Bedeutung, denn Du bist jung und auf ein Friedensjahr mehr oder weniger kommt's bei Dir nicht an. Meine Zeit ist aber beinah abgelaufen, denn ich zelebriere in einigen Tagen meinen 66. Geburtstag, einschließlich des Tages, wo ich an der Quelle der Donau getauft wurde, und viel Feldzüge und Anstrengungen aller Art liegen mir in den Gliedern."

Es folgte eine fünfmonatliche Dienstleistung beim Regiment, dann ein neues Kommando als Adjutant zur 3. Division nach Stettin, deren Kommandeur der Generalleutnant Karl von Hirschfeld war, ein jüngerer Bruder des, Loë aus dem badischen Feldzug bekannten, dem Prinzen von Preußen nahe stehenden kommandierenden Generals des VIII. Armeekorps.

Gleichzeitig hatte Loë den Antrag gestellt, das Examen zur Allgemeinen Kriegsschule zu machen, ein Entschluß, der „zum Abschluß des Beweises der Applikation" die vollste Billigung des Generals von Schreckenstein fand.

Das Verhältnis Loës zum Generalstabs-Offizier der Division, Major Lengsfeld,[1]) war anfangs ein etwas gespanntes. Auch hier suchte der Onkel zu helfen. Er wies auf die vortrefflichen Eigenschaften des Majors Lengsfeld hin, der, wenn er auch nicht zu den bequemen Vorgesetzten gehöre, doch überall die Achtung für den Offizierstand und das preußische Militär in hohem Maße befestigt habe: „Ohne ritterlichen Sinn ist eine derartige Verehrung nicht zu erreichen, und die äußere Rinde, gleichviel ob rauh oder abgeschliffen, tut nichts zur Sache.

Ich werde die Gelegenheit ergreifen, dem Major Lengsfeld zu schreiben und schließe in Bezug auf Dein Dienstverhältnis mit der Versicherung, daß von ihm viel zu lernen ist, und bin von Deinem richtigen Benehmen im Voraus überzeugt, da Dir die Sache selbst, nicht bloß der Schein und das Commodum am Herzen liegt — in richtiger Auffassung der Zeit, der wir entgegengehen und der Pflichten derer, die dazu berufen sind, noch Vieles auszufechten."

Zum 1. Oktober 1855 erfolgte die Einberufung zur Allgemeinen Kriegsschule. Ihr Direktor war noch bis zum Herbst des nächsten Jahres Generalmajor von Höpfner (bekannt durch sein Werk über den Krieg von 1806 und 1807), trotz seiner Kränklichkeit anregend im Vortrag.

Am 26. Juni 1856 verlor Loë seine Stiefmutter Maria geb. Gräfin von Schönborn-Wiesentheid. Ihm als Ältestem der Familie lag es nunmehr ob, sich der jüngeren Brüder, vor allem aber der beiden Stiefschwestern Anna und Huberta anzunehmen. Zur Seite stand ihm sein auf Wissem wohnender Onkel Clemens Loë.

Bevor der dreijährige Kursus der Allgemeinen Kriegsschule sein Ende erreichte, trat eine für die weitere Laufbahn des am 5. September 1857 zum Premierleutnant beförderten Husarenoffiziers einschneidende Wendung ein, auf die er selbst nicht vorbereitet war, die aber der, von dem sie ausging, schon länger ins Auge gefaßt hatte.

---

[1]) Vorher Artillerieoffizier vom Platz in Stettin.



V

In der persönlichen Umgebung des Prinzregenten und Königs

1858—1863

Der Prinz von Preußen, Militärgouverneur in der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen, hatte am 24. Oktober 1857 die Stellvertretung des erkrankten königlichen Bruders übernommen und mit seiner Übersiedlung von Koblenz nach Berlin den Sitz des Militärgouvernements dorthin verlegt. Wenn auch der Prinz in loyalster und taktvollster Weise gegen den König und die Königin Elisabeth verfuhr, so war er doch über die Unheilbarkeit der Krankheit nicht im Zweifel. Er sah sich für den Fall seiner Thronbesteigung nach Männern um, auf die er sich verlassen konnte. Am 9. Januar 1858 wurde Loë als Adjutant zum Militärgouvernement kommandiert, mit der ausnahmsweisen Vergünstigung, den Vorlesungen der Kriegsschule — die in diesem Jahre, zur Unterscheidung von den neuerrichteten Kriegsschulen, die Bezeichnung „Kriegsakademie" erhielt — auch ferner beiwohnen und die im Juli stattfindende Übungsreise mitmachen zu dürfen.

Als am 7. Oktober 1858 der König seinem Bruder die Regentschaft übertragen hatte, und das Militärgouvernement der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen aufgelöst wurde, trat Loë am 16. Oktober in die Dienststellung eines persönlichen Adjutanten des Prinzregenten über, indem er gleichzeitig die Beförderung zum Rittmeister, aggregiert dem 1. Rheinischen Husarenregiment Nr. 7, erhielt.

Nach der Thronbesteigung König Wilhelms erfolgte am 7. Januar 1861 seine Ernennung zum Flügeladjutanten, gleichzeitig mit der der anderen bisherigen persönlichen Adjutanten, der Obersten von Boyen und von Schimmelmann, der Majore von Strubberg und von Steinäcker.

Dreißig Jahre hat Loë dem Hauptquartier angehört, zwölf Jahre in der unmittelbaren Umgebung des Herrschers, die übrige Zeit in anderweitigen Stellungen und Verwendungen.

Im Rückblick auf das Jahr 1858 schrieb der Generalfeldmarschall achtundvierzig Jahre später in seinen Erinnerungen: „Damit trat ich

dauernd in die militärische Umgebung des Prinzen ein und wurde, wenn auch vorläufig in untergeordneter Stellung, Augenzeuge der gesamten politischen Entwicklung, die sich demnächst in unserem Staatswesen vollzog. Die Gestalt des Prinzen und späteren Königs befindet sich von jetzt ab im Mittelpunkt dieser Erinnerungen, alles übrige geht von ihm aus und kehrt zu ihm zurück." Im Anschluß an diese Worte schildert er sein Verhältnis zu diesem edlen Fürsten und ihn selbst mit einer rührenden Liebe und Verehrung, zugleich aber auch mit dem Verständnis eines in die innern Kämpfe, in die schwere Verantwortung, in die allerpersönlichsten Verdienste seines königlichen Herrn um Staat und Heer, um Preußen und Deutschland, eingeweihten treuen Vasallen. Die „Erinnerungen" werden hierdurch zu einem selten schönen Dokument, auf dem der Abglanz einer großen Zeit ruht — in dem die handelnden Menschen veredelt erscheinen durch eine höhere Bewertung des Lebens, durch ihr alle Disharmonien ausgleichendes Streben zu einem gemeinsamen patriotischen Ziel.

Wenn in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" diese Disharmonien einen markanten und temperamentvollen Ausdruck erhalten, so wechselt doch auch hier die Tonart, sobald die Person Wilhelm I. berührt wird. Ein warmer, an dieser Stelle fast ungewohnt herzlicher Ton von Anhänglichkeit, ja Liebe klingt aus der meisterhaft geschriebenen Charakteristik des ersten Deutschen Kaisers. Man spürt das Ringen nach Ausdruck, um ein Verhältnis zu erklären, das der Verfasser nicht allein staatsrechtlich oder royalistisch erschöpfend zu begründen vermag, sondern das ihm tiefer zu wurzeln scheint in einem höchst persönlichen Gefühl gegenseitiger Treue. Vor der edlen, wahrhaft königlichen Natur seines Herrn beugt sich der eiserne Kanzler.

„Alle, auch übertriebene Huldigungen berührten in keiner Weise bei mir das Gefühl, Diener dieses Herrn zu sein und mit Freuden zu sein."

„Ein treuer Diener" — wie die einfache Grabschrift des größten deutschen Staatsmannes sagt. —

Der Vorwurf der Einmischung in die Politik wurde gegen die Flügeladjutanten nicht mehr erhoben. Die hervorragende Regenteneigenschaft des Kaisers, Achtung vor pflichttreuen und klugen Ratgebern, verband sich mit der anderen, nicht geringeren: Achtung vor dem Ressort.

„Er duldete niemals die Einmischung unberufener Personen in Angelegenheiten, die nicht ihres Amtes waren."

Von „politischer" Vertrauensstellung eines Flügeladjutanten konnte daher keine Rede sein.

Eher hätte eine andere Frage für Loë im gegebenen Moment abermals in Erwägung kommen können: der Übertritt in den diplomatischen Dienst. Doch ist dieser Gedanke von ihm wohl nie ernsthaft in Erwägung gezogen worden. Immer drängte ihn seine militärische Passion in die Front zurück. Und wenn das Vertrauen seines Herrn ihn später zu diplomatischen Sendungen verwendete, so blieben es vorübergehende Momente. Auch als Generaladjutant liebäugelte er nicht mit einem Botschafterposten oder dachte gar, wie man geheimnißt hat, daran, der Nachfolger des großen Kanzlers zu werden. Sein Herz gehörte dem Heer. Wie einen Condottiere der Renaissance oder einen Mousquetaire unter Louis XIII. zog es ihn sein Leben lang dahin, wo die Klingen blitzten — nach Schleswig-Holstein, nach den Schlachtfeldern Böhmens, in den Kaukasus, nach Algier. Seine schönste Erinnerung im Alter war der Augenblick, als er am 15. Juli 1870 vor die Front des Husarenregiments sprengte: „Krieg!" — waren die Schlachttage von Sapignies, Bapaume und St. Quentin.

*

Am 25. Januar 1858 fand die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Viktoria in der St. James-Kirche zu London statt. Rittmeister von Loë, der eben seine Dienststellung beim Militärgouvernement der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen angetreten hatte, wurde nach Köln beurlaubt, um, als Mitglied der rheinischen Adelsgenossenschaft, an der Begrüßung des jungen Paares teilzunehmen. Am 7. Februar wohnte er dann dem Einzug in Berlin bei und begleitete am Abend den Prinzen von Preußen auf einer Fahrt durch die zur Feier des Einzugstages illuminierten Straßen. Als sie, vom Jubel des Volkes umrauscht, ins Schloß zurückkehrten, sagte der Prinz: „Vor zehn Jahren bin ich denselben Weg gefahren und war damals drauf und dran, gesteinigt zu werden. Was für eine Lehre muß man daraus ziehen? Daß man alle diese Manifestationen für das nimmt, was sie wert sind. Man muß sich freuen, wenn sie einen guten Fond haben, andernfalls sich aber auch nicht niederdrücken lassen."

Ein schwerer Schlag traf Loë im Frühjahr des Jahres — am 30. Mai starb sein treuer Freund und Berater, sein Onkel General Roth von Schreckenstein.

Erst wenige Wochen vorher war durch den Tod des Grafen Albrecht von Alvensleben-Erxleben der Krone und dem Lande ein Mann entrissen, „auf den alle Parteien mit Vertrauen und Hochachtung schauten", der als Stütze des neuen Ministeriums ausersehen war. Jetzt folgte

ihm der andere Vertrauensmann des Prinzen von Preußen. Um so schmerzlicher, als damals den Zeitgenossen unser Vaterland arm an Charakteren und ausgeprägten, Vertrauen einflößenden Persönlichkeiten erschien.

„Dans des occasions difficiles de la vie j'aimais à m'inspirer de ses conseils qui portaient toujours l'empreinte de son caractère loyal et de son coup d'œil juste et expérimenté," schrieb der Gesandte Graf Hatzfeldt an die Prinzessin von Preußen. „Me préoccupant sans cesse des intérêts de la couronne j'ai vivement désiré, lorsque le Prince Frédéric Guillaume était encore plus jeune, que le général put se trouver souvent dans l'entourage du Prince; ce n'était pas parce que c'était mon beau-frère que je le désirais, mais parce que, consciencieusement, je pensais que personne en Prusse ne possédait à un égal degré toutes les qualités propres à cette mission de confiance. J'étais tellement pénétré de l'utilité que cela pouvait avoir que j'engageais sans cesse mon beau-frère à ne pas reculer devant les fatigues que cela entraînait pour lui. Peut-être que c'était au-dessus de ses forces, mais il n'a écouté que la voix du devoir. Sa mort est une perte immense pour la couronne; car c'était un de ces hommes que l'on ne remplace pas." [1])

Als Freund und Berater hatte General von Schreckenstein den Prinzen Friedrich Wilhelm gerade in den letzten Jahren vielfach auf den Reisen begleitet, die der dereinstige Thronfolger Preußens an die europäischen Höfe machte. Aber gleich bei dem ersten Besuch in Petersburg, im Jahre 1852, hatte der 63jährige Mann das Unglück, bei einer Truppenübung im Lager von Krasnoe-Selo von einem russischen Offizier so umgeritten zu werden, daß er unter dem sich wälzenden Pferd einige Rippen brach und starke Quetschungen erlitt. Von diesem Unfall hatte er sich nie ganz erholt. Trotzdem begleitete er den Prinzen Friedrich Wilhelm noch auf mehreren Reisen und schließlich zu den Vermählungsfeierlichkeiten nach London. Jedesmal gab er einem, in der herzlichsten Weise ausgesprochenen Wunsche des Prinzen Friedrich Wilhelm oder der prinzlichen Eltern nach, die beruhigt waren, wenn sie wußten, daß der Mann ihres Vertrauens dem Sohne ratend und belehrend zur Seite stand. Für den bewährten Mentor aber war es schließlich keine kleine Aufgabe mehr, als hoher Sechziger Reisen zu unternehmen, bei denen es sich „darum drehte, sechs Wochen in Galauniform, en Escarpins, Frack und im Morgenanzug etc. schnell abwechselnd zu Fuß

---

[1]) Ludwig Freiherr Roth von Schreckenstein, a. a. O. S. 124.

und zu Roß mitzuspielen, Bälle, Konzerte, Kostümfeste mitzumachen." Während der Vermählungsfestlichkeiten in Berlin erkrankte der General, blieb noch kurze Zeit in seiner Wohnung im Prinzen-Hotel und starb, nach Münster zurückgekehrt, am 30. Mai.

Loë erzählt in seinen „Erinnerungen", wie er, mit Oberst Gustav von Alvensleben vom Prinzen nach Münster an das Krankenbett des Generals gesandt, nur noch allein seinen Onkel sehen durfte, und wie er dann des edlen Patrioten letzte Worte über Preußens Zukunft dem Prinzen überbrachte.

Ein Stück des eigenen Lebens schied für Loë dahin.

„Meine Zeit ist abgelaufen, denn ich bin alt und hinfällig", hatte Schreckenstein einige Jahre vorher geschrieben. „Euere Zeit nähert sich, und ich bitte Gott, daß unsere Sprößlinge wachsen — gegen Wind und Wetter ritterlich ankämpfen und Stand halten — so wie wir gekämpft haben — pro gloria et patria. Amen!"

Des Toten edles Denken und Handeln lebte in seinem Neffen fort. Ja, es schien, als ob auch seine Vertrauensstellung beim Herrscherhause mählich auf ihn übergehen sollte. Jedenfalls wußten sich die Königin Augusta, das kronprinzliche und das großherzoglich badische Fürstenpaar sicher, wurde Walter von Loë zu vertrauter Aussprache herangezogen, nicht sklavische Abhängigkeit zu finden, sondern wahre Hingebung und nicht berechnende Schmeichelei, sondern Worte zu hören, die dem Pflichtgefühl und einer die eigene Meinung wahrenden Überzeugung entsprangen.

Wenn die in der unbedingten royalistischen Treue dieses „Ritters ohne Furcht und Tadel", in seiner geistigen Bedeutung und seinem Taktgefühl wurzelnde Vertrauensstellung sich von dem Augenblick an zu entwickeln begann, als Loë dauernd in die Umgebung des Prinzen von Preußen trat, so fanden sich für ihn, nahm der Prinz seinen alljährlichen Aufenthalt in Baden-Baden, beim Großherzog Friedrich Anknüpfungspunkte an die Bonner Jugendfreundschaft.

Für Loë selbst wurde das nahe Verhältnis zum König dadurch besonders bedeutungsvoll, daß er, ohne eine eigentlich militärische und altpreußische Familientradition, den Staat Friedrichs des Großen immer mehr verstehen lernte, um schließlich selbst einer der besten Vertreter des preußischen Geistes zu werden. Von berufener Seite sind aus diesem Grunde die fünf Jahre, während deren er in der unmittelbaren Umgebung des Königs war, für die bedeutsamste Periode in der Entwicklung der eigenartigen Persönlichkeit des späteren Feldmarschalls bezeichnet worden. „Seine ganzen politischen und militärischen Anschauungen, in mancher

Beziehung durch spätere reiche Erfahrungen noch geklärt und ausgestaltet, haben doch den Grund, welchen sie hier gefunden, niemals wieder verlassen." [1])

Während dieser, in Preußens militärischer Geschichte durch die Reorganisation des Heeres ausgefüllten Jahre konnte Loë in stiller Bewunderung die zähe, gewissenhafte Arbeit des Prinzregenten und Königs an jenem großen Reformwerk beobachten, das, begründet in der Unterredung mit Roon in Babelsberg 1858, begonnen im Anschluß an die Mobilmachung des Jahres 1859, abgeschlossen 1867, den Scharnhorstschen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht weiter entwickelte und Linie und Landwehr inniger verschmolz. Hiermit im engsten Zusammenhang stand die zeitgemäße Veränderung der Taktik, die Forderung kriegsmäßigerer Ausbildung von Mannschaften und Offizieren, die Verbesserung der Bewaffnung. Eine der ersten Kabinettsorder des Regenten betraf die Einführung des Zündnadelgewehrs.

Wenn Loë sich des langjährigen Zusammenwirkens des Königs mit seinen Ratgebern später erinnerte, und wenn dann die Frage aufgeworfen wurde, welcher Ruhmesanteil dem König am Einigungswerk gebühre, dann pflegte er wohl die Worte zu sagen, die er in seinen „Erinnerungen" niedergeschrieben hat: „Ich gestehe, daß ich, obgleich ich die große Zeit miterlebte, an diese Frage niemals gedacht habe. Ich war stets von solcher Bewunderung für das gemeinsame Werk und die Verdienste aller Mitarbeiter erfüllt, daß mir der Gedanke einer Abwägung des Ruhmes fern lag. *Mögen unsere Nachkommen, für die wir gekämpft haben, niemals vergessen, daß es die neidlose Eintracht war, welche die Nation zum Siege geführt hat.*"

*

Über die Zeit des persönlichen Dienstes beim Prinzregenten und König, vom 16. Oktober 1858 bis zum Kommando nach Paris 1863, berichtet Loë in seinen „Erinnerungen".

In diese Zeit fällt seine am 24. Mai 1859 auf Schloß Trachenberg gefeierte Vermählung mit Franziska, verwitweten Frau von Nimptsch, der älteren der beiden gefeierten Töchter des Fürsten Hermann Anton von Hatzfeldt zu Trachenberg aus dessen erster Ehe mit Mathilde Gräfin von Reichenbach-Goschütz. Die jüngere Schwester Elisabeth heiratete einige Jahre später den Fürsten zu Carolath-Beuthen.

Kavalleristisch interessant und lehrreich war für Major von Loë im Jahre 1862 die Kommandierung zu einer Kommission von sechs

[1]) v. Loos, Militär-Wochenblatt. 16. Juli 1908. Nr. 87.

Kavallerieoffizieren, die unter Führung des Oberstleutnants von Kerssenbroigk, Kommandeurs des Gardehusarenregiments, nach Österreich gesandt wurde, um die Freiwilligenbrigade des Oberst Freiherrn von Edelsheim zu sehen. Dieser talentvolle, energische und kühne Offizier hatte sich — mit dreißig Jahren Oberst und Regimentskommandeur — an der Spitze des Husarenregiments Friedrich Wilhelm III. König von Preußen bei Magenta und Solferino hervorragend ausgezeichnet. Die Leistungen seiner Husaren erschienen als glänzender Beweis einer rationellen, zielbewußten und lebendigen Ausbildungsmethode. Edelsheim wurde daraufhin zum Kommandeur einer aus drei Freiwilligen-Kavallerieregimentern (dem Ulanenregiment „Graf Trani" Nr. 13 und den heutigen Husarenregimentern Nr. 13 „Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und Kronprinz von Preußen" und Nr. 14) bestehenden Brigade in Stockerau ernannt. In dieser fast vollkommen unabhängigen Stellung — die fruchtbringendste Epoche seiner militärischen Laufbahn — konnte er seine Prinzipien zur weitgehendsten Durchführung bringen und die Leistungsfähigkeit des Pferdes, die Kühnheit und Gewandtheit des Mannes aufs Höchste steigern. Auch seine Gegner, die die zur Berühmtheit gewordene „Edelsheimsche Methode" — ohne ihre richtige und falsche Anwendung immer zu unterscheiden — nicht durchaus billigten, mußten zugeben, daß der spätere General der Kavallerie und Generalinspekteur sich unvergängliche Verdienste um die österreichische Reiterei erworben hat.

Nach gründlicher Besichtigung der Einzelausbildung und der Übungen im Truppenverband, außerdem der Brigade-Reitschule in Wels, gewann die preußische Kommission, wie Loë sagt, den Eindruck, daß „ein echt kavalleristischer Geist sich Bahn gebrochen hatte, und daß in der kriegsmäßigen Ausbildung Hervorragendes geleistet wurde".

Edelsheim legte mit Recht besonderen Wert darauf, daß der Offizier alles, was er im Sinn des Reglements von seinen Untergebenen verlange, ihnen, natürlich besser als sie, vormache. Er selbst ging mit dem Beispiel voran, und „sowenig er Anstand nahm, sich an die Spitze eines Zuges zu stellen, um einem Leutnant zu zeigen, wie man eine solche Abteilung zu kommandieren und zu führen habe, ebenso rasch war er bereit, ein störrisches Offiziers- oder Mannschaftspferd zu besteigen und zum Gehorsam zu zwingen, wenn er wahrgenommen hatte, daß der betreffende Reiter die Widersetzlichkeit des Tieres nicht bemeistern konnte.

Allerdings darf nicht übersehen werden, daß Edelsheim bei derlei Prozeduren ebensosehr von der ihm in ungewöhnlich hohem Grade eigen

gewesenen Fertigkeit im Reiten und Dressieren wie von einer ausnahmsweise großen physischen Kraft und individuellen Leistungsfähigkeit unterstützt wurde."[1]) Seine größten Dressurerfolge erreichte er indessen zu Fuß mit der Longe.[2])

Die zweite Hälfte dieses Jahres wurde durch eine Reise nach dem Kaukasus in Begleitung des Prinzen Albrecht von Preußen, zur Teilnahme an einem Kriegszuge gegen die Bergvölker, ausgefüllt.[3])

---

[1]) General der Kavallerie Freiherr von Edelsheim-Gyulai. Eine Charakterstudie. Leipzig 1893.

[2]) Nach Mitteilung des verstorbenen k. k. Generals der Kavallerie von Rodakowski.

[3]) Beilage A. „Im Kaukasus".

VI

Militärattaché in Paris

1863—1866

Nach der Rückkehr aus dem Kaukasus blieb Major Freiherr von Loë noch kurze Zeit als diensttuender Flügeladjutant in Berlin. Dann berief ihn das Vertrauen des Königs auf den Posten des Militärattachés in Paris — die erste selbständige Stellung, besonders bedeutungsvoll in jener für Preußen, für Deutschland entscheidungsreichen Zeit.

Am 22. März 1863 trat er das Kommando an; anfangs vertretungsweise für Oberstleutnant Stein von Kaminski,[1] der sich, seit dem Jahre 1860 nach Paris kommandiert, beim Expeditionskorps in Mexiko befand.

Wenn Loë in der Rue de Lille, im Hotel der jetzt zur Botschaft erhobenen diplomatischen Vertretung Preußens, seinen Onkel Hatzfeldt auch nicht mehr vorfand, so wußte er doch sein dienstliches Verhältnis zum Grafen Robert von der Goltz, dem Nachfolger des Herrn von Bismarck in Paris, von vornherein taktvoll zu regeln.

Die Stellung des Militärattachés gegenüber dem Missionschef war damals noch nicht genau umschrieben. Außerdem hatte Loë, der als abkommandierter Flügeladjutant dem Botschafter dienstlich nicht untergeordnet war, die Berechtigung, unmittelbar an den König zu berichten. So konnte der Fall eintreten, daß zwei sich unter Umständen widersprechende Berichterstattungen nebeneinander nach Berlin gingen, die des Botschafters ans Ministerium des Äußern, die des Flügeladjutanten zunächst an das Kabinett des Königs, dann von dort ans Ministerium des Auswärtigen, den Generalstab, das Kriegsministerium. Eine Quelle unaufhörlicher Reibungen und Mißhelligkeiten. Indem Loë es für ein gedeihliches Zusammenwirken geboten erachtete, dem Grafen Goltz in loyalster Weise alle für ihn irgendwie wichtigen Immediatberichte, Dienstschreiben und Privatbriefe vor ihrem Abgang vorzulegen, bahnte er ein gegenseitiges Verhältnis des Vertrauens an.

[1]) Chef des Stabes des XI. Armeekorps 1870/71.

Einem andern wäre es vielleicht weniger leicht geworden, mit dem Botschafter gut auszukommen. Denn der kleine untersetzte Graf, aus dessen unschönem Gesicht, unter rotblondem Haar, durchdringende Augen blitzten, war, neben ungewöhnlicher Befähigung und Tätigkeit, temperamentvoll und selbstbewußt. Er besaß, wie Bismarck anerkannte, „Patriotismus und Charakter, freilich auch Zorn und Galle, die sich vermöge der ihm innewohnenden Energie als Subtrahenda von seiner praktischen Leistung geltend machten".[1])

Unter den Sekretären[2]) folgten sich während dieser Jahre im Palais Beauharnais die späteren Gesandten und Botschafter Heinrich VII. Prinz Reuß, Graf Solms, Paul Hatzfeldt, Radowitz, Saurma, Kusserow. Am längsten auf dem Pariser Posten blieb der begabte, seines liebenswürdigen und heiteren Wesens wegen in der Gesellschaft und beim Kaiserpaar besonders beliebte Prinz Reuß, den die Kaiserin gerne als Bismarcks Nachfolger in Paris gesehen hätte. Loë kannte ihn schon seit jener Zeit, als der junge Reuß, gleichzeitig mit dem späteren Kaiser Friedrich, in Bonn studierte und viel in der Vinea Domini, im geistreichheiteren Kreis des Fürstenpaars Wied, verkehrte.

Auf dem ihm nicht unbekannten Boden der Pariser Gesellschaft sich zurechtzufinden, konnte dem eleganten, klugen und sprachgewandten Militärattaché nicht schwerfallen. Der mit einigen der ersten Familien Frankreichs verwandte und befreundete, als roter Husarenleutnant vom Jahre 1852 noch in bester Erinnerung stehende Offizier wurde in den Salons bald très répandu. Seine Tante, die Witwe des früheren Gesandten Hatzfeldt, hatte sich inzwischen mit dem ältesten, ebenfalls verwitweten (die erste Frau war eine Montmorency) Sohn des Herzogs von Talleyrand-Périgord und der Herzogin Dorothea von Sagan vermählt, der 1862, nach dem Tode seiner Mutter, Besitzer des preußischen Lehensfürstentums Sagan und des vom Staatsminister Talleyrand ererbten seigneurialen Renaissanceschlosses Valençay wurde.

Die geistreiche Schwester von Pauline Hatzfeldt, Sophie, die Freundin der Kaiserin Eugénie — sie war ihrem ersten Gatten, dem bizarren Marquis de Contades, nicht auf seinen diplomatischen Posten nach Konstantinopel gefolgt, „elle avait mis son mari à la Porte", wie das Witzwort sagte — hatte sich in zweiter Ehe mit dem Grafen Beaulaincourt vermählt, einem Kapitän in der Gardeartillerie, der, als Militärattaché nach Berlin kommandiert, schon damals den Aufstieg

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen. I. S. 93.

[2]) Anhang f.

des preußischen Heeres hervorhob. Ein Sturz mit dem Pferde endete frühzeitig das Leben dieses vortrefflichen Offiziers. Man sah die einst so kühne Jagdreiterin seitdem nie mehr im Sattel. Den mondänen Vergnügungen wandte sie den Rücken. Dagegen wurde der politisch-literarische Salon dieser Tochter des Marschalls Castellane, „la gardienne de la bonne langue française“, bald ein anziehender Mittelpunkt, wenn auch das Palais der vom Grafen Demidow getrennt lebenden Prinzessin Mathilde, der Tochter Jérôme Bonapartes, seinen Ruhm behielt, „le foyer par excellence de l'esprit parisien“ zu sein.

Auch die Schwester des Herzogs von Sagan, Pauline de Castellane, hatte in der Rue de Grenelle einen bekannten politischen Salon. Dort sah man neben der hinreißenden Chopinspielerin, Prinzessin Marcelline Czartoryska — la Délicieuse! — neben der Tochter des Besiegers von Schamyl, der Fürstin Wittgenstein-Barjatinsky — la beauté faite femme! Et, néanmoins, toute âme! — nicht nur die Klerikalen, die Royalisten und ihre Führer „les Burgraves“, sondern dort trafen sich der große Freund der Familie Castellane, Graf Falloux und der Prälat Dupanloup mit Thiers und anderen Politikern verschiedener Richtung, aber einig im Gegensatz gegen die herrschende Regierung. Hier entstand einst während eines Diners zwischen General Trochu und Thiers ein Disput, bei dem beide sich schließlich erhoben und so lebhaft haranguierten, daß die Wirtin keinen anderen Ausweg wußte, als die Tafel unter allgemeiner Heiterkeit aufzuheben.[1]) Als die Marquise Castellane 1865 von Rochecotte nach Paris zog, war ihre Tochter Marie, der wir die interessanten Publikationen aus den Archiven der Familien Talleyrand-Sagan und Radziwill verdanken, schon seit mehreren Jahren mit dem damaligen preußischen Leutnant im Gardeartillerieregiment Prinz Anton Radziwill, dem späteren Fürsten und Generaladjutanten, vermählt.

In der ersten Zeit von Loës Kommando nach Paris lebte noch Napoleons Halbbruder, der Sohn der Königin Hortense und des Grafen Flahaut, der politisch einflußreiche Duc de Morny. Ministerpräsident wurde bald der frühere Advokat Rouher, Minister des Äußern war Drouyn de Lhuys, Kriegsminister Graf Randon.

Italien wurde durch Nigra, Österreich durch Fürst Metternich, Rußland durch Freiherrn von Budberg vertreten.

Mit den Militärattachés,[2]) besonders dem österreichischen Major von Kopfinger, dem russischen Oberst und Flügeladjutanten Prinz Peter

---

[1]) Marquis de Castellane, Hommes et Choses de mon temps. Paris 1909. S. 52.

[2]) Anhang f.

zu Sayn-Wittgenstein, dem Engländer Oberst Claremont, dem Italiener Oberst Graf Vimercati war Loë bon camarade und in den französischen Militärkreisen ein gern gesehener Gast.

„Il était bien vu en cour," schreibt der französische Generalkonsul Rothan in „La politique française en 1866", „apparenté avec nos premières familles et lié d'amitié avec plusieurs de nos généraux." [1])

Wie seine Aufgabe es verlangte, konnte Loë sich daher bald ein Bild des Zweiten Kaiserreiches und der Wandlungen seit 1852 machen, konnte, an der Hand einer von Major von Wichmann vom Großen Generalstab ausgearbeiteten Denkschrift, die Organisation der französischen Armee beobachten, ihre Schwächen feststellen, kurz, genügendes Material sammeln, um in Berlin, für den Fall eines drohenden Konflikts, keine Zweifel über die Machtverhältnisse des Gegners im Westen bestehen zu lassen.

Durch die Berichte des Militârattachés zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke: Frankreich ist nicht kriegsbereit.

Die seit 1852 im wesentlichen unveränderten Mängel der französischen Armee lagen zunächst in dem die Stellvertretung zulassenden veralteten Rekrutierungsgesetz von 1852 und 1855, das Napoleon beibehielt, weil er die Abneigung der Nation gegen die allgemeine Wehrpflicht kannte, und weil er seinen Thron eher auf eine Prätorianerarmee alter Soldaten stützen zu können glaubte, als auf das Volk in Waffen. Bei der geringen jährlichen Rekruteneinstellung fehlte es aber an ausgebildeten Kriegsreserven; es fehlte außerdem an einer der Kriegsformation angepaßten Friedensgliederung in Armeekorps und Divisionen; der Übergang vom Friedens- auf den Kriegsfuß und der Eisenbahntransport der Truppen war nicht genügend vorbereitet, kurz, eine rasche, energische und einheitliche Mobilmachung ausgeschlossen. Hierzu kam, daß die Expedition nach Mexiko die Stärke des Heeres gemindert hatte und weiterhin unablässig schwächte.

„Alle diese Schäden waren," als Loë nach Paris kam, „im preußischen Generalstab genau bekannt." [2]) Ihren Krankheits- oder Genesungsprozeß die nächsten Jahre zu beobachten, wurde die Aufgabe des neuen Militärattachés. Der Erfolg sollte zeigen, daß er diese ihm übertragene Aufgabe in mustergültiger Weise zu lösen verstand und damit den Chef des preußischen Generalstabes in den Stand setzte, im entscheidenden Moment die militärische Kraft Frankreichs richtig einzuschätzen.

---

[1]) S. 231.

[2]) Loës „Erinnerungen". S. 62.

1855, das Jahr der Weltausstellung, war der Höhepunkt des Napoleonischen Glanzes gewesen.

Wohl hatte Loë jetzt abermals den Eindruck, sich in einem Zauberstück mit schnell wechselnden Bildern zu befinden; aber wenn er in Paris den glänzenden Paraden, im Lager von Châlons den, dem Geschmack des Kaisers entsprechend bis ins kleinste ausgearbeiteten militärischen Schauspielen — meist Schlachten des Ersten Kaiserreiches — beiwohnte, dann glaubte er doch, unter der schimmernden Außenseite die Zeichen abnehmender Kriegstüchtigkeit zu erkennen.

Als Loë sich 1863 zum erstenmal in das geräumige, mit vortrefflichen Einrichtungen ausgestattete Lager von Châlons begab, das 1856 vom Kaiser für Übungszwecke errichtet war, fand er seine Vermutungen über die geringe Effektivstärke der Truppen, die mangelhafte Infanteriebewaffnung und die gänzlich verfehlte taktische Ausbildung der Armee vollauf bestätigt.

Sechs Jahre vorher, am 20. April 1857, damals bei der Gesandtschaft in Paris kommandiert, hatte der spätere kommandierende General des VIII. Armeekorps, Hauptmann von Thile, an seinen Regimentskameraden Wilhelm von Doering[1]) geschrieben: „Zu lernen war im Lager von Châlons für einen Preußen nicht viel, namentlich bei den eigentlichen Übungen. Denke Dir ungefähr ein Korpsmanöver auf dem Kreuzberg mit Tags vorher ausgegebenem Küchenzettel, mit großer Langsamkeit in den Bewegungen, großen Pausen, die teilweise nötig wurden, um eine allgemeine Konfusion wieder in Ordnung zu bringen, langsame und schwerfällige Kavallerieattacken, unendliches Gliederfeuer und Formierung kolossaler Batterien, so hast Du ungefähr ein Bild von den Hauptübungen des Lagers. Ich wünschte wohl, daß die Franzosen in einer Schlacht gegen uns so manövrierten, wie sie es dort getan, dann würden wir leichtes Spiel mit ihnen haben. Aber sie werden ganz gewiß nicht so manövrieren, d. h. sie werden gar nicht oder nur sehr wenig manövrieren, dafür aber mit einem famosen Ungestüm darauf losgehen, und der Einzelne wird durch Entschlossenheit, Sicherheit und Umsehen ersetzen, was dem Ganzen an Gewandtheit abgeht.“[2])

Seitdem war wenig geändert. Der Kaiser, ohne Verständnis und Interesse für das Wesen der Gefechtsübungen, liebte solche Manöver, die den Führern, bis zum Kompagniechef herab, keine Freiheit in der

---

[1]) Fiel 1870 als Kommandeur der 9. Infanteriebrigade bei Vionville.

[2]) Wilhelm von Doering, von Thilo Krieg. Berlin 1898. S. 75, Anm.

Entschlußfassung und Befehlserteilung überließen. Erst unter Marschall Mac Mahon trat eine wesentliche Umgestaltung und Verbesserung ein.

Dem Kaiser lag der Gedanke an einen nochmaligen großen Krieg fern. „Die italienischen Schlachtfelder hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; daß ihm die Befähigung zum Feldherrn mangele, dessen war er sich damals bewußt geworden. Daher zog er es vor, Frankreichs Vorherrschaft in Europa durch diplomatische Kunst zu erhalten. Aber auch auf diesem Gebiet hatten die letzten Jahre keinen Erfolg mehr gebracht. Seine Versuche, aus dem polnischen Aufstand 1863 Vorteile für sich zu erzielen, scheiterten an der Festigkeit und überlegenen Staatskunst Bismarcks; die leichtsinnig unternommene mexikanische Expedition brachte ihm ein völliges Fiasko." [1])

Dieser spekulative Kopf war wohl voll von Projekten und großer Konzeptionen fähig, aber die ersten Erfordernisse für einen Selbstherrscher, Stärke des Willens und unermüdliche Arbeitskraft, waren bei ihm nicht gleichwertig mit der geistigen Begabung. Dem Kaiser fehlte die Entschlossenheit, die Tatkraft, die Zähigkeit, kurz der Charakter, um seine Ideen, um die erstrebten Lösungen politischer und sozialer Probleme praktisch zur Geltung zu bringen. Ungewöhnlich beanlagt, die Franzosen zu behandeln und Frankreich zu beherrschen, stand er einer machtvollen und geschlossenen Persönlichkeit wie Bismarck verständnislos gegenüber: „Ce n'est pas un homme sérieux!" Seine äußerlich glänzenden Erfolge waren weit mehr ein Geschenk der Unfähigkeit seiner Gegner und der Gunst des Schicksals, als ein Ergebnis seiner tief angelegten und zäh verfolgten Pläne. [2]) Die Prinzessin Mathilde meinte von ihm: „Mon cousin n'est jamais aussi guilleret que lorsqu'il a brouilli toutes les cartes de la politique. Il est si étrange!" Mit zunehmendem Alter war die zögernde Scheu vor der Tat gewachsen — tout revient à qui sait attendre.

Trotzdem war Napoleons politische Stellung damals noch eine beherrschende. „Il nous tient tous à la main," sagte der König von Schweden zu Graf Castelnau.

Der Aufstand in Algerien

Schon im nächsten Jahr, 1864, hatte Loë Gelegenheit, die französischen Truppen im Felde zu beobachten. Während Europa mit den Vorgängen im Norden beschäftigt war, brach in Algerien, im Süden der Provinz Oran, ein Aufstand der Flittas aus — überraschend

[1]) Loës „Erinnerungen". S. 63.

[2]) Loës „Erinnerungen". S. 19.

sogar für die dortigen französischen Behörden und dennoch lange vorbereitet.[1])

Der preußische Militärattaché erhielt auf sein Gesuch die Erlaubnis, sich den Truppenverstärkungen, die aus Frankreich sofort abgehen mußten, anzuschließen und den bevorstehenden Feldzug mitzumachen. Bei seiner Landung in Algier fand er die Kolonie in großer Aufregung, die durch den am 22. Mai erfolgten Tod des Gouverneurs Marschall Pélissier, des Herzogs von Malakow, noch vermehrt wurde. Er begab sich zum Sous-Chef des Stabes, Oberst Faure (1870 Chef des Stabes des Marschalls Mac Mahon bei Sedan), an den er Empfehlungen vom Marquis d'Abzac hatte, dann meldete er sich beim Unter-Gouverneur, General Martimprey.

Von Vorbereitung auf einen Krieg war keine Rede.[2]) „General Martimprey war nicht imstande, auch nur 3000 Mann auf einem Punkt zu vereinigen, und selbst wenn die Truppen vorhanden gewesen wären, so hätten sie wegen des Mangels an Munition, Proviant und Transportmitteln nicht zu operieren vermocht. In der größten Eile wurden die fehlenden Heeresbedürfnisse aus Frankreich herbeigeschafft und alles aufgeboten, die gänzlich mangelnde Vorbereitung durch rastlose Tätigkeit zu ersetzen."

„Débrouillez-vous!" war die Antwort des Vorgesetzten auf die Klagen der Untergebenen. „Débrouillez-vous!" dies Wort verriet die ganze romanische Leichtigkeit der Auffassung einer schwierigen Situation. Allerdings, hier in kleineren Verhältnissen, kam man damit durch. Die gefürchtete débâcle générale trat nicht ein. Überraschend schnell wurden die Franzosen wenigstens vorläufig wieder Herren der Situation.

Von mehreren Küstenplätzen aus setzten sich Detachements ins Innere in Bewegung. Loë wurde der Abteilung zugeteilt, die unter dem Brigadekommandeur General Rose in der Küstenfestung Mostaganem gebildet wurde. Er lernte den Krieg in Afrika kennen. „Comment atteindre une population," sagt der Major Grandin, „qui ne tient au sol que par des piquets de tentes? On n'a pas d'autres moyens évidemment que de prendre le blé qui la nourrit, le troupeau qui fait sa richesse et lui procure la laine dont elle s'habille. De là, guerre au bétail, la razzia."[3])

---

[1]) Général Derrécagaix. Le Général de Division Comte de Martimprey. Paris 1913. S. 381, 390.

[2]) Hierüber Derrécagaix a. a. O. S. 384 ff. Pélissier unterschätzte die Bewegung. C'était dans ces moments difficiles que le sous-gouverneur montrait le plus de sang-froid.

[3]) Le général Bourbaki par le commandant Grandin. Paris 1898. S. 75.

Mit zwei nachgesandten Eskadrons verließ Loë am 11. Juni, morgens 4 Uhr, Mostaganem, um das bereits ins Innere vorgedrungene Detachement einzuholen. „Wir machten einen Marsch von acht deutschen Meilen bei einer furchtbaren Hitze," schreibt er am 13. an seine Gattin, „und kamen erst abends 9 Uhr ins Biwak. Am anderen Tage die gleiche Entfernung und womöglich noch größere Hitze. Wir hielten drei Stunden Mittagsrast in Relizane, einer Kolonie, die von den Arabern vollständig verwüstet und niedergebrannt worden ist. Ein großer Teil der Einwohner ist ermordet worden. Gestern abend um 9 Uhr trafen wir im Lager des Generals Rose ein, der die Kavallerie mit Sehnsucht erwartete, um seine Operationen zu beginneu. Heute morgen haben wir den ersten Schritt in das Land der Aufständischen getan und nach fünfstündigem Marsch unser Lager an einem Ufer aufgeschlagen, wo die Araber ihre Herden zu tränken pflegen. Zahlreiche Beduinenschwärme zeigten sich zu Pferde auf den Höhen, wagten jedoch in dem meistenteils offenen Terrain unseren Marsch nicht zu beunruhigen.

Das Land ist monoton, hie und da sieht man bewaldete Bergkuppen, jedoch ist der Charakter meist steppenartig. Wir haben 1500 arabische Reiter (Nationalmiliz) mit uns. — Die Witterung hat seit gestern eine völlige Änderung erfahren. Heute ist es kalt, regnerisch, stürmisch. Morgen dringen wir weiter ins Gebirge vor. Der General hofft, bis gegen Ende des Monats die Aufständischen unterwerfen zu können."

„Während der fünf verflossenen Tage," schrieb Loë am 19. Juni aus Zemmora, „sind wir jeden Morgen um 4 Uhr aufgebrochen und bis gegen 12 Uhr marschiert. Dann wird Halt gemacht, Kaffee gekocht, gegessen, um 2 Uhr wieder aufgebrochen — natürlich verschiebt die zunehmende Hitze diese Stunden — gegen 6 Uhr gewöhnlich biwakiert. Der menschenfreundliche Zweck dieser Bewegung ist, den Einwohnern die Herden wegzunehmen, die Dörfer und die Ernte zu verbrennen und sie selbst zu vernichten, wo man sie findet — eine getreue Kopie des kaukasischen Krieges. Auf diese Weise hofft man sie zur Unterwerfung zu zwingen. Bis jetzt hat es jedoch noch nicht den Anschein, als ob sie mürbe würden — die Araber geben ihre Ernte preis, verlassen ihre Dörfer, weichen ins offene Land den Truppen aus und greifen in den schwierigen Gebirgspässen mit großem Mute an. Die Truppen haben jeden Tag ein Gefecht zu bestehen gehabt.

Am Mittwoch hatte ich Gelegenheit, die Attacke einer Husareneskadron mitzumachen. Die Araber hielten unsern Angriff bis auf zehn Schritt aus, schickten uns eine Füsillade ins Gesicht und ergriffen dann

die Flucht. Einige wurden niedergehauen, der größte Teil jedoch entkam, da ihre Pferde viel behender sind, als die der französischen Kavallerie.

Am 23. trifft der General Martimprey bei der Kolonne ein. Sein Plan ist, die usurpierte Gegend dann von allen Seiten anzugreifen und ein Entrinnen unmöglich zu machen. Gelingt es, so ist die Insurrektion in acht Tagen unterdrückt. Gelingt es nicht, so wird die große Hitze im Juli die Einstellung der Operationen nötig machen."

Schon in den nächsten Tagen steigerte sich die Hitze. „Morgens 9 Uhr im Schatten 47 Grad," schrieb Loë am 26. Juni, „um Mittag in der Sonne also gewiß an 60 Grad. Die Zeit, welche man zu Pferde zubringt, ist noch die wenigst fatigante, da man hie und da auf der Höhe einen Luftzug findet; allein von 11 bis 4 Uhr ist es unmöglich, zu marschieren. Diese Stunden müssen notgedrungen im Lager zugebracht werden, wo nur selten Schatten ist. Und das ist eine wahre Qual. Im Zelt kann man nicht bleiben, weil dort die Hitze sich konzentriert. Es bleibt nichts übrig, als hinter einem Zelt oder Strauch sich etwas Schatten zu suchen und dort unbeweglich bis zu den Abendstunden liegen zu bleiben. Ich bin jetzt gänzlich außer Zweifel, daß die Expeditionen in solcher Hitze viel anstrengender sind als in der Kälte, gegen die man sich bis zu einem gewissen Grad schützen kann. Trotz der Hitze und der anstrengenden Märsche ist der Gesundheitszustand der Kolonne bis jetzt ein sehr günstiger.

Seit meinem letzten Brief (vom 19.) haben wir wieder einen Streifzug von 6 Tagen durch das Gebirge unternommen, welcher die Unterwerfung mehrerer Stämme zur Folge hatte. Am ersten Tag wurden wir auf dem Marsch von einer Masse von Reitern angegriffen. Eine Husareneskadron attackierte, bei welcher Gelegenheit ein junger Generalstabsoffizier, mit dem ich die Reise von Algier zusammen gemacht hatte, schwer blessiert wurde. Ein Araber schoß ihm auf zwei Schritt ins Gesicht. Man hielt ihn für tot. Bei Untersuchung der Wunde fand sich, daß die Kugel die Kinnlade zerschmettert hatte und bis in den Nacken gedrungen war. Am nächsten Tage gelang es, die Kugel herauszuschneiden; der Arzt hofft, ihn zu retten.

Morgen werden die 4 Kolonnen, die unter dem Oberbefehl des Generals Martimprey operieren, die insurgierten Stämme so eingeschlossen haben, daß ein allgemeiner Angriff unternommen werden soll. Von dem Gelingen dieser Operation hofft man die völlige Unterwerfung des noch in Aufruhr befindlichen Stammes."

Der erwartete Erfolg trat am nächsten Tage ein. Kaum hatten die Kolonnen sich in Marsch gesetzt, als die Flittas, das Unnütze eines

längeren Widerstandes einsehend, um Frieden baten.[1]) General Martimprey kehrte über Mostaganem nach Algier zurück. Loë begleitete ihn bis Algier und schiffte sich dann nach Valencia ein, um auf der Heimreise Spanien kennen zu lernen.

Der von den Kabylen nicht unterstützte Aufstand schien beendet, die Ruhe wieder hergestellt.

Doch bereits im Juli, während Martimprey in Frankreich war, begannen die Unruhen von neuem und stärker.

Die endgültige Unterwerfung der meisten aufständischen Stämme gelang erst unter der festen Oberleitung des im September, als Nachfolger Pélissiers, zum Generalgouverneur ernannten Marschalls Mac Mahon.

Was die militärische Tätigkeit der Franzosen in diesem Feldzug betrifft, so fiel dem preußischen Militärattaché auf, daß, abgesehen von der vortrefflichen Schule der afrikanischen Expeditionen für die Soldaten im Marschieren, Ertragen von Strapazen und im praktischen Feldleben, die Schießausbildung eine mäßige war. Trotz des großen Verbrauchs von Munition war, infolge der mangelhaften Bewaffnung — vor allem aber der geringen Feuerdisziplin, „die Feuerwirkung außerordentlich gering. Die Schützen blieben sich völlig selbst überlassen und verschossen ihre Munition oft auf ungeheure Entfernungen. Schließlich befahl General Rose, daß die Mannschaften nur gruppenweise auf Befehl eines Unteroffiziers ihr Feuer abgeben sollten. Da, wo dieser Befehl ausgeführt wurde, zeigten sich alsbald bessere Ergebnisse.“[2])

Für die leichte französische Kavallerie, die seit einiger Zeit mit dem Gewehr bewaffnet war, und deren Pferde beim Schießen unbeweglich standen, bewährte sich diese Waffe der arabischen Reiterei gegenüber, erzeugte aber eine oft schädliche Vorliebe für das Feuergefecht.

Bezüglich des Wertes der afrikanischen Kolonie standen sich damals zwei Ansichten gegenüber:[2]) Napolon hatte nie Interesse für Algier gehabt, denn, von der geringen Befähigung der Franzosen auf kolonisatorischem Gebiet überzeugt, sah er in den ewigen afrikanischen Kämpfen nur eine Fessel für Frankreichs europäische Politik. Den Besitz aufzugeben, wagte er zwar, aus Rücksicht auf die Sicherheit seiner Dynastie, nicht. Doch wünschte er den Besitz auf das Tell zu beschränken und diesen fruchtbaren Küstenstrich nur durch eine Kordonlinie gegen die Stämme des Südens zu schützen. Mac Mahon dagegen hatte das feste Vertrauen auf die Zukunft des Landes, in dem er so lange gelebt und von dessen intensiver Kultur er sich viel versprach. Es war indessen

[1]) Derrécagaix a. a. O. S. 408.

[2]) Loës „Erinnerungen“. S. 66 ff.

kein Zweifel, daß sein System, das ein Heer von 80000 Mann verlangte, gerade in diesem Augenblick, wo außerdem 30000 Mann in Mexiko standen, die Schlagfertigkeit Frankreichs bedeutend schwächte. In den maßgebenden Pariser Kreisen hatte man denn auch „das volle Bewußtsein, daß Frankreich seit Jahren nicht so beschränkt in seiner militärischen Machtentfaltung in Europa gewesen war, wie in diesem Augenblick."

Das scharfe Auge des Kaisers mußte die ringsum aufsteigenden Gefahren erkennen. Vielleicht wollte er sie nicht sehen. „Déjà fatigué, assisté de ministres sans initiative et sans autorité, empêtré dans ses deux interventions du Mexique et de Rome, captif de ses sympathies italiennes,"[1]) suchte er, sich selbst in ein Traumleben der Macht versetzend, die Rolle des siegreichen Kriegers stolz mit der des Friedensfürsten zu vertauschen. Bei der Eröffnung der Kammer am 15. Februar 1865 schloß der Kaiser mit pathetischen Worten den Tempel des Krieges und eröffnete die für Frankreichs wirtschaftliche Interessen ersehnte Perspektive einer neuen Ära des Friedens.

Der König von Preußen wurde der Reorganisator der Armee. Napoleon verzichtete auf die Heeresreform, sagt Ollivier, und begann das Leben Julius Cäsars zu schreiben — „Napoléon Ier n'a écrit qu'à Sainte-Hélène. Se faire historien et homme de lettres au sommet d'un pouvoir dictatorial équivaut à déclarer qu'on est prêt à l'abdiquer." *)

*

Unter den französischen Offizieren, mit denen Loë bald in nähere Beziehungen trat, war eine interessante Persönlichkeit der Oberst Saget, Abteilungschef im Kriegsministerium; vorher, während des italienischen Krieges, Ordonnanzoffizier des Kaisers. „Wenngleich ein Mann der alten Schule und als solcher ein unbedingter Anhänger des Rekrutierungsgesetzes von 1832, hatte Oberst Saget doch ein offenes Auge für die Schäden des Systems und sprach seine Kritik rücksichtslos freimütig aus, nachdem unser Verkehr ein intimer geworden war."[2])

Freundschaftlich gestaltete sich das Verhältnis zu dem, einem elsässischen Geschlecht entsprossenen Ordonnanzoffizier des Kaisers und Kommandeur der reitenden Gardeartillerie in Versailles, Freiherrn von Berckheim. Schon 1849, während des badischen Aufstandes, war die erste Bekanntschaft gemacht worden, um wiederholt erneuert zu werden.

---

[1]) E. Ollivier, L'Empire libéral. V. S. 517, 77.

[2]) Loës „Erinnerungen". S. 37.

Als eine preußische Artilleriekommission[1]) — der spätere Inspekteur der 2. Fußartillerieinspektion zu Mainz, Oberstleutnant von Kameke, Hauptmann Roerdansz und Hauptmann von Werder — im Sommer 1865 nach Paris kam, gestattete Oberst von Berckheim, daß die Offiziere dem Exerzieren und Schießen seiner Artillerie beiwohnten. Oberstleutnant von Kameke, nachher um sein Urteil gebeten, lobte Mannschaften, Pferde, Ausrüstung, Exerzieren, bemerkte aber: „Das Schießen läßt sehr zu wünschen übrig." Fünf Jahre später, am 18. August 1870, kommandierte General von Berckheim die Artillerie des VI. Armeekorps (Canrobert) bei St. Privat. „Nach der Kapitulation," erzählt Loë, „traf ich ihn in Metz und speiste mit meinem alten Freund im Hotel de Metz zu Mittag. Im Laufe der Unterhaltung über vergangene Zeiten fragte er mich: „Was ist wohl aus unserem Freund Kameke geworden?" Auf meine Antwort: „Er hat am 18. August bei Gravelotte die Artillerie des VIII. Armeekorps kommandiert, gegenüber Ihrem II. Armeekorps," schwieg er eine Weile. Dann meinte er: „Ja, ja, er war sehr taub, aber ich merkte schon damals in Versailles, daß er viel wußte und verstand." Nach der Kapitulation in Metz verbrachte General von Berckheim seine Kriegsgefangenschaft auf seinen Wunsch und Loës Verwendung in Wiesbaden. Zuletzt war er kommandierender General in Le Mans und blieb bis zu seinem Tod, im Jahre 1892, mit seinem alten Freund, dem damaligen kommandierenden General in Koblenz, in Verbindung.

Zum langjährigen persönlichen Adjutanten Mac Mahons, Marquis Venance d'Abzac, der mit der Tochter des russischen Generals Lazarew und der älteren Prinzessin Biron von Kurland vermählt war, ergaben sich frühere Beziehungen von Berlin. Denn die jüngere Prinzessin Biron war die Frau des Generaladjutanten von Boyen. Von der Generalität hatte Loë schon 1852 General Fleury, den treuen Anhänger der Dynastie, kennen gelernt und ihn 1860 bei der Zusammenkunft des Kaisers mit dem Prinzregenten in Baden-Baden wiedergesehen. Im Salon der Frau des sächsischen Gesandten, der Gräfin Seebach, Tochter des russischen Kanzlers Grafen Nesselrode, begegnete er häufig Fleurys Gegenbild, dem „Verräter" von 1870, General Trochu, einem selbständigen und uneigennützigen Mann und anziehenden Gesellschafter. Von glänzender militärischer Vergangenheit, hervorragendem und freiem Urteil, hochangesehen in der Armee, „machte er

---

[1]) 16. Juni bis 3. August 1865 nach Belgien, Frankreich und England kommandiert, um über die wesentlichsten Veränderungen der Artillerie zu berichten.

kein Hehl aus seiner Ansicht, daß die französische Armee zurückgegangen sei. Der Dynastie stand er feindlich gegenüber und nie erschien er in den Tuilerien, woraus sich des Kaisers Stellungnahme zu dem begabten General genügend erklärte." Trotzdem schätzte Napoleon den kleinen General mit der stets unverändert steifen Haltung und den funkelnden Augen hoch ein: „Celui-là est le plus fort de tous."

Besonders interessant gestaltete sich das Verhältnis zum damaligen Divisionskommandeur in Metz, General Bourbaki, dem zum Heros der französischen Armee gewordenen Griechen — le type de la vaillance et de la crânerie.[1])

Im Jahre 1864, als Loë aus Algier zurückgekehrt war, hatte Kaiser Napoleon den Kronprinzen von Italien und den Kriegsminister General von Roon zum Besuch des Lagers von Châlons eingeladen. Im Beisein des Generals Bourbaki, der meisten Marschälle und vieler anderer Generale wurden, unter Leitung des Generals de Lartigue, Versuche mit den neuen Hinterladermodellen Manceaux und Chassepot gezeigt. Der Ausfall dieser Versuche bestätigte den großen Vorteil des Hinterladers. Trotzdem war die Mehrzahl der französischen Generale für das bisherige Infanteriegewehr, einen gezogenen Vorderlader, System Minié, nach den Verbesserungen des Direktors der Schießschule zu Vincennes, Oberst Neßler, „fusil Nessler" genannt. Unter den Wenigen, die für Einführung eines Hinterladers stimmten, befanden sich General de Lartigue und General Bourbaki. Marschall Mac Mahon hatte schon 1862, als Repräsentant Frankreichs zur Krönung König Wilhelms nach Berlin entsandt, Gelegenheit gehabt, sich von den „effets foudroyants" des Dreyseschen Gewehres zu überzeugen und seitdem nicht nachgelassen, auf die Überlegenheit der preußischen Infanterie hinzuweisen, doch war es ihm, trotzdem der Kaiser selbst sich für die Angelegenheit interessierte, nicht gelungen, den Widerstand des Kriegsministers und des souveränen Richters in der Bewaffnungsfrage, des Artilleriekomitees, zu überwinden. „Depuis un temps immémorial,[2]) ce comité se considérait comme seul compétent et souverain juge dans toutes les questions qui intéressaient l'armement de l'infanterie." Man begnügte sich, solche Fragen wie die von Mac Mahon aufgeworfene „de mettre à l'étude, comme on disait si souvent, à cette époque, pour les condamner à dormir ensuite, de longues années, sinon pour toujours, dans les cartons du ministère." Der Gegensatz zwischen der alt-

---

[1]) Le Général Bourbaki, a. a. O. S. 139.
[2]) Lebrun, Souvenirs Militaires. 1895. S. 18. — Der Ruhm des Bajonetts (1859)!

napoleonischen Schule und der jungen Generation explodierte an einem Gesellschaftsabend in Gegenwart des Kaisers so heftig, daß General von Roon sich mit seiner preußischen Begleitung taktvoll zurückzog.

Als Erwiderung der Einladung des preußischen Kriegsministers nach Châlons wurde General Bourbaki vom König aufgefordert, im Herbst den Manövern der 1. Gardedivision bei Potsdam beizuwohnen. Auch der Kaiser von Rußland und General von Gablenz waren anwesend. Bourbaki, der, vom Oberst von Berckheim und einem Kavallerieoffizier begleitet, Major von Loë zur Führung erhielt, zeigte sich überrascht von der Vortrefflichkeit des preußischen Gewehrs und den Schießresultaten auf der Schießschule in Spandau. „Il fit un remarquable rapport," sagt sein Biograph, „sur le fusil à aiguille et à tir rapide, qui contribua grandement à amener la transformation de notre armement et à l'invention de notre fameux fusil Chassepot." [1]) Dieser Bericht vom 18. Oktober 1864, in dem Bourbaki erklärte, daß das Zündnadelgewehr eine vollständige Umwälzung in der Taktik herbeiführen würde, erregte das Interesse des Kaisers Napoleon, aber das Mißfallen des Marschalls Randon. Der Kriegsminister wollte diese wichtige Entscheidung, die Bewaffnung der ganzen Infanterie mit einem Schlage zu ändern, besonders angesichts der herrschenden finanziellen Schwierigkeiten, nicht übereilen. Konnte nicht in einer fremden Armee ein Gewehr mit noch besseren Eigenschaften auftauchen? Außerdem appellierte er an die Armee: „Rappelons les vertus militaires des temps passés, cela vaudra mieux que les fusils à aiguille!" Dagegen erkannte der Kriegsminister die Mängel in der Schießausbildung an und suchte die Pflege dieses Dienstzweiges durch Heranbildung tüchtiger Schießlehrer, Verbesserung der Schießschule und durch entsprechende Direktiven an die Truppenteile zu heben.

Bei der Artillerie war deren Generalinspekteur Leboeuf, der spätere Kriegsminister, ein entschiedener Gegner der Einführung von Hinterladern und verschaffte hierdurch der deutschen Artillerie 1870 die Überlegenheit.

General Bourbaki — nach Loës Ansicht vielleicht der einzige höhere Offizier in Frankreich, der über die militärischen Vorgänge jenseits des Rheins unterrichtet war — schätzte dennoch die französische Armee im ganzen höher ein, als die preußische. In dem erwähnten Bericht über die Potsdamer Manöver sagte er: „L'armement de l'infanterie est, je le répète, le seul élément tactique de supériorité que le Prusse possède sur nous.

[1]) Le Général Bourbaki par Louis d'Eichthal, un de ses anciens officiers d'ordonnance. Paris 1885.

Si le corps d'officiers est remarquable par son dévouement au métier, son amour et sa fidélité à toute épreuve pour le Souverain, son ambition de gloire nationale (toutes qualités très développées, Dieu merci, dans l'armée française), il ne m'a paru, comme ensemble, ni plus intelligent, ni plus instruit que le nôtre et sûrement moins expérimenté.

Les officiers de cavalerie montent, généralement, mieux et plus hardiment à cheval que les nôtres ... L'artillerie a une infériorité de personnel et de matériel des plus marquées.

Nos sous-officiers et nos soldats sont de beaucoup supérieurs à ceux de l'armée prussienne par leur rigueur, par leur intelligence, par leur dévouement aux chefs qui les commandent, par la possibilité qu'ils ont de se mettre en communication d'idées, de sentiments, de désir de bien faire avec leurs officiers.

Malgré cela ce n'est pas un Etat militaire à dédaigner, comme appoint dans une des grandes armées du continent, car les Prussiens ont l'esprit très militaire."[1])

Der französische Militärattaché in Berlin, Graf Clermont-Tonnerre, hatte den dänischen Feldzug 1864 im Hauptquartier mitgemacht und ein Urteil über die Tätigkeit der preußischen Armee gewonnen. Entsprach seine Berichterstattung den Tatsachen,[2]) so hatte sie jedenfalls in Paris ebensowenig Erfolg wie die seines Nachfolgers Baron Stoffel. War man im Publikum überzeugt, „que la vieille armée autrichienne, formée comme la nôtre de soldats faits, était un instrument de guerre très supérieur à la jeune armée prussienne composée de soldats qui ne faisaient que passer sous le drapeau,"[3]) — hatte Thiers überall verkündet, daß die Preußen dem „choc des troupes aguerries de l'Autriche" nicht Stand halten würden, so befand man sich an maßgebender Stelle außerdem unter dem Eindruck der Ansichten des Militärattachés in Wien, Oberst Merlin, eines ehemaligen Adjutanten des Kriegsministers. Dieser Loë befreundete Offizier ließ sich bei dem zwischen Preußen und Österreich drohenden Konflikt durch den alten Hochmut und die Siegeszuversicht an der Donau blenden. Durch ihn wurde der Kaiser in der vom Kriege 1859 gewonnenen Ansicht, daß

[1]) Les orig. dipl. IV. (1911) Nr. 940. (Le rapport technique sur les manœuvres ist hier nicht enthalten.)

[2]) „Graf Clermont-Tonnerre hatte uns über die preußische Armee völlig im unklaren gelassen," behauptete später der Kabinettschef von Drouyn de l'Huys, Baron d'André.

[3]) Trochu, Œuvres posthumes. 1896. I. S. 72, Anm.

Österreich siegen würde, bestärkt, und diese Ansicht ließ er auch 1865 Bismarck gegenüber in Biarritz durchblicken.

Im Fall eines Krieges zwischen Preußen und Österreich erschien es zweifellos, daß Frankreich die Schiedsrichterrolle übernehmen würde; ebenso wahrscheinlich wurde dann eine Gestaltung des emporstrebenden Deutschlands nach französischem Interesse.

So urteilte auch der damalige Chef der 3. Abteilung des Großen Generalstabes, Oberst von Doering. Mit ihm und mit dem Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, Generalmajor von Podbielski, stand Loë in fortgesetztem Briefwechsel.

Eine Täuschung in den gegenseitigen Machteinschätzungen Preußens und Frankreichs konnte verhängnisvoll werden.

Frankreich wurde durch die Ereignisse überrascht. In Berlin war man über die unveränderten Schwächen der französischen Armee unterrichtet. „Das Rekrutierungs- und Kapitulations- (Dotations-) Gesetz waren unverändert geblieben, die Stärke der Armee für einen europäischen Krieg ungenügend, die Bewaffnungsfrage der Infanterie noch im Stadium der Versuche, das Geschützsystem minderwertig, die Mobilmachung und Zusammenziehung der Armee ohne ausreichende Vorbereitung. Dazu kam die Fortdauer des mexikanischen Unternehmens, das fortgesetzt Verstärkungen aus Frankreich erforderte und, nach den Berichten des Marschalls Bazaine, eine Befestigung des Thrones des Kaisers Maximilian nicht in Aussicht stellte."

In diesem Sinne waren die Berichte des preußischen Militärattachés abgefaßt, die auszugsweise in den „Erinnerungen" angeführt und daher hier nicht wiederholt sind.

So sprach er sich auch dem König gegenüber aus, als er zur Feier des Geburtstages am 22. März 1866, wie alljährlich, nach Berlin gefahren war. Und sein damals dem General von Moltke gehaltener Vortrag gipfelte in derselben Ansicht, daß Frankreich zurzeit nur eine Armee von höchstens 150000 Mann, und zwar erst nach mehreren Wochen aufzustellen vermöchte. Um einer etwaigen Einmischung Frankreichs in einen Krieg Preußens und Italiens gegen Österreich wirksam entgegentreten zu können, würden „mäßige Truppenzusammenziehungen am Rhein" genügen.

Eine Ergänzung hierzu gab der Bericht des nach Paris zurückgekehrten Militärattachés vom 26. April 1866 dahin, daß ein für die Beratung in der Bewaffnungsfrage zusammengesetztes Spezialkomitee ein Hinterladungsgewehr zwar angenommen habe, daß aber, sobald das Probeschießen vor dem Kaiser stattgefunden und dieser die endgültige

Einführung befohlen habe, die Ausrüstung der gesamten Infanterie mit dieser Waffe mindestens noch zwei Jahre in Anspruch nehmen würde.

*

Bismarck hatte den in Paris während seiner Mission gewonnenen Eindruck in die Worte zusammengefaßt: „J'ai vu ce que je voulais voir: de loin c'est quelque chose et de près ce n'est rien!“ [1])

„Eine energische Tatkraft hatte Napoleon nie besessen; jetzt mit dem herannahenden Alter und schweren Krankheitsanfällen versank er vollends in schwankende Unschlüssigkeit. Lange Zeit hatte ihn das Publikum für einen unergründlichen Staatsmann gehalten; jetzt sagten seine Diener im stillen, mit ihm sei eine wirkliche Politik nicht mehr zu machen.“ [2]) Seit 1859 hatte der Kaiser seine ganze Politik auf das Nationalitätsprinzip, auf die Unterstützung der zur Einheit aufstrebenden Nationalitäten eingestellt. „Chacun chez soi, chacun son droit.“ Es war begreiflich, daß er in der Tiefe seiner Karbonariseele zu dem mit Preußen verbündeten Italien neigte. Aber auch mit Preußen hatte er von jeher gutes Einvernehmen gewünscht und dessen Unterjochung für den schlimmsten Fehler in der Politik seines Oheims erklärt.

„Au fond, il souhaitait le succès de la Prusse, croyant à son amitié et à son bon vouloir.“ [3])

Die strategischen Berechnungen des preußischen Generalstabschefs faßten einen Angriff seitens Frankreichs ins Auge. Hierbei bildeten die Berichte des Militärattachés in Paris einen wichtigen Faktor. Moltke sah die Rheinprovinz zunächst nicht als bedroht an, da Frankreich außer stande sei, „in kurzer Zeit ein Offensivheer zu sammeln“.

Emile Olivier sagt: „Le colonel de Loë et d'autres officiers, revenus de leur mission d'explorateurs en France, affirmaient que nulle part ils n'avaient vu traces d'un préparatif militaire et que la frontière du Rhin était complètement dégarnie.“ [3])

Während in höchsten und leitenden Kreisen die Meinung vorherrschte, [4]) die beiden rheinischen Korps, das VII. und VIII., seien Süddeutschland und erforderlichenfalls auch Frankreich gegenüber am Rhein unabkömmlich, setzte Moltke in den beim König stattfindenden Beratungen

---

[1]) L'Empire libéral. V. S. 559.

[2]) Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches. Volksausgabe 1901. IV. S. 290.

[3]) L'Empire libéral. VIII. S. 410, 192.

[4]) Erinnerungen des Generals der Kavallerie, Graf von Wartensleben-Carow. Berlin 1897.

seine und des Generalstabs entgegenstehende Ansicht durch. Alle verfügbaren Streitkräfte wurden für den österreichischen Kriegsschauplatz bestimmt.

Die kriegerische Spannung zwischen Preußen und Österreich nahm zu.

Am 14. Juni löste sich der Deutsche Bund auf.

Am 16. Juni überschritten die Preußen die sächsische Grenze.

Vor der Abfahrt zum Kriegsschauplatz sagte Bismarck zu Benedetti: „Notre confiance en l'empereur est si grande, que nous ne laissons pas un soldat sur la rive gauche du Rhin.“ [1])

Oberstleutnant von Loë war während des Feldzuges zur Dienstleistung als Flügeladjutant in das Große Hauptquartier kommandiert worden. Die Erfüllung eines alten Wunsches, im Falle der Entscheidung nicht fern vom Schlachtfeld bleiben zu müssen! Seine Vertretung in Paris übernahm der mit den dortigen Verhältnissen vertraute und dem Kaiser Napoleon nicht unbekannte Oberstleutnant von Cohausen vom Ingenieurkorps. Als Altertumsforscher und spezieller Kenner des Befestigungswesens im Altertum und Mittelalter hatte er für das eben beendete Werk des Kaisers: „Histoire de Jules César“ [2]) archäologische Untersuchungen der Maas- und Rheingegend geliefert. Neben Albert Maury und Viktor Duruy der einzige deutsche Mitarbeiter, da Mommsen, wenn auch vom Kaiser mit Liebenswürdigkeiten überhäuft, keine Beiträge geliefert zu haben scheint.

Als Loë sich von dem ihm stets freundschaftlich gesinnten Bourbaki verabschiedete, sagte der General: „Vous battrez les Autrichiens comme plâtre.“

---

[1]) L'Empire libéral. VIII. S. 213.

[2]) II. S. 139, Anmerkung. S. 200, Anm. 1.

VII

Im Großen Hauptquartier

1866

Die Abreise des Königs auf den böhmischen Kriegsschauplatz verzögerte sich, da der Abschluß der Operationen gegen die hannöversche Armee abgewartet werden sollte. Alle Versuche, sich mit dem in bitterer Selbsttäuschung befangenen König Georg friedlich auseinanderzusetzen, scheiterten. Der Waffengang von Langensalza entschied über das Schicksal der tapfern kleinen Armee.

Gleich darauf, in der Frühe des 30. Juni, reiste der König ab. Die Siegesmeldungen von Nachod, Skalitz, Soor und Münchengrätz waren in Berlin schon eingegangen und hatten, durch Säulenanschlag in lakonischer Kürze verkündet, die Bevölkerung elektrisiert. Beständiger Jubel begleitete das fahrende Hauptquartier. Als der König nachmittags in Böhmisch-Reichenberg eintraf und im Schloß des Grafen Clam-Gallas Quartier nahm — der Schloßherr befehligte das der I. Armee gegenüberstehende I. österreichische Armeekorps —, erhielt er die telegraphische Meldung von dem glänzenden Erfolg über dieses Korps bei Gitschin.

Im Großen Hauptquartier — nach der Kopfzahl, wie Major Graf Wartensleben, Chef der Operationsabteilung, in seinen „Erinnerungen" sagt, ein schwaches Bataillon, nach den Pferden eine Kavalleriebrigade — bestand die nächste militärische Umgebung des Monarchen aus dem Generaladjutanten Gustav von Alvensleben, den Generalen à la suite von Boyen und von Treskow (Chef des Militärkabinetts[1]), den Flügeladjutanten Oberst Freiherr von Steinäcker und von Stiehle, Oberstleutnant Graf Kanitz, Freiherr von Loë, Graf von Finckenstein, Major Graf Lehndorff. Hierzu kamen der Kommandeur des reitenden Feldjägerkorps Oberst Graf zu Dohna und die Majore von Albedyll und von Tilly aus dem Militärkabinett.

[1]) Damals noch „Abteilung für die persönlichen Abteilungen" im Kriegsministerium.

Am 1. Juli ging das Hauptquartier nach Sichrow, wo Fürst Camille Rohan, aus der alten Bretagner Herzogsfamilie, dem König alle Räume seines Schlosses zur Verfügung gestellt hatte, am 2. nach Gitschin. Der König traf gerade rechtzeitig an Ort und Stelle ein, um im kritischen Augenblick das Zusammenwirken der Armeen anordnen und den Oberbefehl auf dem Schlachtfelde übernehmen zu können.

Die österreichische Nordarmee war zwischen der Bistritz und der Elbe, die Festung Königgrätz im Rücken, versammelt. Keines der beiden Heere ahnte jedoch, daß man sich so nahe gegenüberstand. In der Umgebung des Königs wurden daher für den 3. Juli entscheidende Ereignisse nicht angenommen. Die feindliche Hauptarmee, die man hinter der Elbe zwischen Josefstadt und Königgrätz vermutete, sollte erkundet werden. „Einige Tage werden wir ihnen Ruhe lassen müssen," schrieb Roon am 2. Juli, „um selbst, nach so viel Fatiguen, etwas zu verschnaufen und unsere Verpflegung zu sichern und zu organisieren." Im übrigen waren nur unbedeutende Truppenverschiebungen vorgesehen.

In seinen „Erinnerungen" erzählt Loë die dramatische Entwicklung in der nun folgenden Nacht: das Eintreffen des Generals von Voigts-Rhetz, des Generalstabschefs der I. Armee, bald nach zehn Uhr, um im Auftrag des Prinzen Friedrich Karl den schon zur Ruhe gegangenen König sofort zu sprechen; die Meldung, daß mindestens drei feindliche Armeekorps südlich der Bistritz versammelt seien, in der scheinbaren Absicht, eine Schlacht zu liefern. Die kurze Beratung mit Moltke. Der Befehl an die Armee des Kronprinzen, mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen Anmarsches des Feindes vorzurücken und sobald als möglich einzugreifen; die Expedition des Flügeladjutanten Grafen Finckenstein mit diesem wichtigen Auftrag in das Hauptquartier der II. Armee. Kurze Ruhe. Fünf Uhr früh Abfahrt des Königs bei strömendem Regen in einem Wagen mit Graf Lehndorff, die übrigen vier Flügeladjutanten in einem zweiten Wagen folgend; dann der Ritt unter den begeisterten Hurrarufen der Soldaten auf die Höhe von Dub. Die sich entwickelnde Schlacht, preußischerseits ein Impromptu, von seiten der Österreicher ein lang vorbereiteter und mit großer Einsicht durchgeführter Plan — schließlich der Höhepunkt des Dramas: das Eingreifen der II. Armee.

Als man aus der Anmarschrichtung der II. Armee, von Maslowed her, bald starkes Artilleriefeuer vernahm, wurden in der Umgebung des Königs die Ferngläser schärfer dorthin gerichtet und Ausrufe laut: „Das ist der Kronprinz!"

Loë, den schon lange das Schlachtgewühl reizte, benutzte diesen Moment, um vom König die Genehmigung zu erbitten, nach dem linken Flügel zu reiten und die Lage aufzuklären. Auf seinem Ritt traf er den ihm bekannten Leutnant von Heister vom 10. Husarenregiment, fand seine Vermutung bestätigt, daß die bei Masloweb im Feuer stehenden Batterien österreichische seien, und schickte die Meldung hierüber an das Hauptquartier. Dann wandte er sich zu der 7. Division, die am äußersten linken Flügel den Swiepwald hielt. Nach gewonnenem Überblick über das Gefecht sandte er einen zweiten Meldereiter ab. Die „Erinnerungen" schildern die gefahrvolle Lage der Division, die Unerschrockenheit und Entschlossenheit des Generals von Fransecky, der im heftigen Feuer meist in der Schützenlinie stand und, das Gefecht mit gespannter Aufmerksamkeit ohne jede Erregung beobachtend, seiner Umgebung festes Vertrauen in den Ausgang des verlustreichen Kampfes einflößte — die zunehmende Heftigkeit des feindlichen Angriffs — das Ersuchen des Generals an Loë, zum König zu reiten, ihm die Lage und seinen Entschluß zu melden, den Wald unter allen Umständen zu halten, zugleich jedoch die Bitte zu überbringen, etwa verfügbare Infanterie zur Verstärkung zu senden.

Als Loë in Erfüllung dieses Auftrages zum Hauptquartier zurückkehrte, konnte er unterwegs noch den Oberst von Zychlinski, Kommandeur des 27. Infanterieregiments, und den mit einer Kavalleriebrigade zur Unterstützung herbeieilenden Grafen Bismarck-Bohlen über die Lage orientieren. Gegen 11 Uhr traf er beim König ein, der inzwischen seinen Standort auf dem Roskosberg genommen hatte, und erstattete Bericht. Bekanntlich lehnte Moltke eine Unterstützung der 7. Division ab.

Loë verblieb zunächst beim Hauptquartier auf dem Roskosberg, von wo man indessen keinen Einblick in das Schlachtfeld zu gewinnen vermochte. Nach einiger Zeit erbat er abermals die Genehmigung, über den Stand der Schlacht beim II. Armeekorps, besonders in dem vom Roskosberg kaum zwei Kilometer entfernten Holawald und über die dortigen Geländeverhältnisse persönlich Erkundigungen einzuziehen.

Zum drittenmal ward er entsandt, als 3½ Uhr nachmittags der Befehl zum allgemeinen Vorgehen gegeben war, und der an der Spitze der Kavalleriebrigade des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg reitende König die Teten der zur Verfolgung vorbrechenden preußischen Kavalleriemassen sah. Die österreichischen Kavalleriedivisionen standen zur Deckung des Rückzuges bereit. Über den Zusammenstoß sollte berichtet werden.

Während des großen, für die Preußen siegreichen Reiterkampfes bei Stresetitz befand sich Loë mitten im Kampfgewühl, meist in der

Nähe der Blücherhusaren. Konnte er infolgedessen vom Verlauf des Gefechtes auch nur „einen flüchtigen Eindruck“ gewinnen, so ging dieser doch dahin, daß „nach wechselnden Erfolgen, die geschlossen und tapfer kämpfende österreichische Kavallerie weniger der preußischen Kavallerie als dem Feuer des Zündnadelgewehres erlag“.

Zum König zurückreitend, traf Loë den Flügeladjutanten Grafen Lehndorff. Beiden fiel die große Anzahl von Kavallerieregimentern auf, die jetzt untätig dastanden, während ein einheitlich geführter Vorstoß in Richtung auf Pardubitz geboten erschien. „Aber weder hier noch auf anderen Teilen des Schlachtfeldes fanden sich Entschlossenheit und Kraft, den Sieg durch eine energische Verfolgung bis zur Vernichtung des Feindes auszunützen.“

Von der Größe des Erfolges hatte man im Hauptquartier des Königs zunächst noch keine zutreffende Vorstellung. Erst nachher erinnerten die Beteiligten sich, daß Moltke auf dem Roskosberg gesagt hatte: „Euer Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug.“

*

Während die drei Armeen die Elbe überschritten, faßte die Heeresleitung den Entschluß, mit einer Armee dem auf Olmütz ausweichenden Gegner zu folgen, mit den beiden anderen Armeen auf Wien zu marschieren.

In diesen Tagen handelte es sich um die Neubesetzung des Dragonerregiments Nr. 2, dessen Kommandeur [1]) am 3. Juli gefallen war. Der Chef der Abteilung für persönliche Angelegenheiten im Kriegsministerium, Generalmajor von Tresckow, schlug als Nachfolger den Oberstleutnant von Loë vor, nachdem er dessen freudige Zustimmung, gerade jetzt, inmitten der kriegerischen Tätigkeit in die Front zurückzutreten, erhalten hatte. Doch wollte der König seinen Flügeladjutanten vorläufig noch im Hauptquartier verwenden und lehnte daher diesen Vorschlag ab, ebenso wie er auf das von Bismarck unterstützte Gesuch des Botschafters Grafen Goltz nicht einging, in dieser kritischen Zeit den Militärattaché nach Paris zurückzusenden.

Loë selbst hielt seine Anwesenheit in Paris nicht für notwendig, da in so kurzer Zeit eine Änderung in der Verfassung der französischen Armee ausgeschlossen und die laufende Berichterstattung in den Händen seines Stellvertreters durchaus gesichert erscheine. Dem General von Moltke und dem Grafen Bismarck gegenüber wiederholte er die Ansicht,

---

[1]) Oberstleutnant Heinichen. 1851—1859 Premierleutnant, Rittmeister und Eskadronchef im 7. Husarenregiment.

daß Frankreich zurzeit keine Armee besitze, stark genug, um mit Preußen Krieg zu führen. Preußen aber, das dank der Reorganisation mehr als 700000 Mann unter den Waffen hatte, konnte, nach Roons Meldung, wenn die Politik es verlangte, früher als die Franzosen, mit 200000—300000 Mann operationsfähig am Rhein stehen.

„Nicht oft dürfte ein Militärattaché in der Lage gewesen sein, durch seine Berichterstattung eine für Politik und Heeresführung ähnlich maßgebende Tätigkeit zu entfalten.“ [1])

Angesichts der bei Beginn des Krieges von Truppen entblößten preußischen Westgrenze schrieb der französische Botschafter in Wien, Herzog von Gramont, am 17. Juli an den Minister des Auswärtigen, Drouyn de Lhuys: „Jamais la Prusse n'a été et ne sera plus désarmée chez elle et sur le Rhin qu'elle ne l'est aujourdhui.“ [2]) Trotzdem wurde „ohne ernstliche Sorge für die Sicherheit der Rheinlande der kühne Zug auf Wien unternommen“.

Napoleon hielt an der zugesagten wohlwollenden Neutralität fest, hüllte sich aber bezüglich seiner Wünsche stets in tiefes Schweigen. Eine militärische Demonstration wurde auch nach Sadowa nicht versucht.

Am 18. Juli ging das königliche Hauptquartier nach Nikolsburg — etwa 70 Kilometer von Wien entfernt — wo es in dem stolzen, aber zum Teil ruinenhaften Schloß des österreichischen Ministerpräsidenten, Grafen Mensdorf, eines entfernten Verwandten von Loë, Aufnahme fand.

Am 20. Juli war der Aufmarsch der preußischen Armee vor Wien so gut wie vollendet.

Vom Stefansturm konnte man die preußischen Wachtfeuer sehen.

Die österreichischen Friedensunterhändler erschienen in Nikolsburg.

Bekanntlich schätzte Bismarck, im Gegensatz zu Moltke, die Kraft Frankreichs höher ein, nicht in der Offensive, aber nach der geschichtlichen Erfahrung in der Defensive, „um den Krieg in die Länge zu ziehen.“ Am 18. Januar 1874 sagte er im Abgeordnetenhaus: „Nach der Schlacht bei Sadowa wollte ich es nicht darauf ankommen lassen, unsere Erfolge durch das Erscheinen Frankreichs auf der Bühne wieder in Zweifel gestellt zu sehen. Wenn Frankreich auch damals sehr wenig Truppen hatte, so hätte doch ein geringer Zusatz von französischen Truppen hingereicht, um aus den zahlreichen süddeutschen Truppen eine recht tüchtige Armee zu machen.“ Diese Perspektive und die Absicht, dem österreichischen Gegner keine unheilbare Wunde zu schlagen, bestimmten den Ministerpräsidenten, den glänzenden Siegeslauf der preußischen Armee zu hemmen.

---

[1]) v. Loos, Militär-Wochenblatt. 16. Juli 1908. Nr. 87.

[2]) Vergl. L'Empire libéral. VIII. S. 266 ff.

„Von den Stürmen, die an den maßgebenden Stellen dem Friedensabschluß vorangingen, drang damals nichts zu den Ohren der nicht eingeweihten Umgebung des Königs; nach jeder Richtung wurde Verschwiegenheit geübt."[1]) Wenn Loë in diesem Konflikt zwischen den Ansichten des vom militärischen Gefühl des preußischen Soldaten und von rein strategischen Berechnungen beherrschten Königs und seiner Generale und den politischen und diplomatischen Erwägungen des weitblickenden Staatsmannes — damals, gerade in Böhmen, wohl als „Questenberg" bezeichnet — auf seiten der Militärs stand, so hat er doch später voll anerkannt: „Graf Bismarck zeigte sich als der große Staatsmann, dessen Blick weit in die Zukunft reichte, der Österreich schonen und nicht unversöhnlich verletzen wollte, bestrebt, schon jetzt ein Bündnis für die Zukunft anzubahnen und durch Milde an der richtigen Stelle die Einigung aller deutschen Stämme vorzubereiten.

Mit diesem deutschen Zuge des Ministers sympathisierte der Kronprinz. Nur ihm, dem bisherigen Gegner der deutschen Politik des Ministerpräsidenten, konnte die Vermittlung gelingen.

Wie schwer es dem König wurde, den Vorstellungen des Thronerben und seines bewährten Ratgebers sich zu fügen, beweisen die harten Worte, mit denen der sonst so gütige Monarch seine Entschließung begleitete. Aber eine seiner größten Regenteneigenschaften war die oft bewiesene Fähigkeit, seinen Willen der entgegengesetzten Ansicht bewährter Ratgeber unterzuordnen, sobald er sich von der Notwendigkeit des Opfers überzeugt hatte."[1])

Am 26. erfolgte die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien und eines vierwöchigen Waffenstillstandes.

Der Schwerpunkt lag wieder in der Politik. Am 4. August traf der König in Berlin ein. Am 5. August teilte Graf Benedetti die französische Einwilligung in die preußischen Erwerbungen mit, machte sie aber in kategorischer Form von Kompensationen abhängig. Am 7. August erfolgte Preußens Ablehnung, auch das kleinste deutsche Gebiet an Frankreich abzutreten.

Am festen Willen Bismarcks scheiterte die schwankende Seele des Kaisers, von dem die Entwicklung dieser europäischen Krisis abhing. Der Prinz Napoleon — die Prinzessin war eine Tochter von Viktor Emanuel — kannte seinen kaiserlichen Vetter, wenn er nach Sadowa zum Botschafter Goltz sagte: „Marchez de l'avant, ne vous laissez pas arrêter!"[2])

---

[1]) Loës „Erinnerungen". S. 116.

[2]) L'Empire libéral. VIII. S. 453.

„Frankreich könnte keinen ungünstigeren Augenblick als den jetzigen zum Kriege wählen," schrieb Moltke am 8. August an den Ministerpräsidenten Grafen Bismarck. „Die Bedingungen für einen Krieg des französischen Kaisertums gegen das siegreiche Preußen und das gesamte deutsche Volk eben in diesem Augenblick erscheinen so wenig günstig, daß derselbe wohl nicht gewagt werden wird."

Als der König am 7. August Oberstleutnant von Loë beauftragte, dem Grafen Goltz die Ablehnung der französischen Forderungen zu überbringen, äußerte er seine Bedenken, daß ein Staatsmann wie Napoleon solche Forderungen stellen könne, ohne die Kraft zum Fechten zu haben. Mit Entschiedenheit vertrat Loë seine Ansicht.

Am nächsten Tage kehrte er auf seinen Posten zurück. Bald darauf, am 18. August 1866, sandte er einen Immediatbericht an den König, seine Ansicht über die Kriegsunfähigkeit der französischen Armee eingehend begründend und hinzufügend, daß der Kriegsminister Randon und andere einflußreiche militärische Ratgeber des Kaisers sich im jetzigen Augenblick gegen einen Angriffskrieg ausgesprochen hätten. Marschall Randon hatte hierbei auf den geringen Pferdebestand der Armee hingewiesen, der sich besonders in der Artillerie und in der Bespannung des Trains fühlbar machen müsse, ferner auf die nicht beendigte mexikanische Expedition und die überlegene Bewaffnung der preußischen Infanterie. Später suchte Randon sich allerdings zu verteidigen und in seinen „Mémoires" nachzuweisen, daß Frankreich kriegsbereit gewesen wäre. Nur politische Bedenken hätten verhindert, „de prendre une part comminatoire à la guerre d'Allemagne."

Indem Heinrich von Sybel, neben den inneren Wünschen des Kaisers, das Friedensmotiv Frankreichs in der Unzulänglichkeit des Heerwesens begründet sieht, beruft er sich hierbei auf die Berichte des preußischen Militärattachés.[1])

Nach Ollivier lag die Schwäche Frankreichs in der langsamen Mobilmachung: „Au lieu d'être prêts à se mouvoir dans vingt jours, un mois, les hommes auraient pu se trouver dans l'impossibilité de le faire avant six semaines, deux mois."[2])

*

Sadowa hatte die Hegemonie Frankreichs erschüttert.

„Nach dem Westfälischen Frieden," schrieb ein vielgelesener französischer Schriftsteller, „lag Deutschland zwei Jahrhunderte ohnmächtig darnieder. Ungestört konnten wir den Krieg auf sein Gebiet tragen, um

[1]) a. a. O. V. S. 283.

[2]) a. a. O. VIII. S. 652. (De notre prétendue impuissance militaire en 1866.)

dort die europäischen Koalitionen zu bekämpfen und zu besiegen. Daß Deutschland aus einem so entwürdigenden Zustand herausstrebte, verstehen wir. Aber daß ein französischer Monarch es ruhig geschehen ließ, ist unbegreiflich." [1])

Es stand fest, daß der Kaiser jetzt die entschiedene Absicht hatte, das sinkende Prestige in Europa wieder herzustellen. „Retremper la dynastie dans la gloire Napoléonienne!" Mit dem Wunsch, in Europa Frieden zu erhalten, war daher, wie Loë am Schluß eines Berichtes vom 18. August 1866 sagte, „die sehr entschiedene Tendenz verbunden, in nächster Zukunft die französischen Streitkräfte zu konzentrieren und zu stärken."

Zur Beratung hierüber trat im November eine Kommission im kaiserlichen Schloß zu Compiègne zusammen. Aber nach lebhafter Diskussion zerschlugen sich die militärischen Vorschläge zunächst an innerpolitischen Bedenken der Minister. Denn neben den Forderungen der Armee kam ein anderer wichtiger Faktor in Frage: die Stimmung der Steuerzahler. Sie machten die französischen Politiker für den Mißerfolg in der deutschen Frage verantwortlich und waren keineswegs geneigt, größere Militärlasten zu übernehmen.

Um die Reorganisationsbewegung in Frankreich genauer zu überwachen, wurden im November 1866 noch drei Offiziere zur Unterstützung des Militärattachés nach Paris kommandiert, die Hauptleute im Generalstab Graf Schlieffen — der spätere Chef des Generalstabes — und von Möller, außerdem Premierleutnant Steffen vom Infanterieregiment Nr. 28, der während des Feldzuges in Böhmen zur Dienstleistung beim Großen Generalstab kommandiert gewesen war.

Jedoch erst im folgenden Jahre wurden entscheidende Beschlüsse in der Armeereorganisation gefaßt, nachdem Marschall Niel am 20. Januar 1867 zum Kriegsminister ernannt war. Mit aller Kraft trat er für eine beschleunigte Einführung des Chassepotgewehres ein, die nach Jahresfrist, wie der „Moniteur" vom 26. Mai 1868 verkündete, beendet war. „Damals 64jährig, eine geistvolle, imponierende Persönlichkeit, aus dem Ingenieurkorps hervorgegangen, war Niel bei jeder Gelegenheit rühmlichst hervorgetreten, hatte vor Sebastopol die Angriffsarbeiten erfolgreich geleitet und sich bei Solferino den Marschallstab erworben." Sein administratives Geschick und seine Bemühungen um die Heeresvorlage wurden auch von General Fleury anerkannt, der ihn dagegen als Führer weniger schätzte.

---

[1]) Rothan, Luxembourg. S. 59.

Ein neuer Geist zog in das Kriegsministerium ein. Sich zunächst den Militärattachés gegenüber darin äußernd, daß den Militärbehörden die größte Vorsicht im Verkehr mit ihnen anempfohlen wurde. Doch stießen die Reformversuche im übrigen auf den Widerstand der alten Generale und den Mangel an Verständnis bei den Staatsmännern und in den Kammern. Man rechnete während dieses Übergangsstadiums damit, daß im Ausstellungsjahr 1867 eine kriegerische Verwicklung nicht eintreten würde und vertraute der Geschicklichkeit des Ministers des Auswärtigen, Marquis de Moustier.

Um diese Zeit wurde der spätere österreichische Minister für Landesverteidigung, Graf Welsersheimb — während des Krieges 1866 in Italien Flügeladjutant des Erzherzogs Albrecht — zum Militärattaché in Paris ernannt. Er trat mit Loë, an den er durch den Botschafter Fürsten Metternich „zum Zwecke erleichterter Orientierung in Paris" empfohlen war, bald in nähere Beziehungen. Welsersheimb wurde ein scharfer Beobachter der militärischen Verhältnisse Frankreichs. Nachdem er im April 1870 seinen Pariser Posten mit dem Berliner vertauscht hatte und hierdurch Einsicht in die Heeresverhältnisse beider Gegner erhielt, erkannte er, daß die französische Armee dem Kampf mit dem reich entfalteten, trefflich organisierten preußischen Heere nicht gewachsen sei. Als man sich 1870 in Österreich vor die Frage einer aktiven Teilnahme am Kriege gestellt sah, dürften daher seine Berichte aus Berlin schwer ins Gewicht gefallen sein.[1])

Für das Frühjahr 1867, als die Luxemburger Frage abermals einen Konflikt zwischen Preußen und Frankreich heraufzubeschwören schien, berechnete Loë, wie er unterm 11. März 1867 berichtete, daß dem Kriegsministerium — wollte die Regierung nicht zu gewaltsamen Ausnahmemaßregeln greifen — nach Rückkehr der Truppen aus Mexiko nur 235000 Mann mit Sicherheit und in Wirklichkeit zur Verfügung ständen. Vom Chef des Militärkabinetts, Generalmajor von Tresckow, auf diese auffallend niedrige Zahl hingewiesen und zur Angabe der Quellen aufgefordert, erwiderte er nach nochmaliger Berechnung, daß die im Bericht vom 11. März angegebenen Ziffern eher zu hoch als zu niedrig seien. Eine Angabe, die später, bei der Kammerdebatte über die Reorganisation der Armee, durch die Erklärung des einem kriegerischen Konflikt ausweichenden Staatsministers Rouher bestätigt wurde, daß Frankreich zur Zeit der Luxemburger Frage nicht mehr als 225000 Mann habe ins Feld stellen können.

---

[1]) Minerva. Militär-wissenschaftliche Zeitschrift. I. S. 1046.

Durch das Zündnadelgewehr war auch die Feuerüberlegenheit auf seiten Preußens.

Moltke sprach sich mit den Militärautoritäten, denen die damalige ungenügende Verfassung der französischen Armee bekannt war, im Frühjahr 1867 für die Annahme der französischen Herausforderung aus, die an Ludwig XIV. und an Louvois erinnere: „Je früher wir handgemein werden, desto besser, weil das vorläufig unstreitbare Übergewicht der eigenen Organisation und Bewaffnung sich durch Frankreichs Anstrengung zu ungunsten dieser Überlegenheit täglich mehr ausgleichen wird.“ [1])

Aus denselben Gründen hielt auch Loë den, angesichts der Stimmung und des Temperaments der Franzosen scheinbar unvermeidlichen Krieg damals für geboten.

Bismarck und Roon dagegen erwogen die politischen Chancen; das eben Errungene sollte sich konsolidieren.

Gerade um diese Zeit — am 6. März — hatte Loë seine Ernennung zum Kommandeur des Königshusarenregiments erhalten, sollte jedoch wegen der Kriegsgefahr seinen Posten noch nicht verlassen.

Am 11. Mai 1867 beendete die Londoner Konferenz den Luxemburger Streit.

Oberstleutnant von Loë übergab seinem Nachfolger, dem schon seit Wochen in Paris anwesenden Major im Generalstab von der Burg die Geschäfte, verabschiedete sich von dem ihm zum Freund gewordenen Grafen Goltz und übernahm, nach vier militärisch und politisch ereignisreichen Jahren an der Seine, das Kommando seines rheinischen Regiments.

---

[1]) Gesammelte Schriften des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke. V. S. 297.

VIII

An der Spitze der Königshusaren

1867—1871

Loës Wunsch war erfüllt — er kam in die Front zurück. Mit 38 Jahren stand er an der Spitze eines eben aus dem Kriege mit ruhmvoll geschmückter Standarte heimgekehrten Regiments, eines Regiments, dessen Chef der König war. Er kam wieder in seine Heimatprovinz, in die Stadt seiner Jugend, seiner Studentenzeit.

Vier Feldzüge hatte Loë mitgemacht — gegen die Dänen, die Insurgenten, auf Böhmens Gefilden, in Algier. Die verschiedensten Heere und Völker hatte er im Kampfe gesehen und ihre Organisation und Ausbildung kennen gelernt, aber, was mehr wiegt als alles: jahrelang in unmittelbarer Nähe des Regenten und Königs, war er Zeuge von dessen Kämpfen für das Heer gewesen, Zeuge des Pflichtbewußtseins und der in schwerer Zeit genährten Vaterlandsliebe seines königlichen Herrn.

Der Sohn des Rheinlandes war zum glühenden preußischen Patrioten geworden.

Jetzt sollte er an verantwortlicher Stelle als militärischer Erzieher auftreten. Wie er dieser Aufgabe gerecht wurde, das haben die späteren Erfolge des Regiments bewiesen.

Vor allem zeigte sich Oberstleutnant von Loë bald als Meister in der Leitung und Ausbildung derjenigen, die den Kern und Geist eines Heeres ausmachen — der Offiziere.

Im Sommer 1858, als Loë den Prinzen von Preußen nach Baden-Baden begleitet hatte, war dort Roons grundlegende „Denkschrift über die Heeresreform“ vom 18. Juli 1858 eingetroffen. In ihr heißt es bezüglich des Offizierkorps: „Wohl ist die Zeit vorüber, wo die Söhne unseres zahlreichen begüterten und unbegüterten Adels, jener ehrenreichen Militärfamilien, deren Mitglieder einst auf den Schlachtfeldern den stolzen Bau der Größe Preußens aufrichten halfen, ohne Ausnahme sich — sei es auch nur für wenige Jahre — zum Heeresdienst drängten; wo es für eine Schmach galt, nicht gedient zu haben, und wo der

Säumige oder Krüppelhafte unbarmherzig mit dem Spottnamen „Putenjunker“ blamiert wurde. Wohl hat die Zeit mit ihren anderweitigen Lebensströmungen manches Kind adeligen oder soldatischen Herkommens auch in andere Bahnen gelockt, die ein auskömmlicheres, behaglicheres Dasein verheißen. Immer aber ist selbst heute noch die militärische Karriere der mit Vorliebe erwählte Lebensweg für die Söhne der Offiziere und des armen Adels, und es wird von niemand geleugnet, daß dieses Material das geeignetste für die Ergänzung des Offizierkorps ist.

Die in den östlichen Provinzen stehenden Regimenter sind nicht nur imstande, ihren gegenwärtigen Etat stets komplett zu erhalten, sondern viele von ihnen haben Überfluß an geeigneten Offizier-Aspiranten. Nicht so ist es bekanntlich bei den Truppenteilen der westlichen Provinzen, in denen der unbegüterte Adel fast fehlt, wo das Standesgefühl in den goldenen Strahlen des Industrialismus verblichen ist, wo daher die Kadettenhäuser meist die vorhandenen Lücken ausfüllen müssen.“ [1])

Auch das ursprünglich schlesische, 1852 nach Bonn verlegte 7. Husarenregiment [2]) verlor im Westen seinen durch Tradition überlieferten, festen Offiziersersatz.

Ganz besonders fiel daher von jetzt ab die Persönlichkeit des Kommandeurs ins Gewicht, wuchs seine Verantwortung für die geschickte Auslese des jungen Nachwuchses.

Loë imponierte als Soldat, fand Vertrauen durch seinen Charakter. Welt- und Menschenkenntnis vereinigten sich in ihm mit jenem Taktgefühl, das Liebe gewinnt. Selbst zum unbedingten Vertreter des im preußischen Offizierkorps zu neuem Leben erweckten Rittertums geworden, stand er auf dem Standpunkt Friedrichs des Großen: „Es tut nicht not, ihm den Adel zu verleihen, denn sein Degen nobilitiert ihn schon.“ Das in der vergrößerten Armee immer weitere Kreise umfassende Offizierkorps sollte den historischen Offiziergeist Preußens erhalten und fortpflanzen. Die idealen Güter des Heeres sollten nicht in der trägen Sicherheit eines Standesprivilegiums einschlafen, sondern frische Impulse erhalten und in zeitgemäße Bahnen geleitet werden.

Neben der Tüchtigkeit ging ihm ehrenhafte Gesinnung über alles. Hatte ihn doch seine Erfahrung reichlich gelehrt, daß sie, im Verein mit strenger Pflichterfüllung, die Grundlage des preußischen Heeres und preußischer Größe bildet. So stand er auch auf dem altpreußischen

---

[1]) Roon, Denkwürdigkeiten. II. S. 543.

[2]) Nach der Thronbesteigung König Wilhelms I. 1861 „Königs-Husaren-Regiment (1. Rheinisches) Nr. 7“.

Ehrenstandpunkt, der ihm nicht von oben konstruiert, sondern etwas geschichtlich Gewordenes und Erprobtes war. Ein Standpunkt, den er noch als kommandierender General mit seiner Person vertrat.

Die Beziehungen zur Universität, die der Regimentskommandeur pflegte, kamen dem Offizierkorps zu gute. Auf Loës Veranlassung hielt der Historiker Heinrich von Sybel, der sich damals immer enger der nationalen Politik Bismarcks anschloß, im Husarenkasino Vorträge, in denen er auf die im deutschen Volk ruhenden sittlichen Kräfte, auf die vaterländische Gesinnung der großen deutschen Männer und darauf hinwies, daß nach den geschichtlichen Erfahrungen ein starkes Heer für Deutschland die Voraussetzung seiner Existenz sei.

Loë war ein Mann aus einem Guß, jederzeit bereit, die Verantwortung für das, was er getan, zu übernehmen, stets en vedette für seinen König, für das Heer. Gerecht und vorurteilslos, streberhafter Dienstbeflissenheit nicht zugänglich, großzügig, in seiner Lebensführung unendlich einfach, um die kriegstüchtige Ausbildung des ihm vom König übergebenen Regiments und Offizierkorps treu bemüht. Neidlos würdigte er fremdes Verdienst, ohne Voreingenommenheit hörte er den Untergebenen an, lieber Lob austeilend als Tadel. So stand er, als er nach drei Jahren mit dem Regiment ins Feld zog, an der Spitze eines vortrefflichen Offizierkorps, das seinem Kommandeur überallhin folgte, eines Offizierkorps, das ihm Treue um Treue hielt, das noch an ihm hing, als er längst die Garnison und den Rhein verlassen.

So konnte Loë acht Jahre später in bezug auf einen Offizier der Königshusaren schreiben: „Er gehört zu den jungen Leuten meiner Regimentsfamilie, denen ich — obgleich längst nicht mehr ihr Kommandeur — ebenso mein Interesse, wie sie mir ihr Vertrauen bewahrt haben. Es geschieht nichts in dieser Familie, Wohl oder Wehe, was nicht unmittelbar zu meiner Kenntnis, wo erforderlich mit der Bitte um Rat, gelangt."

Wie das Offizierkorps, so sah das ganze Regiment, vor allem auch das Unteroffizierkorps, vertrauensvoll zu einem Führer empor, der wohl wußte, daß der gute Geist der Mannschaft ebenso von dem Geist, von der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der Wachtmeister und Unteroffiziere, als von dem der Offiziere abhängt. Loë erinnerte sich als Kommandeur der Worte, die am Anfang der kleinen Schrift des Generals Roth von Schreckenstein über den „Gebrauch der Kavallerie im Felde" standen: „Ohne die angestrengteste und konsequenteste Tätigkeit dieser Gehilfen (Wachtmeister und Unteroffiziere) kommt es sehr

bald dahin, daß die höheren Anführer, sogar ausgestattet mit der Genialität und dem Unternehmungsgeist eines Seydlitz, Lichtenstein, Montbrun und Lasalle, nichts Außerordentliches zu leisten mehr fähig sind."

Die stille, so bedeutungsvolle Einwirkung auf die Untergebenen, die den innern Tagesdienst, den in Frankreich verachteten „train-train journalier", begleitet.

Loë verstand es, seine Husaren in der richtigen Stimmung zu erhalten!

Durch seine Persönlichkeit, durch sein Beispiel, durch seine sachgemäße Tätigkeit.

Von Bourbaki sagt dessen Biograph: „Le général — aimant le soldat, aimant l'armée, aimant son métier — a plus que personne la science de connaître et conduire les hommes, les commander, les faire obéir sans les brusquer, pardonner et oublier les fautes, sans pour cela être faible. C'est une science qui ne s'acquiert pas, cela naît avec l'homme."

Dies gilt auch von Loë.

Eine seltene körperliche und geistige Arbeitskraft unterstützte seine unermüdliche Tätigkeit.

Ihm war der Kriegerstand Herzenssache.

Er war etwas Großes und Wichtiges für ihn.

Er war ihm die Erziehung eines Volkes, das sich mit dem Schwerte Bahn gebrochen, das stets zur Verteidigung seines Vaterlandes bereit sein muß.

„Cette nature héroique, enthousiaste et patiente à la fois," schrieb Madame Kalergis[1]) 1870 von ihm, „se sent heureuse, quoiqu'il arrive, d'offrir sa vie pour le roi et la cause qu'il adore . . ."

Und Loë gehörte zu jenen Männern, die mit klarem, nüchternem Kopf in den Kampf gehen.

Aus eigener Erfahrung hatte er kennen gelernt, was der Kavallerie im Aufklärungs- und Sicherheitsdienst fehlte.

Die napoleonischen Grundsätze für das, was die Kavallerie zu leisten hat, waren vergessen. Vergessen war in langer Friedenszeit Katzlers Tätigkeit.

Das hatte der Feldzug in Baden 1849 gezeigt.

---

[1]) Marie von Mouchanow-Kalergis, geb. Gräfin Nesselrode, die Nichte des russischen Staatskanzlers, gleich ausgezeichnet durch ihre Anmut wie durch ihre geistige und künstlerische Begabung. Ihre Briefe wurden von La Mara herausgegeben. (2. Aufl. Leipzig 1911.)

1866 hatte die zu einer unbehilflichen Masse hinter der Armee zusammengepreßte „Heereskavallerie“ den Abzug des Gegners auf Gitschin nicht festgestellt, die Aufstellung der österreichischen Armee an der Bistritz noch am 2. Juli nicht entdeckt; der Befehl aus dem Hauptquartier für den 3. Juli erinnerte daran, daß trotz einer Reihe glücklicher Gefechte die Fühlung mit dem Gegner verloren gegangen war. Auch nach der Schlacht bei Königgrätz gewann man bei der Zweiten Armee erst am 7., bei der Ersten Armee am 8. Juli Fühlung mit dem Feind.

Bezüglich der Nahaufklärung sagt unsere heutige Felddienstordnung von 1908: „Die hauptsächlichste Aufgabe der Divisionskavallerie ist die Nahaufklärung. Wo keine Heereskavallerie vor der Front ist, liegt ihr auch die Fernaufklärung ob. Das Vorhandensein von Heereskavallerie entbindet die Divisionskavallerie aber nicht von der Nahaufklärung.“ 1866 erfahren die 9. Division bei Nachod, die 1. Gardedivision bei Soor, die Avantgarde des I. Korps bei Trautenau, die Garde bei Königinhof, die 5. Division bei Gitschin, die 3. Division ebendaselbst, auf ihre Divisionskavallerie angewiesen, die Nähe des Gegners nur wenige Augenblicke, bevor sie mit ihm ins Gefecht geraten.[1])

Auf Grund solcher Mißerfolge wandte Oberstleutnant von Loë diesem Dienstzweig seine besondere Aufmerksamkeit zu, suchte er in seiner Reiterei das Vertrauen auf die eigene Kraft und Schnelligkeit zu stärken und auszubilden, zeigte er, was Pferd und Reiter imstande sind zu leisten.

Neben den praktischen Übungen stellte er 1869 die auf den Felddienst bezüglichen Bestimmungen, sowie die Grundsätze ihrer Anwendung zusammen, um „das Nachdenken der jüngeren Offiziere über die Aufgaben ihres Berufes“ anzuregen. Den vielen Vorwürfen, daß im heutigen Kriege die Kavallerie nutzlos geworden sei, warf er entgegen, daß eine unermüdliche, kühne Kavallerie, welche von diensterfahrenen und intelligenten Offizieren geführt wird, auch heute noch, unter den schwierigsten Verhältnissen, imstande sei, zweckmäßige Nachrichten zu schaffen — in gewissen Fällen die einzige Grundlage für die Entschlüsse des Feldherrn.

In keiner andern Waffe werde gerade den untersten Chargen und den kleinsten Abteilungen eine solche Möglichkeit gegeben, wichtige Dienste zu leisten: „Allerdings darf ein Kavallerieoffizier, um auf diesem Gebiet nützlich verwandt zu werden, sich nicht auf das Maß von Kenntnissen beschränken, welche die Reitbahn und der Exerzierplatz

---

[1]) Moltkes Militärische Werke. IV. Kriegslehren. 2. Teil. S. 69.

fordern. Eine Rekognoszierung, welche, auf einen bestimmten Punkt dirigiert, als Resultat ergibt, daß derselbe vom Feinde besetzt oder nicht besetzt sei, ist nicht das Hufeisen wert, welches vielleicht unterwegs verloren ging."

Loës Buch „Der Felddienst der Kavallerie"[1]) enthält die leitenden Grundsätze, nach denen der Felddienst im Regiment geübt wurde. Zunächst für den Sicherheitsdienst auf dem Marsch und in der Ruhe. Dann für die Beurteilung der militärischen Gestaltung und Wichtigkeit des zu rekognoszierenden Terrainabschnitts; für die Erkundung des Feindes in der Ruhe, im Marsch, nach Einnahme einer Stellung; für das Anfertigen klarer und richtiger Krokis. Hierzu kommen selbständige Unternehmungen der leichten Kavallerie gegen den Feind und der Verpflegungsdienst.

„Der brauchbare Kavallerieoffizier muß militärische Terrainkenntnis besitzen. Er muß über die Bewegungsfähigkeit und Verwendung der anderen Waffen im Gefecht hinreichend orientiert sein. Dazu gehört allerdings eine fleißige und eingehende Beschäftigung mit Gegenständen, welche außerhalb des Gebietes des gewöhnlichen Garnisonsdienstes liegen. Zählt aber ein Kavallerieregiment eine Anzahl derartig vorgebildeter Offiziere in seinen Reihen, dann wird es ein wertvolles Instrument in der Hand des Feldherrn und in seinen Leistungen keinem andern Truppenteil nachstehen."

Neben den Offizieren wurde das Unteroffizierkorps nach diesen Direktiven ausgebildet. Für den Unterricht der Gemeinen bestanden besondere Felddienstvorschriften.

Grundsatz im Regiment war: eine Rekognoszierung, die gelingen soll, muß den Charakter des Wagens an sich tragen!

„Was hat eine Reitertruppe zu fürchten," ruft Loë seinen Offizieren zu, „welche sich, selbst tagelang und auf mehrere Meilen, vor die Vorposten hinauswagt, wenn der Führer das Gefühl allzu großer Verantwortlichkeit zu Hause läßt und jedermann von der Überzeugung durchdrungen ist, daß ein Reiter überall durchkommt, wo er durchkommen will!"[2])

Früher als gedacht, sollte die Gelegenheit kommen, das im Frieden Gelernte auf dem Schlachtfelde zu erproben.

---

[1]) 1. Aufl. Bonn 1869. — „Nur wer vor den großen Kriegen von 1866 und 1870/71 gedient hat, kann sich einen Begriff davon machen, wie gering damals die Kenntnis der fundamentalen Grundsätze des Exerzierens, des Felddienstes, der Manövertaktik gewesen ist." Militär-Wochenblatt 1902. Nr. 36.

[2]) „Der Felddienst der Kavallerie."

Im Juli 1870 war der König wie gewöhnlich zur Kur in Ems. Oberst von Loë kam von Bonn oft herüber. Als er eines Tages mit seinem Offizierkorps zur Tafel befohlen war, befand sich Benedetti in Ems. „Es war eine schwüle Stimmung. Die Männer sahen finster aus; wir hatten alle das Gefühl, daß die französische Unverschämtheit ihren Höhepunkt erreicht hatte. Der König allein verzweifelte nicht am Frieden; es wurde dem alten Herrn so schwer, seinem Volk noch einmal das Kriegselend aufzulegen." [1]) Bei der Verabschiedung fragte der Monarch, der seine Königshusaren in diesem Jahr besichtigen wollte: „Wie weit sind Sie?" Loë antwortete schnell: „Euer Majestät, jede Stunde zum Ausrücken bereit und wenns bis Paris sein müßte." Worauf der König ernst erwiderte: „Dahin wird es hoffentlich nicht kommen; für den spanischen Thron, der uns nichts angeht, will ich das Blut meines Volkes nicht opfern."

Am nächsten Morgen das Telegramm, daß der Erbprinz von Hohenzollern entsagt habe. „Sie können sich meine Stimmung denken!" schrieb Loë. „Wir schäumten alle vor Wut und Erbitterung!"

Dann aber kam jener andere Morgen, als zum Kommandeur, draußen beim Exerzieren auf dem „Sand", der Regimentsadjutant Moßner mit hochgehaltenem Zeitungsblatt jagte: „Benedettis Impertinenz — des Königs Antwort — Krieg!" Loë sprengte vor die Front des Regiments: „Krieg!" Ein brausendes Hurra! der Königshusaren. Mit Jubel wurden sie in der Stadt empfangen.

Nachts um 1 Uhr ging der telegraphische Mobilmachungsbefehl beim Regiment ein. Tausende von Menschen versammelten sich vor dem Haus des Kommandeurs. Nicht endende Hochs auf den König. Die Studenten stimmten „Die Wacht am Rhein" an. Loë mußte auf den Balkon treten und einige Worte sprechen. Jubelnd zog die Menge ab. Am andern Morgen meldeten sich 300 Studenten zum freiwilligen Eintritt ins Regiment. „Die Wogen der Begeisterung gingen hoch in jener schönen Zeit. Der deutsche Riese schüttelte sich und reckte seine Glieder. Frankreich war geschlagen, ehe es den Krieg begonnen."

Jene einzige Zeit!

„Wer sie, wie ich durchlebt, der sieht tief unter sich den Jammer und die Erbärmlichkeit der Vergangenheit, der hat nicht umsonst gelebt."

---

[1]) Ein Schlachtenbrief an eine Dame. Generalfeldmarschall Freiherr von Loë an die Gräfin Waldbott von Bassenheim. Amiens, 21. Mai 1871. Herausgegeben von F. Koch-Breuberg. Regensburg 1912. — Für das Folgende konnten vielfach die Briefe Verwendung finden, die Loë unmittelbar nach den einzelnen Ereignissen an seine Gattin schrieb.

Als der König Ems verließ, empfing ihn auf jeder Station unendlicher Jubel. Kein Unterschied zwischen der Rheinprovinz und den neuen Provinzen, Hessen-Nassau und ganz besonders Hannover. „Den erhebendsten Eindruck soll aber," schrieb Loë, „die Haltung der Bevölkerung in den alten Erblanden Magdeburg und Brandenburg, der Alt- und Kurmark gemacht haben. Die Nachricht: Der König kommt! war wie ein Blitz vorausgegangen. Von allen Seiten war die Landbevölkerung zu den Bahnhöfen geströmt, die Landwehrmänner mit Weib und Kind, die Veteranen von 1864 und 1866 aus Schleswig und Böhmen. Noch hatten sie den langen märkischen Bauernrock an, allein bei Ankunft des Zuges standen sie militärisch in straffen Reihen; kein Laut ertönte, bis der König sich zeigte, und dann das dreimalige altpreußische „Hurra"! mit dem die Väter bei Leipzig und Belle-Alliance, die Söhne bei Nachod und Königgrätz den Feind geworfen hatten.

Des Königs Stimmung war nun hoch gehoben. Er fühlte, was es hieß, dieser Nation den Handschuh hinzuwerfen. Er nahm ihn in fester Zuversicht auf, denn sein Volk wollte mit ihm kämpfen und sterben."

Jetzt aber galt es, sich wehrhaft machen. Wunderbar bewährte sich die militärische Organisation Preußens. „Keine Anfrage von unten oder von oben, kein Gegenbefehl, keine Unordnung. Alles bis auf das kleinste Detail war seit Jahren vorausgesehen und vorher bestimmt." Die Mobilmachungsmaschine arbeitete glatt.

Nach neun Tagen, am Morgen des 25. Juli, stand das Husarenregiment feldmarschmäßig, in Kriegsstärke, auf dem neuen Reitplatz vor dem Kölntor zum Abmarsch bereit.

Um 8 Uhr erschien der Oberst, galoppierte die Front entlang und hielt, vor die Mitte zurückgekehrt, eine Ansprache, die er mit den Worten schloß: „Nicht deutsche Sitte ist es, mit dem Siege vermessen zu prahlen, aber — das Gelöbnis können wir ablegen, den Schwur können wir leisten vor Gott, dem König und allen, die uns hier umgeben: Es sollen sich die grünen Wogen unseres Rheins purpurrot mit unserem Blute färben, ehe ein Franzose über ihn seinen Fuß setzt!"

Von der Bevölkerung bis ans Weichbild der Stadt begleitet, unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches, unter dem Gesang der „Wacht am Rhein" begann der Abmarsch gen Westen.

„Meine jungen Leute jubelten; ich ritt still und ruhig zum Tor hinaus. Mein Haus war bestellt; von meiner Familie hatte ich am Morgen vor dem Ausmarsch Abschied genommen. Das ganze Trödelmagazin quälender Erinnerungen in der Vergangenheit, ungelöster

Fragen in der Zukunft blieb hinter mir zurück. Ich sah nach vorwärts. In hoc signo vinces!"[1])

Drei Armeen waren formiert. In der Mitte der Aufmarschfront, in der hessischen und bayrischen Rheinpfalz, die Zweite Armee (7 Armeekorps) unter Prinz Friedrich Karl. Links von ihr, bei Landau und Speyer, mit der Front nach Süden, die Dritte Armee (5 Armeekorps) unter dem Kronprinzen. Zur Sicherung der rechten Flanke die Erste Armee unter General von Steinmetz; zu ihr gehörten das I., VII. und VIII. Armeekorps, die 1. und 3. Kavalleriedivision.

Das VIII. Armeekorps erhielt, an Stelle des Generals Herwarth von Bittenfeld, der zum Generalgouverneur für die Rheinprovinz und Westfalen ernannt wurde, General von Goeben, den Avantgardenführer der Mainarmee, als kommandierenden General.

Das Königshusaren-Regiment wurde der 15. Infanteriedivision zugeteilt. Mit den alten Kameraden von 1866, den 8. Jägern, bildete es die Vortruppen des Korps.

Da der „Reserve-Kavallerie" 1866 nur selten Gelegenheit geboten war, sich zu betätigen — „Wir zottelten traurig hinterher, und kamen wir heran, so war meistenteils der Feind im Abziehen," hatte Karl von Schmidt damals geklagt — da über die neugebildeten selbständigen „Kavalleriedivisionen" jede Erfahrung fehlte, versprach man sich als „Divisionskavallerie" kriegerische Erfolge.

Auf Marschdisziplin hatte Oberst von Loë stets streng gehalten. Jetzt untersagte er sofort jede „sogenannte Kriegskonzession".

Nach Überschreitung des Eifelgebirges und der Mosel näherte man sich der feindlichen Zone. Es kam darauf an, die Bewegungen der bei Forbach, Bolchen, Busendorf und Sierck gemeldeten feindlichen Truppen festzustellen. Am Abend des 1. August erhielt Oberst von Loë vom Generalkommando den Befehl, mit dem Jägerbataillon und drei Eskadrons auf Beckingen, Rehlingen und Dillingen vorzugehen, die dort stehenden Teile der 16. Division abzulösen, mit dem VII. Korps über Merzig Fühlung zu nehmen und Stellung und Operationen des Feindes in Richtung Waldwiese—Busendorf zu erkunden. Am nächsten Morgen auf dem Sammelplatz erneuerte er in kurzer Ansprache die Waffenbrüderschaft der beiden Truppenteile von 1866 und schloß mit den Worten: „Wenn wir die 8. Jäger hinter uns wissen, ist uns nichts unmöglich!" Major von Oppeln-Bronikowski erwiderte: „Gehen Sie voraus, wir folgen, wohin es auch sei!" Der alte Begrüßungsruf

[1]) Ein Schlachtenbrief.

„Lehmop!“ [1]) bestätigte den von neuem geschlossenen Bund. Dann ward der Vormarsch von Beckingen aus angetreten.

Aber die über die Grenze fächerartig vorgetriebenen Patrouillen stießen hier nur auf die Spuren des Feindes, der in südlicher Richtung abgezogen war. „Die Rekognoszierung hat ihr Resultat erreicht, indem ich konstatierte, daß der Feind sich von der oberen Saar südwärts gegen Saarbrücken in Eile konzentrierte. — Viel Hast, Planlosigkeit und Unordnung in den Bewegungen, fühlbarer Mangel an vorsorglicher Kriegsausrüstung; ich erkannte meine alten Freunde aus Afrika und Châlons wieder. Beaucoup de blague, rien de sérieux! Wir waren ihnen augenscheinlich zu früh gekommen. — Jetzt heißt es drauf gehen, um in das Spinngewebe hineinzustoßen.“

Goeben schrieb am 2. August an seine Gattin:

„Unbegreiflicherweise ohne jede Meldung von vorn; dagegen aus dem Saartal rechts, wohin ich gestern das Jägerbataillon und drei Eskadrons Bonner Husaren unter Oberst Loë entsendet, die Meldung, daß sich die Feinde nach jener Richtung hin sehr schwächten.“ [2])

Loë beachtete nicht den freundschaftlichen Rat des Kommandanten von Saarlouis, sich auf französischem Boden nicht zu kühn vorzuwagen, sondern machte von Rehlingen aus, am Nachmittag des 3., mit der Eskadron Bredow und einer halben Jägerkompagnie einen Vorstoß über die Grenze. „Ich ließ diesen kleinen Trupp hinter einem Dorfe stehen und ritt für meine Person mit Moßner, dem kleinen Arenberg, der als Ordonnanzoffizier bei mir kommandiert ist, Rothkirch und zwölf Husaren noch ein Stück weiter auf einen hochgelegenen Punkt vor, von wo ich die ganze Gegend bis Bouzonville (Busendorf) übersehen konnte. Ich entdeckte jedoch nichts.“ Als Resultat ergab sich die Meldung:

„Von der Anwesenheit des Feindes zeigten sich keinerlei Anzeichen, selbst die Orte, welche früher vom Feinde besetzt gewesen waren, scheinen völlig verlassen. Die Rekognoszierung bestätigt meine schon früher ausgesprochene Überzeugung, daß der Feind mit seinen Hauptkräften südwärts abmarschiert ist.“

Eine Bestätigung der Versammlung des Korps Frossard bei Spichern.

---

[1]) Der Weg von Bonn zum alten Exerzierplatz, dem „Sand“, führte die Eskadrons an Feldziegeleien vorbei, aus denen der am Niederrhein übliche Ruf der Ziegler, nach neuem Lehm aus der Grube, entgegentönte: „Lehm op!“ Der Ruf, von den Husaren scherzhaft aufgenommen, wurde 1866 zum Feldgeschrei, mit dem bald alle Truppen der Elbarmee die „blauen Bonner“ begrüßten.

[2]) G. Zernin, A. von Goeben. 2. Aufl. Berlin 1903.

Der kommandierende General sprach später in einem Brief an Oberst von Loë seinen Dank für die „vorzüglichen Meldungen" aus.

Der 6. August brachte den Sieg bei Spichern, während dem die 15. Division in Reserve stehen mußte. „Alle Truppen stürzten sich — Generale und Stabsoffiziere an der Spitze — in wahnsinnigem Anlauf gegen die formidablen Höhen und nahmen sie mit dem Bajonett. Die Franzosen hatten gar nicht Zeit, zur Besinnung zu kommen. Gefangene französische Offiziere sagten mir nachher, sie hätten den Angriff dieser Position für absolut unmöglich gehalten. Die Leute sahen sehr niedergeschlagen aus; es fing an, ihnen zu dämmern, daß das Reiseprogramm: à Berlin! à Berlin! einige Verzögerung erleiden könnte." [1])

Wohl mochte es jetzt auch denen dämmern, die in Paris den Berichten des französischen Militärattachés in Berlin nicht geglaubt hatten, und deren gewöhnliche Antwort war: „Que la guerre ne se fairait pas théoriquement comme on se l'imaginait à Berlin, que toutes ces savantes combinaisons élaborées dans le cabinet militaire du roi seraient déjouées sur le champ de bataille, par l'imprévu de nos mouvements et par l'esprit débrouillard du soldat français. — On vivait sur les traditions du premier empire, sur les chances heureuses de la campagne d'Italie et le souvenir des expéditions d'Afrique." [2]) Mit der Zauberformel der Marseillaise glaubte man zu siegen! Ein nicht minder scharfer Beobachter für sein Vaterland wie Loë in Paris, hatte Oberst Baron Stoffel, 1866 vom Kaiser Napoleon auf den Kriegsschauplatz in Böhmen gesandt und dann nach Berlin kommandiert, wiederholt von dort gemeldet: „Qu'on vit en France dans l'ignorance la plus complète de tout ce qui concerne la Prusse, la nation et l'armée prussiennes — que la supériorité de l'armée prussienne à l'armée autrichienne se manifeste à tous les dégrés de la hiérarchie: supériorité du corps d'officiers, surtout des officiers des hauts grades et des commandants de compagnie; supériorité des sous-officiers." Der Militärattaché hatte davor gewarnt, den Erfolg von Königgrätz nur in dem äußeren Moment einer überlegenen Bewaffnung zu sehen. War ihm schon auf dem Kriegsschauplatz in Böhmen aufgefallen: „La supériorité intellectuelle de la Prusse, la fermeté et le sangfroid qu'a donnés aux troupes prussiennes la conviction d'être inabordables," — während seines Kommandos in Berlin prägte sich ihm immer mehr ein, daß die kriegerische Überlegenheit des emporstrebenden deutschen Volkes in Rasseeigenschaften liegt: „l'énergie, l'audace, le sentiment

[1]) Ein Schlachtenbrief.

[2]) G. Rothan, La politique française en 1866. Paris 1879.

profond de sa propre valeur." Wehmütig schreibt der Patriot nach dem Kriege an seinen Freund: „Dès les premiers mois de mon séjour à Berlin je reconnaissais en toute chose la supériorité écrasante. Je voyais la lutte imminente entre le peuple viril, instruit, discipliné, plein de patriotisme et de foi, gouverné par de vieilles et fortes institutions respectées de tous, et notre malheureuse nation, ignorante, sceptique, égoiste et vaine, qui a perdu jusqu'à l'idée de patrie et qui, ne respectant plus rien, se fait un jeu depuis quatre-vingts ans de renverser tour à tour les institutions qui la régissent.

Voilà deux fois qu'en cent ans la Prusse surprend et étonne le monde!" [1])

Ollivier wirft den Berichten des Militärattaché vor: „C'est la peinture offensante qu'il fait de notre nation et de notre armée comme contraste aux vertus de la nation et de l'armée prussiennes."

*

Der Riesenkampf um die Festung Metz begann.

Das VIII. Armeekorps trat am 14. August noch nicht, am 16. nur mit der 32. Brigade in den Kampf ein. Am 17. August sollten das VII. und VIII. Korps bei Corny und Arry bereit stehen.

„Am 17. morgens," schreibt Loë an die Gattin, „überschritt die 15. Infanteriedivision, das Königshusaren-Regiment an der Spitze, die Mosel bei Arry, oberhalb Metz, und marschierte auf Gorze. Der Weg nach Gorze war ein steiler, schmaler Waldpfad, auf welchem die Kavallerie nur zu zweien, die Artillerie mit der größten Schwierigkeit vorwärts kam. Ich ritt mit Moßner, Franz Arenberg, Niesewand und einem Zug Husaren unter Alex Bentheim voraus durch den Ort, um den Weg für die Division zu rekognoszieren. Mittags 1 Uhr trafen wir in Gorze ein — ein kleines Städtchen mit einer engen Hauptstraße, in tief eingeschnittenem Tal. Die Division bezog Biwak jenseits Gorze; dichte Wälder liegen vor der Front, dahinter das Plateau von Gravelotte. Zur Rekognoszierung der feindlichen Stellung ging ich mit der 1. Eskadron gegen Rezonville und Gravelotte vor. Wie es im Walde und auf dem Plateau aussah, davon macht man sich keinen Begriff! Im Walde und unmittelbar davor lagen die Unsrigen haufenweise, namentlich die 72er und die 11er. An 30 Offiziere sind pro Regiment geblieben. Der Kommandeur der 72er, Oberst von Helldorf, ist tot — dem Kommandeur der 11er, Oberst von Schöning,[2])

[1]) Rapports militaires écrits de Berlin 1866—1870 par le Colonel Baron Stoffel. Paris 1871. S. IV, 5 ff., 185 ff. — Über Stoffel: Ollivier, L'Empire libéral. XI. S. 342.

[2]) Erlag kurz darauf seiner Verwundung.

ist der rechte Arm zerschmettert. Der Kommandeur der 40er, Oberst von Eberstein, tot. Kurz, fast alle Stabsoffiziere tot oder verwundet. Weiter auf dem Plateau begann die feindliche Totenlinie. Die Franzosen müssen auch furchtbar verloren haben. Ihre Leichen bedeckten das Schlachtfeld, die meisten waren von der Garde. An einer Stelle lagen die Leichen von unsern Elfern und den französischen Garden dicht untereinander: ein Beweis, mit welcher Hartnäckigkeit und Erbitterung gekämpft worden war.

Oben auf dem Schlachtfeld traf ich General von Goeben, der die Stellung des Feindes persönlich rekognoszierte. Man sah das französische Lager ganz deutlich jenseits der Manceschlucht, auf der Höhe zwischen Gravelotte und Chatel. Nachdem ich die Vorposten ausgesetzt und dem General von Goeben noch eine Meldung gesandt hatte, kehrte ich um 7 Uhr totmüde ins Biwak zurück.

Am 18. morgens 6 Uhr trat die 15. Division den Vormarsch auf Rezonville an. Der Divisionskommandeur erteilte mir den Befehl, mit der 1. und 2. Eskadron die Spitze zu nehmen und gegen Gravelotte vorzugehen. Sierstorpff hatte den Avantgardezug. Wir ritten ins Dorf. Einem Husaren wurde ein Pferd erschossen. Sonst blieb alles ruhig. Der Feind rührte sich nicht in seinem Lager auf den Höhen jenseits der Schlucht. Er machte seine Morgentoilette zur Schlacht.

Am Walde bei Rezonville machte die Division halt. Um 12 Uhr wurde das Signal zum Angriff gegeben. Unsere Artillerie ging in Stellung bei der Ferme Mogador, gegenüber der feindlichen Höhe, und begann das Feuer, welches sofort aus 70 feindlichen Geschützen erwidert wurde. Ich erhielt den Befehl, mit dem Regiment die Artillerieposition zu decken, und stellte mich links vorwärts der Batterien auf.

Am kleinen Arenberg habe ich meine große Freude. Ich habe ihn, seit die Operation begann, als zweiten Adjutanten zu mir genommen und befinde mich sehr wohl bei dieser Wahl. Er ist sehr diensteifrig, intelligent und brauchbar und von liebenswürdigem, einfachem Wesen, so daß er sich die allgemeine Zuneigung erworben hat. Dabei hat er eine naive Bravour, die uns schon öfter amüsiert hat. Als das Regiment neben der Artillerie aufmarschierte, während die Granaten über unsern Köpfen platzten, fragte er mich ganz ruhig: „Herr Oberst, sind das eigentlich Granaten oder Mitrailleusenkugeln?“ Am Nachmittag begleitete er mich in die Infanterielinie, wo ich sehen wollte, ob ich mit dem Regiment das Defilee von St. Hubert passieren könne. Wir kamen in ein Gewehrfeuer, gegen welches der Aufenthalt im Wald von Benatek eine Lebensversicherung war. Eine Gewehrkugel streifte ihm

die Haare am Hinterkopf. Er sagte gar nichts, bis am Abend, wo er mir die gestreifte Stelle zeigte.

Also — die Granaten kamen da, wo das Regiment stand, schließlich so hageldicht, daß, blieb ich halten, das ganze Regiment in kurzer Zeit aufgerieben worden wäre. Zurückgehen konnte ich nicht, da ich die Artillerie nicht im Stich lassen durfte, und es kam hier auch darauf an, dem Regiment, das zum erstenmal im Feuer stand, das Vertrauen nicht zu nehmen. Glücklicherweise entdeckte ich eine kleine Terrainsenkung dicht am Walde. Dort flogen die Granaten über unsere Köpfe hinweg, und bald hatten sich die Leute so an den Höllenlärm gewöhnt, daß sie scherzten und lachten, als ob sie sich in Bonn auf dem Exerzierfeld befänden."

Anfangs hatten sich einige Reiterköpfe unter den Granaten geduckt. Da wendete der Oberst sein Pferd und rief: „Ich verbitte mir solche Höflichkeit gegen den Feind!"

Für diesen Tag blieb das Husarenregiment bei der großen Artilleriestellung des VII. und VIII. Korps.

„Am Nachmittag wurde uns die Zeit furchtbar lang, da die Franzosen nicht weichen wollten und unsere Infanterie anfing, sehr müde zu werden. Das Ohr war immer nach links gerichtet, um zu hören, ob das IX. Korps gegen Vernéville keine Fortschritte machte; aber immer knatterte das Gewehrfeuer auf derselben Stelle im Walde in unserer linken Flanke, ein Beweis, daß die Infanterie nicht vorwärts kam."

Die Gegner standen sich drohend gegenüber. Die Franzosen in einer scheinbar unangreifbaren Stellung.

Erst die Ereignisse bei St. Privat brachten den Erfolg des Tages.

Abends 9 Uhr bezog das Regiment auf dem Schlachtfeld, an der Straße von Gravelotte nach Malmaison, Biwak — jeder nahm die Zügel seines Pferdes in die Hand und legte sich auf den Boden, von welchem zuerst die Leichen beiseite geschafft werden mußten.

Am anderen Morgen beleuchtete die hell aufgehende Sonne die ganzen Schrecken des Riesenkampfes.

Die französische Rheinarmee hatte sich unter den Schutz der Festungswerke von Metz zurückgezogen. Mit ihr wurde ein Teil der deutschen Streitkräfte an diesen Platz gefesselt.

Zu der unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl tretenden Einschließungsarmee gehörte auch die bisherige Erste Armee.

Statt rastloser Verfolgung eines geschlagenen Feindes, begann für diese Truppenteile jetzt der tägliche Vorpostendienst, um die zernierte

Armee von jeder Verbindung nach außen abzuschließen. Zwei Monate angespannter Wachsamkeit.

Das VIII. Armeekorps hatte die am meisten gefährdete Seite zu sichern: die über Gravelotte nach Verdun und Paris führende Straße. Die 15. Division hielt den Höhenrücken von Jussy über Point du Jour bis Moscou besetzt, mit der Reserve bei St. Hubert-Auberge. Noch weiter zurück, hinter dem Manceabschnitt bei Gravelotte, bildete die 16. Division mit der Korpsartillerie die Hauptreserve für die Aufstellung des Korps. Schützengräben und Verhaue zogen mit den zur Verteidigung eingerichteten Dorf- und Waldlisieren einen fest zusammenhängenden Gürtel um die eingeschlossene Stadt.

Vom Husarenregiment waren Stab, 1. und 2. Eskadron der 30. Infanteriebrigade bei Moscou, die 3. und 4. Eskadron unter Major Dincklage der 29. Infanteriebrigade bei Point du Jour zugeteilt.

Eine ermüdende Zeit.

Täglich eines Ausfalls gewärtig. Biwak bei naßkaltem Wetter, bei Regen und Sturm. Die Husaren bauten sich Hütten aus Zweigen. Die Pferde standen oft bis über die Hanken im Schlamm.

Am 30. August schien zum erstenmal die Sonne. Einige klare Herbsttage folgten. Vom Beobachtungspunkt bei Jussy sah man jetzt weit hinunter ins breite Moseltal — le pays Messin — aus dem sich drohend der St. Quentin erhob. Auf seinen Festungswerken konnte man mit bloßem Auge die roten Hosen der Franzosen erkennen. In der Tiefe die mächtige Kathedrale . . .

Metz la pucelle.

*

Am 3. September kommt der Oberst ins Biwak gesprengt. Es dämmerte schon. Regimentsappell! Und der Oberst verliest die Depesche von Sedan.

Die Armee, der Kaiser kriegsgefangen!

Da braust es ringsum übers Schlachtfeld von Gravelotte: „Heil dir im Siegerkranz."

Und die „Wacht am Rhein" wird von Tausenden gesungen.

Der deutsche Siegesruf dringt durch den klaren Abend — von Korps zu Korps — bald den ehernen Ring durchbebend, der Metz umklammert hielt.

Beim Oberst im Biwak am Walde von Genivaux saßen an diesem Abend seine Offiziere bis in die Nacht zusammen. Und die kargen Weinvorräte des Stabes spürten den Sieg von Sedan.

So erzählt ein alter Königshusar, der spätere General der Kavallerie von Deines, in seiner Geschichte des Regiments.[1])

„Ich erinnere daran," schrieb Loë am 4. September nach Bonn, „wie ich einige Tage vor dem Ausmarsch die sichere Überzeugung aussprach, daß Frankreich in diesem Kriege unterliegen müsse. Wie jammervoll haben sich die Schäden dieses Landes während der letzten vier Wochen aufgedeckt! Unfähige Staatsmänner und Generale, ein kraftloses Oberhaupt, eine von den Parteien zerrissene Kammer, überall Korruption — das ist das Schauspiel, welches die „große" Nation der erstaunten Welt gegeben hat. Das Reich eines Mannes, der sich nur durch Schauspielerei emporgeschwungen und durch Lügen erhalten, ist vorüber.

Die Regierung, welche dem Kaisertum folgt, kann sich nur halten, wenn sie den Widerstand der Nation bis aufs äußerste steigert. Führt dieser Widerstand zu keinem Ziel, so liegt das in dem Mangel an Organisation und in den Verhältnissen unserer heutigen Kriegsführung. Allein — darüber muß man sich keine Illusionen machen — zu Ende ist der Krieg noch nicht!

Daß Metz bald kapituliert, bezweifle ich. Dafür habe ich eine zu große Meinung von Bazaine. Und da behauptet wird, daß die Festung noch auf zwei bis drei Monate Vorräte habe, gehen wir einer langwierigen Belagerung entgegen."

Einige Tage später: „Das Wetter bleibt erbarmungslos, ein furchtbarer Platzregen und Sturm. Man macht sich keinen Begriff, in welchem Zustand die im Biwak liegenden Leute und Pferde sind.

Es schwimmt alles weg, Kleider und Stiefel faulen den Leuten vom Leibe, und eine Abhilfe oder ein Ende dieses Zustandes ist gar nicht abzusehen."

Der Oberst erwirkte die Erlaubnis, unter Dach zu ziehen. „Da das Regiment leider nicht genügend Gelegenheit hatte," sagte er, „zu zeigen, was es zu leisten vermag, so ist es doppelte Pflicht, wenigstens das Material dem König zu erhalten." Fast drei Wochen dauerte der Aufenthalt im freundlichen Augny und den anderen Kantonnements. Pferdepflege und Appells füllten die ersten Tage aus. Man glaubte sicher an den Friedensschluß, sobald Metz gefallen. Auf den Moselwiesen wurde täglich exerziert. Die Verpflegung war geregelter. Ein reicher Transport Liebesgaben der Stadt Bonn für die Husaren traf ein.

---

[1]) Das Husarenregiment König Wilhelm I. (1. Rheinisches) Nr. 7, von A. von Deines. 2. Auflage, ergänzt und fortgeführt durch L. Frhr. von Türcke. Berlin 1904.

Verließ man aber das fast friedliche Treiben im Kantonnement und galoppierte zu den Vorposten hinaus, so sah man sich „mitten in das anregende und reizvolle Leben des kleinen Krieges versetzt".[1])

Ein Armeebefehl des Prinzen Friedrich Karl vom 12. September hatte Nachdruck auf unausgesetzte Beunruhigungen des Feindes gelegt. Kleinere Unternehmungen gegen die feindliche Postenlinie „sollten die Überlegenheit unserer Truppen in der Felddienstausbildung und im Schießen zur Geltung bringen". Manch verwegener Husarenritt wurde von den Offizieren unternommen. Einer der besten war gefallen, der Führer der 3. Eskadron, Degenhard von Loë, ein Vetter des Kommandeurs. Bei einem Patrouillenritt gegen Metz am 24. August war er durch den Kopf geschossen und auf der Stelle tot vom Pferd gesunken. Der mit ihm reitende Graf Pourtalès hatte die Leiche gerettet. „Ein sehr schmerzlicher Verlust fürs Regiment," schrieb Rittmeister Rudolphi damals nach Hause. „Loë war ein besonders brauchbarer und allgemein beliebter und geachteter Offizier."

Sein jüngerer Bruder Dietrich war gleich nach Ausbruch des Krieges als Fahnenjunker ins Regiment eingetreten. Fähnriche und Freiwillige wetteiferten, sich vor dem Feinde hervorzutun. Und traf unter den „alten Soldaten" vor Metz ein Neuling von der Ersatzeskadron ein, wie der siebzehnjährige Graf Metternich, so ruhte er nicht, bis er zum erstenmal an die französischen Linien heranreiten durfte, oder bis er Granaten fliegen sah. Dann fühlte er sich auch als „alter" Soldat.

Aber der Oberst hatte seine Freude, wo er verwegenes Reiten sah und Unternehmungsgeist. War er doch selbst Tag und Nacht unterwegs.

„Eines Morgens," schrieb er der Gattin, „ritt ich vor Tagesgrauen mit Moßner, Arenberg, Alex Bentheim und vier Husaren gegen Rozerieulles und Moulins vor, um die feindliche Vorpostenstellung zu rekognoszieren. Überall Totenstille. Am Ausgang von Moulins entdeckte Moßner zwei mit Hafer beladene Wagen, eben im Begriff, nach Metz abzufahren. Ein kostbarer Fund! Wir wollten uns mit unserer Beute in Bewegung setzen, als der vorausgerittene Bentheim im Galopp um die Ecke kam und heftig winkte. Im selben Augenblick erschienen ungefähr 30 französische Chasseurs à cheval und gaben mit ihren langen Flinten Feuer auf uns. Wir ließen die Wagen im Stich — fort in der Karriere. Bald gaben die Franzosen die Verfolgung auf. Einem der Husaren hatten sie das Pferd erschossen und ihn gegriffen. Mein

---

[1]) Das Husarenregiment König Wilhelm I. S. 221.

gutes Fernglas war beim schnellen Reiten aus dem Etui gesprungen." Die Franzosen zeigten hernach im Metzer Lager als Trophäe „le microscope". Loë erhielt von Prinz Friedrich Karl ein neues Fernglas und konnte dessen Güte gleich erproben: „Ich sah die französischen Posten traurig herumschleichen, ebenso naß wie wir, in wollene Decken gehüllt".

Die ersten Eisernen Kreuze kamen ins Regiment, zuerst für Leutnant d. R. von Asseburg und Sergeant Grigoleit, dann, am 2. Oktober, für den „tapferen, überaus beliebten Oberst". Leutnant von Deines berichtete es erfreut nach Hause, und daß zur Ehre des Tages flugs eine Schnitzeljagd veranstaltet sei, in Jockeikostüm, hergestellt aus roten und anderen bunten wollenen Hemden. „Der Oberst ritt mit." [1])

„Daß es uns ergeht, wie anderer Kavallerie, die sich Teile und Züge abknöpfen läßt," schreibt Deines stolz ein andermal, „davor bin ich nicht bange. Wir haben im Vorposten- und Sicherheitsdienst eine gute Schule durchgemacht; der kleine Krieg ist des Obersten Steckenpferd, den hat er in Bonn jedem Offizier tüchtig beigebracht."

Die schlimmste Zeit der Zernierung begann. Andauernd kalter Regen und Sturm. Die Krankheiten mehrten sich.

Endlich am 28. Oktober kapitulierte auch Metz. Bei strömendem Regen verließ die französische Armee am folgenden Tage die Festung, um in Kriegsgefangenschaft geführt zu werden. Im Bereich des VIII. Armeekorps waren Detachements der 15. und 16. Division à cheval der Straße, Front gegen Metz aufgestellt — Zeugen des denkwürdigen Moments. Oberst von Loë kommandierte das eine Detachement: „Ein trauriger Anblick, eine jammervolle Katastrophe, vor der das Schicksal jeden braven Soldaten bewahren möge!"

Die Entscheidung des Krieges lag vor Paris.

Aber zugleich erhob sich die französische Nation in reger Vaterlandsliebe und mit der ihr eigenen Elastizität zu neuem Widerstand. In allen noch nicht besetzten Teilen Frankreichs wurden unter dem Druck einer rücksichtslosen Diktatur neue Armeen gebildet. Im Süden an der Loire, in der Franche-Comté, im Norden hauptsächlich bei Lille, Amiens und Rouen.

Der Ersten Armee — allerdings stark geschwächt durch die zur Bewachung von 173000 Gefangenen und zur Beobachtung kleinerer

[1]) Adolf von Deines. Lebensbild von E. von Witzleben. 1913. S. 65 f.

Festungen zurückbleibenden Truppenteile — fiel die Aufgabe zu, unter dem General Freiherrn von Manteuffel die Einschließung von Paris im Norden zu sichern.

Der für das Husarenregiment interessanteste Teil des Krieges begann.

Ward Oberst von Loë hierbei auch nicht das Glück zuteil, sein Regiment auf dem Attackenfeld gegen den Feind führen zu können, mußte er für seine Person auf einen großen selbständigen kavalleristischen Erfolg verzichten, so sah er doch, wie die Früchte seiner Friedensausbildung sich in der Aufklärungstätigkeit des als Divisionskavallerie verwendeten Regiments zeigten.

Das Regiment war meist in Eskadrons aufgelöst, jede Eskadron in zahlreiche Patrouillen, Meldereiter und Ordonnanzen — da konnte jeder, vom Ältesten bis zum Jüngsten, vom Eskadronchef bis zum Husaren, ein leuchtendes Beispiel der Kühnheit, Pflichttreue und Opferfreudigkeit geben. Loë hatte alle seine Kräfte daran gesetzt, dem Regiment den ihm gebührenden ehrenvollen Platz in der Armee zu sichern und im kleinen Wirkungskreis das Beste zu leisten. Jetzt bewies ihm jeder Tag, daß das Regiment den höchsten Anforderungen entsprach — daß trotz aller Strapazen und Entbehrungen niemals ein Moment des Nachlassens sich fühlbar machte. Vor allem zeigte sich der ritterliche und ausgezeichnete Geist des Offizierkorps. „Galt es, in stürmischen Winternächten bei Glatteis meilenweit mit wenigen Leuten sich in die feindlichen Linien vorzuwagen oder in treuer Unterstützung der Infanterie geduldig in schwierigen Situationen auszuharren, oder nach den anstrengendsten Märschen und Gefechten zuerst an das körperliche Wohlbefinden der Untergebenen und dann erst an sich zu denken, das Wort „Unmöglich" stand in keines Wörterbuch; ich habe immer nur zu mäßigen und abzukühlen, niemals aufzumuntern gehabt. Dem Beispiel ihrer Offiziere entsprachen die Leute." Die klaren und sicheren Meldungen der Königshusaren brachten es dahin, daß alle Führer bis zum Kompagniechef herab die Brigade um Zuteilung von Husaren baten. Das Vertrauen in deren Meldungen teilten auch bald die höheren Führer; wiederholt wurden in Befehlen und Gefechtsberichten die „für Aufklärung des Feindes und der allgemeinen Sachlage intelligent tätigen Husarenpatrouillen" gelobt. Allerdings gehörten dem Regiment etwa 80 Einjährig-Freiwillige, Reserveunteroffiziere, Vizewachtmeister d. R. an, fast ausschließlich frühere Bonner Studenten, der französischen Sprache mehr oder weniger mächtig. Jeder Patrouille wurde möglichst einer von ihnen zugeteilt. Aber — gewandt und verwegen waren sie alle, die Königshusaren.

Selbstlos schrieb Loë später: „Die Gefechtsverhältnisse brachten es mit sich, daß das Regiment gewöhnlich eskadronweise geteilt war und in kleinen Abteilungen operierte. So blieb hauptsächlich den einzelnen Offizieren die selbständige Initiative und damit auch das Verdienst der Leistung bewahrt. Ich habe nur eins getan, im Frieden auf die Ziele zu zeigen, deren Anstreben uns kriegstüchtig gemacht und erhalten hat."

Neidlos sah Oberst von Loë andere auf dem Attackenfeld Lorbeeren erringen. Gerne lobte er in seinen Gefechtsberichten fremdes Verdienst. Nur der Sache wollte er dienen.

Und schließlich war er doch die Seele seines Regiments. Er hatte den umsichtigen und verwegenen Reitergeist im Regiment gepflegt, seine Persönlichkeit elektrisierte die Husaren, er dirigierte sie. Wo er aber selbst als Führer auftritt, gegen den Feind aufklärend, im Gefecht, an der Spitze von zwei bis drei Eskadrons oder einer ihm unterstellten gemischten Abteilung aller Waffen, da zeigt sich sein taktischer Überblick, der schnelle Entschluß, die Sicherheit des Handelns.

Wie 1866 gewann die im Frieden für ihre strategische Verwendung nicht ausgebildete „Heereskavallerie", deren Aufgabe es sein soll, in großen Abteilungen der Armee vorauszueilen, auch in diesem Kriege nicht immer den erforderlichen Einblick in die Verhältnisse beim Gegner. Die Divisionskavallerie mußte daher nicht nur den eigenen Aufklärungs- und Sicherheitsdienst übernehmen, sondern oft auch die Klärung der Lage für die Armeeleitung herbeiführen.

Hier fand Oberst von Loë ein Feld seiner Tätigkeit! Er beobachtet den Feind in der Nähe, entsendet Fernpatrouillen, wenn die Heereskavallerie nicht vor der Front ist, unterhält die Verbindung mit den zunächst stehenden Heeresteilen, ist auf dem Gefechtsfelde zur Stelle, um die feindlichen Flügel herum aufklärend und die Flanken sichernd, greift unmittelbar ein, wo der Moment es erfordert — kurz, er handelt als Kavallerieführer im Sinn der heutigen Felddienst-Ordnung.

Kommandeur, Offizierkorps, das ganze Regiment, alle wetteiferten, sich ihres Königs würdig zu erweisen.

*

In breiter Front wurde der Vormarsch auf Amiens—Rouen angetreten.

Die Königshusaren hatten die Avantgarde der 15. Division während des ganzen Feldzuges und behielten diesen Ehrenplatz bis zum Waffenstillstand.

Von Metz ging es durch die tieflehmigen Defileen des mit dem ersten Schnee bedeckten sagenreichen Argonnerwaldes — über das öde Kreideplateau der Champagne-Pouilleuse, an Châlons katalaunischen Gefilden vorbei, wo einst Attila besiegt wurde, wo Napoleon seine militärischen Schauspiele abgehalten hatte — durch Reims, die alte Krönungsstadt.

„Waren drei bis vier Eskadrons an der Tete," sagt Loë, „so wurde eine Eskadron als Vorhut, mit einem Zug als Vortrupp, bei einer bis zwei Eskadrons nur der Avantgardenzug als Vortrupp vorgeschoben. Unter allen Umständen, in jedem Terrain, bei Tag und bei Nacht befand sich daher ein Zug Kavallerie an der Spitze der Avantgarde, durch seine Spitzen, Seitenplänkler und Seitenpatrouillen das Marschterrain aufklärend — eine Ehre, auf welche die Kavallerie im letzten Kriege niemals verzichtet hat und hoffentlich auch in Zukunft niemals verzichten wird."

Am 20. November traf der Befehl aus dem Großen Hauptquartier ein, daß die Armee ihren Marsch auf Rouen fortsetzen solle: „Ob hierbei mit den Hauptkräften der Weg über Amiens einzuschlagen sein wird, bleibt davon abhängig, ob die bisher dort gemeldeten stärkeren Ansammlungen in jener Gegend verbleiben oder, dem Abmarsch der Ersten Armee gegenüber, abziehen."

Am 21. November wurde die Oise erreicht. Nach den anstrengenden Märschen schien eine kurze Rast geboten. Vor allem aber wollte man von der, Front und rechte Flanke sichernden 3. Kavalleriedivision Nachrichten über Stärke, Bewegungen und Aufstellung der feindlichen Nordarmee abwarten.

General Bourbaki, der bisherige Befehlshaber der Truppen in Nordfrankreich — die er zunächst ausbilden wollte, um sie dann zwischen den festen Plätzen des Nordens operieren zu lassen — hatte eben dem Arzt Testelin, dem von Gambetta protegierten Mann der „großen Offensive zum Entsatz von Paris" weichen müssen.

Die einlaufenden Nachrichten besagten, daß in und bei Amiens etwa 17000 Mann aller Waffen versammelt seien. Es gewann den Anschein, als ob die drei feindlichen Hauptmassen bei Lille, Amiens und Rouen eine Konzentrierung nach der Mitte erstrebten. Ein entscheidender Schlag von deutscher Seite schien geboten, ehe sie sich vereinigt hatten.

Am 24. wurde, durch das in hoher Kultur stehende Hügelland der Pikardie mit seinen zahlreichen Ortschaften, der Vormarsch auf Amiens fortgesetzt.

Die auf Moreuil dirigierte 3. Kavalleriedivision befand sich vor der Front. Ihre vordersten Abteilungen stießen am 24. bei Quesnel auf feindliche Mobilgarden.

Für den Weitermarsch der 15. Division am 25., mit der 30. Infanteriebrigade als Avantgarde, erhielt Oberst von Loë den Auftrag, möglichst frühzeitig Montdidier zu besetzen und über diesen Ort hinaus gegen Amiens zu rekognoszieren, da Stärke und Vorhaben des Feindes noch nicht festgestellt waren.

9 Uhr morgens ging der Oberst mit der 2. und 3. Eskadron — die beiden anderen Eskadrons waren dem Oberkommando und der nachfolgenden 29. Infanteriebrigade zugeteilt — auf der großen Straße nach Montdidier vor. Der Avantgardenzug unter Leutnant von Plessen ritt um 10 Uhr „im schlanken Trabe in und durch die Stadt", fand sie unbesetzt und klärte vom jenseitigen Ausgang aus nach vorwärts auf. Oberst von Loë folgte mit den Eskadrons zunächst bis Montdidier und sandte, nach Aufnehmen der Post und Befragen des Maire, eine eingehende Meldung, daß der Feind in und bei Amiens etwa 30000 bis 35000 Mann konzentriere und Abteilungen auf den Straßen nach Compiègne und Roye vorgeschoben habe. Auf der Straße nach Compiègne solle Moreuil mit einer stärkeren Abteilung besetzt sein; Vortruppen ständen bei La Neuville-sur-Bernard.

Moreuil war der Punkt, um den es sich zunächst handelte. Seine starke Besetzung meldete auch eine Patrouille der Kavalleriedivision, ebenso, daß aus dem südöstlich von Moreuil vorliegenden Wald von Genouville heftig gefeuert worden sei.

Oberst von Loë befahl, daß Graf Pourtalès mit der 2. Eskadron bis Pierrepont und La Neuville vorgehen, der Regimentsadjutant Leutnant Moßner den Wald von Genouville aufklären solle. Er selbst ritt mit dem Avantgardenzug Plessen auf die Höhe südöstlich La Neuville, von wo er Einblick in die Besetzung des Waldes von Genouville erhielt.

Der um diese Zeit vorn eintreffende Brigadekommandeur Generalmajor von Strubberg unterstellte das 2. Bataillon 68 dem Oberst, der nunmehr die beiden Eskadrons zwischen Wald und Avre, seitwärts der Straße, gegen Moreuil vorgehen ließ und durch diese Umgehung den Gegner zwang, seine Stellung am Wald und an der Chaussee zu räumen und sich auf Moreuil zurückzuziehen. Dann ritt der Oberst mit dem Zug Plessen auf die Höhe südöstlich Moreuil und stellte fest, daß der Ort etwa von einer Kompagnie, anscheinend Mobilgarden, besetzt war, während auf den Höhen östlich Moreuil sich etwa drei Kompagnien entwickelten.

„Der Zweck der Rekognoszierung war erreicht," sagt die Geschichte des Husarenregiments. „Man wußte, daß man es nur mit einem schwachen vorgeschobenen Posten zu tun habe."

In seinem Gefechtsbericht hob Oberst von Loë hervor: „Ich bin verpflichtet, dem umsichtigen und entschlossenen Benehmen aller bei dieser Gelegenheit im Gefecht gewesenen Offiziere und Mannschaften, vor allem aber dem Major Dincklage, welcher die beiden Eskadrons vorgeführt, dem Premierleutnant Freiherrn von Böselager, Führer der 3. Eskadron, dem Regimentsadjutanten Leutnant Moßner, welcher mit gewohnter Energie und Umsicht seine kleine Patrouille bis dicht an die feindlichen Tirailleure herangeführt, dem Sekondeleutnant Freiherrn von Sonsfeld, welcher den Avantgardenzug (der 3. Eskadron) vorgeführt, und dem Sekondeleutnant von Plessen die gebührende Anerkennung zu bezeigen."

Für den 26. wies der Divisionsbefehl die Brigaden an, Kavalleriepatrouillen weit vorzutreiben, mit der 3. Kavalleriedivision und der 16. Infanteriedivision genaue Verbindung herzustellen und zu erkunden, ob Moreuil vom Feind geräumt, eventuell wann und wohin er abgezogen sei.

Die weitere Anordnung hierzu legte bei der 30. Brigade General von Strubberg in die Hände des Obersten von Loë.

Noch in der Nacht befahl der Oberst, daß die in Hargicourt liegende 2. Eskadron vor Tagesanbruch einen Zug nach Moreuil—Berteaucourt, die in Malport liegende 3. Eskadron einen Zug auf dem linken Avreufer gegen Moreuil, von dort weiter auf Amiens dirigiere und gleichzeitig mit der 16. Division bei Ailly Fühlung zu gewinnen suche.

Trotz des trüben, regnerischen Wetters bei spät anbrechendem Tageslicht trafen bereits auf dem Rendezvousplatz der Brigade südlich Neuville, gegen 9½ Uhr, die Meldungen ein, daß Moreuil in der Nacht geräumt sei, und daß der Feind in nördlicher Richtung abgezogen sein solle.

Die weiter einlaufenden Meldungen orientierten den Brigadekommandeur genauer über den vor ihm befindlichen Feind. Oberst von Loë fand den Luceabschnitt frei, dagegen Boves-St. Nicolas stärker besetzt. Er ging, als General von Strubberg das ebenfalls besetzte Thézy zu nehmen befahl, rechts seitwärts heraus und kotoyierte den Angriff, bis heftiges Feuer aus dem Walde westlich Gentelles sein Vorgehen hemmte.

Der Bericht der 30. Brigade von diesem Tag sagt: „Das Königshusaren-Regiment hat der Avantgarde während ihres Vormarsches die sichersten, genauesten Nachrichten über den Feind gebracht und durch

seine exponierte Aufstellung an der westlichen Ecke des Bois de Gentelles der Infanterie die Möglichkeit ihres schnellen Vorgehens gewährt." Auch der Divisionskommandeur sprach sich auf das Anerkennendste über das energische und umsichtige Vorgehen der Eskadrons aus.

In diesen Tagen und bei der Schlacht von Amiens selbst hat das Königshusaren-Regiment den Ruhm seiner Aufklärungstätigkeit begründet.

Allerdings, während der Schlacht, die infolge des gleichzeitigen Vorgehens des Feindes über die Somme bereits am 27. entbrannte, beeinträchtigte die Verteilung der Eskadrons auf elf Kilometer die taktische Kraft des Regiments. Ein geschlossenes Eingreifen war nicht möglich. Die 1. Eskadron (von Niesewand) war an diesem Tage fast ganz in Patrouillen aufgelöst; die von Graf Pourtalès geführte 2. und die 3. Eskadron (Freiherr von Böselager) hatten getrennte Aufgaben. Die 4. Eskadron unter Rittmeister Rudolphi war schon seit dem Abmarsch von Metz dem Oberkommando als Bedeckung zugeteilt.

Als im Verlaufe der Schlacht eine Lücke zwischen dem I. und III. Armeekorps entstand, südlich Gentelles, gerade dort, wo sich das Oberkommando befand, erhielt Rittmeister Rudolphi die Aufgabe, dies Vakuum dadurch zu verschleiern, daß er zahlreiche Patrouillen zeigte und die Eskadron im herrschenden Nebel bald hier bald dort auftauchen ließ. Die Franzosen wagten nicht vorzukommen. Der Zweck war erreicht, die Gefahr abgewendet, bis das zur Bedeckung des Hauptquartiers bestimmt gewesene Bataillon die Lücke einigermaßen ausfüllte. Rittmeister Rudolphi erhielt für sein umsichtiges Benehmen das Eiserne Kreuz.

Abends 8 Uhr war der Feind auf allen Punkten geworfen.

Beide Gegner hatten fast dieselben Verluste, ungefähr 1300 Mann, die Franzosen außerdem 1000 Vermißte.

Loës Schwager, Prinz Stanislaus Hatzfeldt, der bei Ausbruch des Krieges aus Ungarn herbeigeeilt und ins 9. Husarenregiment eingetreten war, starb den Heldentod bei einer Attacke seines Regiments auf einige Kompagnien Marine-Infanterie, die zusammengehauen wurden. Seine Leiche wurde vorläufig in Remigny beigesetzt. Der alte Marquis von Remigny, vor langen Jahren Gesandter in Berlin, hatte viel im Hause des Fürsten Hatzfeldt, des Großvaters von Loë, verkehrt. Jetzt gab er dem Enkel eine stille Gastfreundschaft in seiner Familiengruft, bis die Leiche nach Trachenberg gebracht werden konnte.

In der Nacht gingen dem General von Manteuffel Meldungen zu, die die völlige Niederlage des Feindes bekundeten.

Der Erfolg der Schlacht vom 27. war die Besetzung von Amiens, der Hauptstadt der alten Pikardie.

Ein Teil der Nationalgarde entfloh, nach Zurücklassung der Tornister und Waffen. Das Gros der französischen Armee zog sich in Auflösung, unter dem Schutz der Nacht und der gesprengten Sommebrücken, hinter die Wälle von Arras zurück.

Ihr zu folgen, vor den Nordfestungen stehen zu bleiben und dadurch dem Feind in der Normandie freie Hand zu geben, entsprach nicht der Hauptaufgabe: Schutz der Armee vor Paris.

So ging es weiter auf Rouen.

*

Die Kavallerie hatte jetzt wiederholt Gelegenheit, schnell und entschlossen zu handeln.

Am 1. Dezember setzte sich die Erste Armee gegen Westen in Bewegung. Der erste Frost war eingetreten, der Boden hart gefroren.

Diesseits Rouen erwartete man einen ernsteren Zusammenstoß mit dem Feind.

Als am 4. Dezember die 29. Brigade — das VIII. Armeekorps marschierte in drei aus allen Waffen kombinierten Brigadekolonnen — unter General von Kummers Führung auf der großen Straße Forges—Rouen vorging, versuchten die Franzosen, sich bei Forgettes, etwa 6 Kilometer östlich Buchy, entgegenzustellen. Die von Oberst von Loë geführte Avantgarde (II. und Füsilier-Bataillon 65, Königshusaren-Regiment, 2. leichte Batterie, 1 Pionierkompagnie) packte sofort an, bald von den vordersten Bataillonen des Gros unterstützt. Nach kurzem Gefecht räumte der Feind die Stellung. „In die Nachhut der weichenden Franzosen," sagt das Generalstabswerk, „hieb ein Husarenzug (Leutnant von Schrader) erfolgreich ein; andere zur Deckung des Abzugs aufgestellte Abteilungen wurden durch einige Granatschüsse vertrieben und bis über Buchy hinaus verfolgt. Jenseits dieses Ortes sprengte die 1. Eskadron Königshusaren-Regiment einen Trupp französischer Infanterie auseinander und machte hierbei etwa 20 Mann zu Gefangenen." Einen größeren Erfolg dieser Attacke vereitelte der steinhart gefrorene Sturzacker.

Am Morgen des 5. Dezember klärten die 1. und 2. Eskadron gegen Rouen auf. Der Avantgardenzug unter Leutnant von Sonsfeld, am Faubourg Beauvoisine angelangt, ritt, ungeachtet der drohenden Haltung einer zahlreichen brotlosen Arbeiterbevölkerung, in die heftig erregte, erst in der Frühe vom Feinde verlassene Hauptstadt der Normandie. „A cinq heures," so besagte ein Maueranschlag, „le général Briand prévenait le Maire qu'il jugeait toute défense impossibile en face de forces trop imposantes et qu'il donnait l'ordre de battre en retraite."

Der Zug besetzte den Platz des Hotel de Ville, auf dem sich die Reiterstatue Napoleons I. erhebt. Um 2 Uhr folgten die beiden Eskadrons.

Gegen $3^1/_2$ Uhr zog General von Goeben an der Spitze der 32. Brigade ein.

Durch die Besetzung von Rouen — mit 100000 Einwohnern, außerdem 20000 Arbeitern, die größte bis jetzt von deutschen Truppen okkupierte Stadt — war die der Ersten Armee gestellte Aufgabe gelöst.

Der Feind hatte auf beiden Seineufern seinen Rückzug größtenteils mit Hilfe der Eisenbahn bewerkstelligt. Die National- und Mobilgarden zerstreuten sich in ihre heimatlichen Ortschaften, vertauschten die Uniform mit dem Blaukittel und wurden hierbei nicht selten von den deutschen Reitern überrascht.

Dem auf dem linken Ufer flußabwärts zurückgegangenen Gegner sollte die verstärkte 29. Brigade (Bock) am 8. folgen. Oberst von Loë, der die Avantgarde (I. und II. 65, 1. und 2. Eskadron, eine leichte Batterie) führte, entsandte Leutnant Erbprinz zu Bentheim mit einem Zuge — unter Mitgabe des Regimentsadjutanten Leutnant Moßner als zweiten Führers, wie es die heutige Felddienstordnung empfiehlt — und mit dem Auftrag, zur Feststellung des Feindes zunächst bis Pont Audemer, am 9. vor Tagesanbruch bis Honfleur vorzudringen. Post und Telegraph sollten an den Hauptstraßen aufgehoben, die Telegraphenverbindung zwischen Honfleur und Havre, wenn möglich, zerstört werden.

Die Patrouille, deren Aufgabe, inmitten einer feindseligen Bevölkerung, durch das für das Guerillawesen wie geschaffene unübersichtliche normannische Heckenland und durch das eingetretene Tau- und Schneewetter erschwert wurde, meldete, daß in den letzten Tagen etwa 20000 Franzosen von Rouen durch Pont Audemer auf Honfleur marschiert seien, um von dort nach Havre überzusetzen. Nachdem man, stets gefaßt, von Franktireurs überfallen zu werden, die Nacht in einer Scheune in der Umgegend von Pont Audemer zugebracht hatte, wurde am nächsten Tage festgestellt, daß Honfleur von einer Postenkette dicht umstellt, die Stadt dagegen nur schwach besetzt war. Prinz Bentheim ließ den Zug im gesicherten Versteck zurück und ritt mit Leutnant Moßner und einigen Husaren zum Leuchtturm der meerartig erweiterten Seinemündung, von wo sie die ganze Gegend überschauen konnten. Dort beobachteten sie das Übersetzen der letzten Truppen auf vielen Dampfern und Schleppern. Am Nachmittag trafen sie wieder beim Regiment ein.

Die Patrouille kann, was ihr Ansetzen, den Auftrag, den frischen Wagemut und den Erfolg betrifft, für mustergültig im Sinne unserer heutigen Felddienstordnung gelten. Sie gehört zu den vorzüglichsten Leistungen im zweiten Abschnitt dieses Krieges.

*

Inzwischen änderte sich die Kriegslage bei Amiens.

Die nach der Schlacht vom 27. November aufgelöste Nordarmee war unter dem, aus Algier zurückberufenen energischen General Faidherbe neu organisiert. Gambettas levée en masse begann.

Ein großer Schlag schien sich auf Paris vorzubereiten.

General von Goeben erhielt vom Oberkommando den Auftrag, auf Amiens zurückzumarschieren, diesen Ort zu behaupten und die nördliche Zernierungslinie von Paris zu schützen.

Für die Kavallerie kam es darauf an, Versammlung, Stärke und Vormarsch der feindlichen Streitkräfte festzustellen.

Verschiedene Nachrichten — auch von der 3. Kavalleriedivision — deuteten darauf hin, daß die Nordarmee sich hinter der Somme, unter dem Schutz von Péronne konzentriere; ob die sehr wahrscheinliche Offensive über Ham—La Fère auf Paris ergriffen würde, ließ sich vorläufig noch nicht übersehen.

Inzwischen war ein strenger Winter eingetreten, die Straßen waren spiegelglatt gefroren, Pferde und Geschütze kaum vorwärts zu bringen. Rudolphi schrieb von diesem Marsch: „Erst Glatteis, Schnee, dann Regen mit Tauwetter und dann wieder Frost, so daß wir verurteilt waren, auf spiegelglatten Straßen und Chausseen marschieren resp. schlittern zu müssen, ein Übelstand, der die beste Kavallerie zu jedem Widerstand unfähig macht." So machte das Husarenregiment in sechs Tagen 30 Meilen, von Rouen, wo es am 12. Dezember abmarschierte, bis zum Eintreffen am Nachmittag des 17. Dezember in Roye, südlich von Péronne. Oberst von Loë, der mit 2 Eskadrons die Vorhut der 30. Brigade bildete, sandte von hier aus das Resultat der eingegangenen Rekognoszierungen und schloß seine Meldung:

„Diese Mitteilungen stellen wohl zur Genüge fest, daß von einem energischen Vorgehen der feindlichen Nordarmee in südlicher Richtung (also auf Ham—La Fère—Soissons) nicht mehr die Rede sein kann.

Alle Meldungen konkordieren vielmehr dahin, daß die feindliche Armee, wie man sagt 30000 Mann, einen Vorstoß längs der Somme auf Amiens macht, um Amiens wieder zu nehmen. Die nach Roye, Ham usw. vorgeschickten Detachements waren augenscheinlich nur dazu bestimmt, den Vormarsch des Feindes in der linken Flanke zu sichern."

Die Darstellung nach den Operationsakten des Oberkommandos der Ersten Armee[1]) sagt: Von seiten der 15. Division hatte eine Avantgarde der 30. Brigade unter Oberst von Loë am 17. nachmittags Roye besetzt und war hier mit dem Ulanenregiment Nr. 18 (vorgeschobenes Detachement der Division Lippe) in Verbindung getreten. Durch die von beiden Teilen vorgeschobenen Patrouillen erfuhr man, daß am 15. und 16. feindliche Truppen von Roye und von Nesle auf Chaulnes, am 17. früh von dort auf Amiens marschiert seien. „Es hieß jetzt allgemein, die feindliche Armee sei längs der Somme im Vormarsch auf Amiens."

Weitere Meldungen deuteten auf eine Versammlung des Feindes in dem Winkel, den der Einfluß der Hallue in die Somme bildet.

Am 21. befahl das Oberkommando, die Konzentration aller verfügbaren Kräfte der Ersten Armee bei dem von den Deutschen besetzten Amiens.

War die bisher unterbliebene Offensive des Gegners jetzt, nach Versammlung der deutschen Armee, auch nicht mehr zu erwarten, so durfte doch keineswegs geduldet werden, daß der Feind sich hinter dem starken Sommeabschnitt, vor den Toren von Amiens, festsetzte.

Obwohl General von Manteuffel gegenüber 34100 Mann Infanterie, 625 Mann Kavallerie und 78 Geschützen nur über das VIII. Armeekorps, 8 Bataillone des I. Armeekorps und die 3. Kavalleriedivision, im ganzen 23190 Mann Infanterie, 2560 Mann Kavallerie und 108 Geschütze verfügte, befahl er für den 23. den Angriff der feindlichen Stellung.

„Unsere bessere Ausbildung und die überlegene Artillerie werden hoffentlich die feindliche Mehrzahl und die weittragenden Gewehre ausgleichen," schrieb der Oberquartiermeister der Ersten Armee, Graf Wartensleben.[2])

Am Morgen des 23. Dezember — es war ein klarer, windstiller Tag bei 8° Kälte — trat das VIII. Armeekorps den Vormarsch an. Wenig Schnee lag auf dem hart gefrorenen Boden.

Oberst von Loë sicherte mit der 2. und 3. Eskadron die 30. Brigade; die beiden anderen Eskadrons unter Major Dincklage waren der 29. Brigade zugeteilt. Nachdem das rechte Sommeufer um 8½ Uhr gewonnen war, entwickelte sich das Korps zum Angriff gegen das weithin überhöhende östliche Hallueufer, dessen treffliche Artillerieaufstellungen größtenteils mit schweren Marinegeschützen besetzt waren. Zunächst mußten die vorliegenden Dörfer gestürmt werden, die im sumpfigen

[1]) Oberst Graf Wartensleben, Die Operationen der Ersten Armee. 1872. S. 123.
[2]) Feldzugsbriefe 1898.

Halluetal, längs des tiefen Flusses, dem Feind gute Stützpunkte zur Verteidigung boten.

Die 15. Division sollte Front und linken Flügel des Gegners beschäftigen, die 16. Division den rechten umfassen. Infolge der unvermuteten Ausdehnung des letzteren[1]) kam es aber auf der ganzen Linie zum frontalen Gefecht.

Die 29. Brigade (J.-R. 33 und 65) ging gegen die Dörfer Querrieux und Bussy vor.

Die 1. und 4. Eskadron erhielten gleich bei Beginn Gelegenheit, auf dem rechten Flügel durch kleine Attacken in das Gefecht einzugreifen.[2])

„Knesebeck machte mit seinem Zuge eine sehr hübsche Attacke auf feindliche Infanterie, wobei sein Pferd erschossen wurde," schreibt Loë und fährt fort: „Da die 30. Brigade vorläufig in Reserve blieb, erteilte mir der Divisionskommandeur den Befehl, mit den beiden übrigen Eskadrons ebenfalls auf den rechten Flügel zu gehen, dort das Regiment zu vereinigen und einen günstigen Moment zum Vorgehen gegen die linke Flanke des Gegners zu erspähen. Ich trabte daher mit beiden Eskadrons längs der Schlachtlinie bis auf den rechten Flügel, dem Dorfe Daours-Vecquemont gegenüber. Dort fand ich Rudolphi, stellte die 3 Eskadrons in einer Terrainvertiefung auf, wo sie gegen das feindliche Artilleriefeuer einigermaßen geschützt waren, und ritt auf eine Anhöhe, von wo man einen prachtvollen Blick auf die feindliche Stellung und unsern Angriff hatte: auf der gegenüberliegenden Anhöhe die starken feindlichen Batterien, die langen Infanterielinien und in der Tiefe, am Bache Hallue, der wogende Kampf um die Dörfer Bussy und Querrieux. Unsere Infanterie drang, trotz des mörderischen Feuers, mit großer Zähigkeit vor; allein sie wurde, wie ich beobachten konnte, in ihrem Vorgehen durch eine flankierende Batterieaufstellung unmittelbar oberhalb des zwischen der Somme und der Hallue eingezwängten Dorfes Daours sehr gehindert. Es war einleuchtend: Daours (oder richtiger Daours-Vecquemont, denn es ist ein Doppeldorf), der Stützpunkt des feindlichen linken Flügels, mußte von uns genommen werden. Unterhalb der Höhe, auf welcher ich mich befand, stand das I. Bataillon des 33. Regiments. Ich ritt herunter und fragte den Bataillonsführer, ob er es nicht für richtig hielte, Daours anzugreifen. Er erwiderte, daß er Befehl habe, sich auf die Flankendeckung zu beschränken; der Kommandeur des 65. Regiments, Oberstleutnant von Dörnberg, würde

[1]) Wie am 18. August.

[2]) Kunz, Die deutsche Reiterei. Berlin 1895. S. 238.

aber jeden Moment von Bussy zurück erwartet und entscheiden. Inzwischen traf das 8. Jägerbataillon vom linken Sommeufer ein, wo es bis 9 Uhr Corbie gegenüber zur Beobachtung gestanden hatte. Der Kommandeur, Major von Oppeln-Bronikowski — ein außerordentlich tapferer Offizier — erklärte sich sofort zum Eingreifen bereit, wenn ich ihm die Erlaubnis vom Divisionskommandeur verschaffen wolle. Ich schickte Arenberg an die Division, um General von Kummer über die Lage und darüber zu orientieren, daß das Dorf Daours genommen werden müsse. Es war etwa gegen 1½ Uhr. Nach kurzer Zeit überbrachte mir Arenberg den Befehl des Generals von Goeben, das Dorf mit der dort befindlichen Infanterie (I. 33, I. 65[1]) und 8. Jägerbataillon) anzugreifen. Nun begann für mich eine höchst interessante und entscheidungsvolle Episode des Schlachttages."

Das Generalstabswerk sagt: „Um 2½ Uhr beauftragte der kommandierende General den Oberst Freiherrn von Loë mit der Leitung des Angriffs auf dem äußersten rechten Flügel."

Nach den Operationsakten des Oberkommandos: „In dem sorgfältig verschanzten, von feindlichen Mobilgarden, Linientruppen und Matrosen verteidigten Daours wütete ein stundenlanges blutiges Gefecht. Oberst Loë kommandierte die hier fechtenden preußischen Truppen. Der Punkt von Daours, auf der graden Straße von Corbie nach Amiens, wo eine nicht zerstörte Brücke auch über die Somme führt, war offenbar von besonderer Wichtigkeit." [2])

Faidherbe referiert: „L'action atteignit une vivacité extrême vers la gauche du côté de Daours." [3])

Major von Bronikowski war schon vor Arenbergs Rückkehr mit seinen Jägern zum Angriff gegen den Südrand von Vecquemont vorgegangen. Zwei Kompagnien des I. Bataillons 33 folgten. Bald war der Dorfrand erobert. Zu gleicher Zeit wurde die Westseite des Dorfes, nördlich der Straße von Amiens, von zwei, nach der Eroberung von Bussy herangekommenen Kompagnien des I. 65 und von zwei weiteren Kompagnien 33er erstürmt.

„Nun aber begann ein Häuserkampf mit den hierin gewandten Franzosen, von dessen Hartnäckigkeit und Wut man sich keinen Begriff macht.[4]) Die Franzosen hatten das Dorf mit 3000 Marinesoldaten und Jägern, ihren besten Truppen, besetzt und jedes Haus zu einer

---

[1]) Durch die Besetzung von Bussy frei geworden.

[2]) Oberst Graf Wartensleben, Die Operationen der Ersten Armee. S. 138.

[3]) Faidherbe, Campagne de l'armée du Nord. 1871.

[4]) Loës Brief an seine Gattin vom 26. Dezember.

kleinen Festung umgewandelt. Sie schossen aus den Fenstern, Dachlucken, Kellerlöchern auf nächste Distanz in die Straßen — die Kugeln schlugen wie die Erbsen gegen die Mauern.

Ich hatte die Jäger rechts, die 65er links dirigiert und das Bataillon des 33. Regiments als Reserve auf einem Platz bei der Kirche aufgestellt. Dort hielt ich zu Pferde mit Moßner, Arenberg, dem Stabstrompeter Wüstrich[1]) und zwei Ordonnanzen. Die Jäger und die 65er schlugen sich wie die Löwen. Die Haustüren wurden zerschlagen, die Verteidiger gefangen genommen oder mit dem Bajonett niedergestochen, die Zwischenmauern, wo es irgend möglich war, durchbrochen, um ins nächste Haus zu gelangen. So rückte die Blutarbeit schrittweise vor. Da die Franzosen aber immer wieder frische Truppen ins Dorf warfen, sah ich den Moment, wo unsere Kräfte erlahmen mußten. Glücklicherweise rückte nun Verstärkung an. Der General Manteuffel schickte mir seinen Generalstabsoffizier, den Major von Lewinski, mit zwei Bataillonen des 3. ostpreußischen Grenadierregiments und einer Batterie zur Hilfe und ließ mir zugleich sagen, ich müsse das Dorf coûte que coûte nehmen.[2]) Ich ließ die beiden Bataillone Ostpreußen am Eingang des Dorfes zunächst als Reserve, schickte Arenberg mit dem Befehl an die Batterie, die feindliche Artillerie jenseits des Dorfes zu beschießen, und begab mich zu den Jägern, welche schon um die jenseitigen Ausgänge des Dorfes kämpften. Der Hauptausgang nach der feindlichen Seite war bereits mehrmals genommen worden, mußte aber immer wieder aufgegeben werden, weil ein großes weißes Haus quer vorlag, aus welchem die Franzosen ein mörderisches Feuer auf die Jäger unterhielten. Ich war abgesessen und hatte mein Pferd in einen Hof führen lassen, welcher einigermaßen geschützt gegen das Feuer war. Bei mir waren Arenberg, Moßner, der Jägerkommandeur und Major Lewinski, ebenfalls zu Fuß. Nun stürmten die Jäger unter meinen Augen mit Hurra! das Haus. Die Verteidiger wehrten sich von Etage zu Etage und wurden niedergemacht. Mit gleicher Energie hatte Oberstleutnant von Dörnberg einen anderen Ausgang den Franzosen entrissen. Nachdem die beiden Hauptausgänge in unseren Händen waren, beschloß ich, die beiden Bataillone Ostpreußen vorzunehmen und aus dem Dorf gegen die vom Feind besetzten Höhen mit dem Bajonett vorzugehen. Wir stiegen zu Pferde

---

[1] Stabstrompeter 1867—1890. Lebt in Bonn.

[2]) Um 3 Uhr erreichte Major Lewinski die Gegend von Daours und griff in das dortige Gefecht ein. Er zog seine Geschütze vor und zwang in kurzer Zeit die feindliche Artillerie auf dem jenseitigen Talhang, unter großem Verlust an Pferden und Mannschaften, zum Abzug. Oberst Graf Wartensleben a. a. O. S. 138.

und ritten durch die Dorfstraßen zum Eingang, wo die Ostpreußen standen, zurück. Die beiden Bataillone nahmen ihre Tambours und Spielleute an die Tete. Ich ließ Sturmmarsch schlagen. Major Lewinski setzte sich an die Spitze des einen Bataillons, ich an die Spitze des anderen, und so gingen wir tambour battant durch die beiden Hauptstraßen vor. Aus vielen Kellerlöchern und Dachlucken wurde noch stark auf uns geschossen. So gelangten wir bis an die von den Jägern und den 65ern besetzten Ausgänge. Da rafften sich die Franzosen zu einer letzten verzweifelten Anstrengung zusammen. Mit zwei frischen Bataillonen kamen sie von der jenseitigen Höhe herunter und drangen von der Seite ins Dorf wieder ein. Dieser gewaltige Anprall hemmte das Vordringen unserer Truppen. Ich hielt mit dem Jägerkommandeur, dem Major Lewinski, Moßner, Arenberg und den Ordonnanzen an der Spitze des einen Bataillons Ostpreußen in der Straße. Es begann zu dunkeln, man konnte Freund und Feind nicht mehr recht unterscheiden. Auf einmal sprangen hinter einer Hausecke 30 bis 40 Franzosen auf zwanzig Schritt hervor. Als sie uns alle zu Pferde in der Straße auf so nahe Entfernung halten sahen, stutzten sie einen Moment, ungewiß, ob wir Franzosen seien, und riefen: „Qui vive?“ Da wir zwischen ihnen und den Ostpreußen standen, so konnten letztere nicht schießen. Ich rief daher meinen Begleitern zu: „Platz, meine Herren, es sind Franzosen!“ warf mein Pferd herum, gab ihm die Sporen und mit einer gewaltigen Lançade gewann der brave „Fritz“[1]) eine Seitenstraße. Dasselbe taten meine Begleiter. Ehe wir aber die Front unseres Bataillons frei gemacht hatten, riefen die Franzosen: „Ce sont des Prussiens!“ Im selben Augenblick blitzten Gewehrläufe — Kugeln pfiffen zwischen und über uns durch und schlugen mit scharfem Ton an die Wände an. Wunderbarerweise wurde nur Lewinskis Ordonnanz getroffen, ein Unteroffizier vom 2. Husarenregiment. Die Kugel war ihm in die Hüfte gedrungen, nachdem sie den Karabinerschaft zerschmettert hatte. Nun führte Major Bronikowski seine Jäger mit Hurra! gegen die Angreifer; von der anderen Seite drangen die Ostpreußen vor. Die Franzosen wurden herausgeworfen. Das Dorf war und blieb unser.“

„In Daours“ — nach den Operationsakten des Oberkommandos —[2]) „schlugen Oberst Loë und Major Lewinski, nach hartnäckigem Gefecht

[1]) Ein bei Sedan gefangener höherer Offizier hatte dies Pferd, einen französischen Vollblüter, mit nach Bonn genommen. Dort kaufte es die Baronin Loë für ihren Gatten.

[2]) a. a. O. S. 141.

aber nur mit mäßigem eigenem Verlust, den sehr entschlossenen Angriff der Franzosen zurück, welche bis auf dreißig Schritt an die Dorflisiere vordrangen. Der Feind verlor hier sehr bedeutend, besonders beim Zurückgehen durch das Feuer des in der Lisiere eingenisteten Jägerbataillons."

„Es war ganz dunkel geworden; trotzdem knallten immer noch einzelne Schüsse.[1]) Ich sammelte die Bataillone am Eingang und an den Hauptplätzen des Dorfes. Die Jäger und 65er besetzten die Ausgänge, die sie so ruhmvoll genommen. Die Ostpreußen und die 33er nahm ich wieder bis zum Eingang zurück. Am Abend ließen sich die Resultate des Kampfes nur unvollständig übersehen; jedoch zählten wir 300 gefangene Franzosen, darunter ein Stabsoffizier und eine Anzahl Offiziere. Am anderen Morgen kamen noch 100 Gefangene hinzu, die während der Nacht und am Morgen aus den Häusern herausgeholt wurden. Tote und verwundete Franzosen lagen mindestens ebensoviel im Dorfe. Der ganze Verlust der Franzosen betrug wohl an 1000 Mann. Unser Verlust war verhältnismäßig gering. Erst gegen 7 Uhr war das Gefecht zu Ende. Ich ließ die ermüdeten und durchfrorenen Truppen in den beiden eroberten Dörfern — Bussy und Daours — Quartier beziehen. Ich selbst brachte die Nacht in einem leeren Schloß außerhalb des Dorfes zu. Aber von Ruhe war keine Rede. Die Franzosen standen uns auf vierhundert Schritt in großer Masse gegenüber. Es ließ sich erwarten, daß sie am anderen Tage aus ihrer günstigen Position einen neuen Vorstoß machen würden, um uns die Dörfer wieder abzunehmen. Vorposten mußten ausgestellt, Vorsichtsmaßregeln gegen einen Überfall getroffen werden. Noch um 10 Uhr abends ging ich bei völliger Dunkelheit und bei einer Kälte von 8 bis 10 Grad die Vorposten ab, um mich zu überzeugen, daß nichts versäumt war. Endlich um 11 Uhr legte ich mich angekleidet aufs Bett, um einige Stunden Ruhe zu finden. Wir hatten den ganzen Tag nichts gegessen, außer zu dreien ein kaltes, steif gefrorenes Huhn.

Das war die Vorfeier für Weihnachten.

In der Nacht um 2 Uhr erhielt ich vom Divisionskommandeur den Befehl, am anderen Morgen früh den eroberten Abschnitt zur Verteidigung einzurichten und eines neuen Angriffs gewärtig zu sein.[2]) Um

---

[1]) Loës Brief vom 26. Dezember.

[2]) Es hatte sich herausgestellt, daß der als Endstation der Eisenbahntransporte wichtige Punkt Corbie ein sehr empfindliches Angriffsobjekt sein mußte. Hieraus erklärte sich auch die besonders hartnäckige Verteidigung von Daours. Oberst Graf Wartensleben a. a. O. S. 144.

6 Uhr war ich auf, um mit dem mir beigegebenen Ingenieuroffizier die nötigen Maßregeln zu treffen. Ein eisiger Nordost blies uns entgegen. Um 7 1/2 Uhr hatten die Truppen ihre Stellungen wieder eingenommen. Alle Dispositionen waren getroffen, um die Franzosen kräftig zu empfangen. Letztere hatten ihre Stellungen auf der Höhe behalten, wagten indessen nicht, die verlorenen Halluedörfer wieder zu nehmen. In ihren dichten Massen herrschte, während aus Geschützen und Chassepots ein heftiges, aber fast wirkungsloses Feuer unterhalten wurde, fortwährende Bewegung. Auf unserer Seite lag es nicht in der Absicht, die starke Stellung anzugreifen. So standen wir uns am Tage der Weihnacht bei grimmiger Kälte gegenüber."

In den ersten Nachmittagsstunden meldete Oberst von Loë an das Oberkommando, daß er hinter den mit Schützen besetzten Höhenrändern rückgängige Bewegungen des Feindes zu erkennen glaube. Patrouillen stellten den Abmarsch feindlicher Kolonnen auf Albert und Corbie fest. In der folgenden Nacht gingen weitere, hiermit übereinstimmende Meldungen ein.

„Der 25. Dezember brach mit noch strengerer Kälte an. Beim ersten Hellwerden sahen wir, daß die Franzosen alle weg waren. Die Brigade Strubberg brach sofort zur Verfolgung auf. Ich trabte um 8 Uhr mit zwei Eskadrons über das mit erstarrten Franzosenleichen bedeckte Schlachtfeld. Wir machten im Weiterreiten eine Menge Gefangene; halb erfrorene Jammergestalten, die des Krieges herzlich müde waren. Die meisten ließen sich absichtlich greifen."

Die französischen Truppen — in ihrem inneren Halt noch wenig gefestigt, gegen die strenge Kälte zum Teil nur ungenügend ausgerüstet — waren, ohne eine Niederlage erlitten zu haben, durch den ungünstigen Verlauf des Kampfes in hohem Maße erschüttert. „Débandés à cause des privations et des fatigues de ces deux journées," sagt Faidherbe.

In diesen Tagen konnten Geistesgegenwart und Entschlossenheit manch kühnen Streich vollführen. So brachte der Leutnant von Schrader eine hinter einem unpassierbaren Sommekanal marschierende Abteilung durch seinen energischen Zuruf: „A bas les armes!" dazu, die Waffen zu strecken. Eine Husarenpatrouille zerstörte unter den Augen des Feindes die Eisenbahn und den Telegraph. Schließlich mußte ein Befehl des Obersten den allzu verwegenen Unternehmungsgeist der Königshusaren, der täglich Verluste an Leuten und Pferden entstehen ließ, eindämmen. Indem der Oberst dem mit den Landeseinwohnern unter einer Decke arbeitenden Feind gegenüber vor allem Findigkeit empfahl, täuschte er sich in seinen Rheinländern nicht.

Während General von Goeben die Verfolgung auf Arras bewirkte, setzte der Oberbefehlshaber die übrigen Streitkräfte auf Péronne an.

Aber der am 23. Dezember unbesiegt gebliebene Gegner hatte durch den frühzeitig eingeleiteten und unterm Schutz der Nacht fortgesetzten Rückzug einen Vorsprung gewonnen und sich der unmittelbaren Verfolgung entzogen. Die Tätigkeit der deutschen Kavalleriebrigade wurde außerdem gehemmt durch den Zustand der Straßen — complètement défoncées, couvertes de neige et de verglas.[1])

Oberst von Loë hatte am 25. Dezember Albert erreicht, von Gewehrfeuer empfangen. Um 4 Uhr traf General von Goeben mit der 30. Brigade ein. Am 26. wurde der Vormarsch fortgesetzt.

„Heute früh 7 Uhr ging die Hetzjagd weiter nach Bapaume, einer früheren kleinen Festung,[2]) wo sich die Straßen nach Arras, Douai, Cambrai scheiden. Ich habe wieder an 50 Gefangene unterwegs gemacht, welche sich teilweise zur Wehr setzten. Sie haben mir vier Pferde und leider auch einen Husaren der 3. Eskadron (Fuchs) schwer verwundet. Geschlossene Abteilungen sieht man nicht mehr. Um 12½ Uhr rückte ich mit der Eskadron in Bapaume ein; um 3 Uhr folgte die Infanterie unter General von Strubberg, mit ihr General von Goeben, der auch hier Quartier genommen. Was nun weiter wird, darüber wissen wir noch nichts. Jedenfalls haben die Franzosen sich in ihre Festungen (Lille, Arras, Douai, Cambrai) gerettet. Die Hauptsache ist, daß wir hoffentlich morgen einen Ruhetag haben. Es ist ein dringendes Bedürfnis. Menschen und Tiere können nicht mehr. Die Anstrengungen sind bei dieser furchtbaren Kälte zu stark gewesen. Für mich gibt es allerdings keinen Ruhetag, denn jetzt kommen die schriftlichen Arbeiten.

Es ist Mitternacht vorüber. Ich denke, für jemand, der seit Wochen bei Tag nicht aus dem Sattel und bei Nacht selten ins Bett gekommen ist, ist es eine hübsche Leistung, jetzt einen ausführlichen Brief zu schreiben."

Bei Bapaume endete die Verfolgung. Die oberste Heeresleitung wollte dem zersprengten Feinde nicht bis in seine letzten Schlupfwinkel folgen, nicht entfernte Provinzen dauernd besetzen. Die Hauptkräfte sollten an wenigen Hauptpunkten konzentriert bleiben.

Ein erheblicher Teil der Ersten Armee wurde durch die Einschließung von Péronne in Anspruch genommen. Diese, die Straßen von Lille nach Paris beherrschende Festung bot dem Gegner einen gesicherten Übergang zum Debouchieren auf das südliche Sommeufer.

---

[1]) P. Lehautcourt, Campagne du Nord. 1886. S. 130.

[2]) Bis 1846. Reste der Umwallung waren noch vorhanden.

Zum Schutz der Einschließung gegen Norden war eine Stellung in weitem Bogen von St. Quentin über Bapaume hinaus bis Bienvillers-au-Bois gewählt. Im Zentrum die 15. Division an der Straße Péronne—Arras; die 30. Infanteriebrigade (Strubberg) nebst 3 Eskadrons Königshusaren und 2 Batterien nach dem wichtigen Straßenpunkt Bapaume vorgeschoben.

Das Gelände hier ist wellig. Viele Ortschaften und einzelne Gehöfte liegen auf den waldlosen Bodenerhebungen, die Häuser mit Gärten und vielfach mit Hecken umgeben. Charakteristisch sind die zahlreichen Windmühlen.

Angesichts der Festungen Arras, Douai, Cambrai war die größte Wachsamkeit geboten: aus dieser schützenden Linie konnte ein Angriff von drei Seiten überraschend mit Übermacht erfolgen. Jede Vorsichtsmaßregel wurde getroffen. „Alle Nächte blieben unsere Pferde gesattelt, wir zogen uns niemals aus, das erste Alarmzeichen fand uns im Sattel. So verging die Zeit bis Neujahr, immer in stündlicher Erwartung des Angriffs.

Abgesehen von diesem Mißbehagen, führten wir ein ganz gemütliches Leben. Nachdem ich vormittags meine Vorposten revidiert, widmete ich den Rest des Tages der Korrespondenz, auf welchem Gebiet vieles nachzuholen war. Um 6 Uhr dinierten wir, dann wurde Whist gespielt, und so verging der Tag schnell genug. In der Silvesternacht wurde Punsch gemacht und Blei gegossen, am Neujahrstage der Generalität die Gratulationscour abgestattet, kurz, alles wie zu Hause."

Loë hatte sein Quartier im Hause einer Wirtin, deren wenig schöne Tochter, eine wütende Preußenhasserin, gleich in der ersten Stunde der Bekanntschaft proklamiert hatte: „que la Prusse était une nation peu généreuse, parce que, depuis des années, elle s'était préparée dans l'ombre et dans le silence d'écraser l'élan français sous sa supériorité numérique."

„Einen Ersatz für die kühle Aufnahme in unserem Quartier fanden wir dagegen in einem sehr innigen Verhältnis, welches wir mit den guten Schwestern zum heiligen Augustinus anknüpften. Diese vortrefflichen Damen besaßen ein Pensionat in Bapaume, welches aber in dieser Zeit von ihnen zum Hospital für Verwundete eingerichtet worden war. Schon bei unserem ersten Einrücken in Bapaume wurden mir zwei meiner Leute schwer verwundet, die ich nach der Einnahme der Stadt sogleich zu den Schwestern bringen ließ. Sie nahmen dieselben so herzlich auf und pflegten sie mit solcher Liebe und Aufopferung, daß wir alles taten, um ihnen unsere Dankbarkeit zu beweisen. Ihre

Einkäufe auf dem Lande von Milch, Fleisch, Butter usw. wurden täglich durch Husarenpatrouillen geschützt und zurückgeleitet; ihre Korrespondenz wurde durch unsere Feldpost expediert, kurz, wir suchten uns so galant als möglich zu benehmen. Alle diese Bemühungen fielen nicht auf unfruchtbaren Boden. „Le Colonel des hussards" wurde im Kloster eine sehr populäre Persönlichkeit und durfte zu jeder Zeit bei madame la Supérieure zur Audienz gemeldet werden. Diese guten Beziehungen sind nachher den Verwundeten des Regiments sehr zustatten gekommen; denn als wir später nach den blutigen Schlachten vom 2. und 3. Januar bei Bapaume eine große Anzahl Verwundeter in der Stadt zurücklassen mußten, haben die Augustinerinnen sie nicht allein während unserer Abwesenheit und während der Anwesenheit der französischen Armee in Bapaume vortrefflich gepflegt, sondern sie auch gegen die rohen Jusulten des französischen Pöbels geschützt."

*

Hatten die ersten Meldungen festgestellt, daß General Faidherbe stärkere Kräfte an der Scarpe zwischen Arras und Douai versammelte, so ergab sich am 1. Januar deren Konzentrierung gegen Arras.

Die Spannung wuchs. Die Möglichkeit eines Vormarsches zum Entsatz des bedrängten Péronne rückte näher.

Am Morgen des 2. Januar zwischen 10 und 11 Uhr ging von den ununterbrochen nach vorwärts patrouillierenden Husaren in dem mit einem Bataillon 28er und zwei Zügen der 2. Eskadron[1]) (Leutnant Graf Pourtalès) besetzten Dorf Sapignies nördlich Bapaume die Meldung ein, daß starke französische Kolonnen im Anmarsch von Arras auf Bapaume seien.

General Faidherbe ging gegen Mitte und linken Flügel der preußischen Stellung vor. Mit seinen besten Truppen, dem XXII. Korps, auf Bucquoy, wo er unsere Hauptkräfte vermutete; mit dem XXIII. Korps auf Bapaume, und zwar mit der Division Payen auf der von Arras kommenden Straße, mit der Division Robin östlich über Mory.

Als in Bapaume das Alarmsignal ertönte, fragte den hinausreitenden Oberst von Loë spöttisch die Tochter seiner Quartierwirtin: „Est-ce que ces messieurs conserveront leurs chambres ou est-ce qu'ils coucheront ailleurs?" — „Certainement, Mademoiselle, il faut préparer non seulement les chambres, mais aussi un souper à 8 heures du soir!"

„Ich hatte vom Regiment nur wenig disponibel — in Bapaume selbst nur einen Zug der 1. Eskadron unter Erffa.[2]) Die drei übrigen

[1]) Die beiden anderen Züge bildeten Briefrelais in Albert.

[2]) Loës Brief an seine Gattin vom 8. Januar, aus Bray-sur-Somme.

Züge der 1. Eskadron waren in Frémicourt (eine halbe Meile östlich von Bapaume), die 3. Eskadron in Favreuil (vorwärts Bapaume), mit einem Zug in Achiet-le-Grand; die 4. Eskadron war der 29. Brigade bei Bertincourt zugeteilt.

Mit Dincklage, Moßner, Arenberg und Erffas Zug — etwa 20 Pferde — trabte ich nach Sapignies vor. Dort fand ich das I. Bataillon des 28. Regiments und die beiden Züge von Pourtalès bereits im Gefecht vor dem Dorf und sah die feindlichen Kolonnen, vielleicht 6 bis 7 Bataillone, gegen Béhagnies—Sapignies avancieren. Schon flogen die feindlichen Granaten über Sapignies. Die Generale Kummer und Strubberg waren im heftigsten Gewehr- und Artilleriefeuer bemüht, die wenigen Truppen zu ordnen und durch Beispiel und Wort zur hartnäckigen Verteidigung zu ermutigen. Ich übergab Erffas Zug an Pourtalès, welcher nunmehr aus seinen zwei schwachen Zügen und dem Zuge der 1. Eskadron eine halbe Eskadron formierte. Jetzt traf auch von Favreuil das II. Bataillon 28 und Böselagers Eskadron ein, sodaß ich 1½ Eskadrons zusammen hatte. General Kummer erteilte mir den Befehl, mit diesem kleinen Reiterhäuflein unsere Artillerie, die auf der Höhe östlich Sapignies auffahren sollte, zu schützen und die rechte Flanke der Brigade Strubberg gegen einen feindlichen Angriff von Douai her zu sichern. Ich trabte ab, gab Pourtalès den Befehl, sich mit seiner halben Eskadron an unsere beiden Batterien anzuschließen, die in diesem Moment auffuhren, und ging mit der 3. Eskadron weiter gegen Mory vor. Der Raum, welchen wir durchritten, war von der feindlichen Artillerie bereits unter starkes Feuer genommen. Granate auf Granate schlug um uns mit furchtbarem Getöse ein — der hart gefrorene Boden vermehrte ihre verderbliche Wirkung. Vor Mory erhielt ich die Meldung, daß auf der Straße von Douai ein feindliches Bataillon gegen Mory vorrücke und daß tiefe Kolonnen — nachher stellte sich heraus, daß es die Division Robin war — dahinter sichtbar seien. Ich ritt vor, um persönlich die Situation zu rekognoszieren und erkannte, daß es sich hier um einen gefährlichen feindlichen Flankenstoß gegen die bei Sapignies kämpfenden schwachen Abteilungen handelte. Es mochte etwa 1½ Uhr sein. Ich befahl Böselager, sich mit seinem kleinen Häuflein verdeckt zu halten, dagegen viele Flankeurs zur Täuschung des Feindes zu zeigen, und ritt selbst im langen Galopp nach Sapignies zurück, um dem Divisionskommandeur über die Lage zu berichten. Auf dem Wege dahin kam ich in ein so intensives Gewehr- und Granatfeuer, daß einer meiner Ordonnanzen das Pferd durch eine Gewehrkugel unter dem Leibe erschossen,

eine andere Ordonnanz durch einen Granatsplitter an der Nase verwundet wurde.

Unsere Infanterie hatte Béhagnies geräumt und machte die furchtbarsten Anstrengungen, um dem Feind — die Division Payen war drüben ins Gefecht getreten — in Sapignies zu widerstehen. General Kummer und General Strubberg fand ich in der vordersten Tirailleurlinie bemüht, die einzelnen kleinen Abteilungen zum Bajonettangriff gegen den Feind vorzuführen, der auch vor jedem solchen Stoß eine kleine Strecke zurückging, dann aber mit immer frischen Kräften wieder vorkam. Mehrere Offiziere waren bereits gefallen. Plötzlich hörte ich von dort, wo die Artillerie stand, lautes Hurra! — einige Husaren kamen zu Fuß über den hart gefrorenen Sturzacker, teils selbst verwundet, teils verwundete Pferde führend. Der Unteroffizier Mizkiewicz der 1. Eskadron, welcher dabei war, meldete mir, daß die Batterie des Hauptmanns Leo in Gefahr gewesen sei, von übermächtig vordringender feindlicher Infanterie gestürmt zu werden, als Pourtalès[1]) mit seinen beiden Zügen, die in einer Mulde versteckt waren, gegen die auf etwa 100 Schritt an die Batterie herangekommenen französischen Schützenlinien mit lautem Hurra! hervorbrach und sie niederritt. Der Angriff kam den Franzosen (Marinetruppen und Jäger) so unerwartet, daß alles, was nicht niedergehauen wurde, die Gewehre wegwarf und auf die geschlossenen Abteilungen zurücklief. Die gerettete Artillerie feuerte mit Kartätschen hinterher — unsere Infanterie gab Schnellfeuer — ganze Reihen des durch die Verwirrung dicht zusammengedrängten Gegners wurden niedergeschmettert. Das Signal ertönte: „Das Ganze avancieren!" Und vorwärts ging es auf den fliehenden Feind.

An diesem Punkt wagten die Franzosen nicht wieder energisch vorzustoßen, fuhren aber fort, unsere kleinen Abteilungen mit Feuer zu überschütten.

Pourtalès gebührt die Ehre des Tages!

Der Verlust betrug 5 verwundete Husaren, 15 verwundete, 5 tote Pferde."

Die Attacke der beiden schwachen Züge Husaren Nr. 7 erzielte hier also nicht allein einen glänzenden Erfolg, sondern auch einen völligen Umschwung in der Gefechtslage.[2])

„Les tentations pour tourner Béhagnies par la gauche n'ayant pu aboutir en présence de la cavalerie nombreuse dont l'ennemi disposait, nos troupes revinrent à Ervillers," berichtet Faidherbe.

[1]) Siehe Anhang h, Anm. 8.

[2]) Kunz, Die deutsche Reiterei. 1895. S. 241.

„Deux pelotons du 7e hussards chargent les bataillons de marins et de chasseurs et les rejettent sur les mobiles. La ligne française est entraînée tout entière dans ce mouvement de retraite; les Prussiens se portent en avant et reprennent rapidement Béhagnies,“ nach Lehautcourt.[1])

Die ganze Division Payen war durch 2 Bataillone, 2 Züge Husaren und 2 Batterien abgewiesen. —

„Auf meine Meldung über den Anmarsch feindlicher Truppen von Douai,“ erzählt Loë weiter, „befahl General Kummer, daß das aus Bapaume eben eintreffende Füsilierbataillon 68er die rechte Flanke decken solle.

Ich ritt zur 3. Eskadron zurück, die ich auf demselben Fleck nordöstlich Favreuil fand. Dagegen hatte sich der Feind bis auf 3 Bataillone und eine Batterie verstärkt und schickte sich an, offensiv gegen unsere rechte Flanke vorzugehen. Er schien aber nicht recht zum Entschluß zu kommen — augenscheinlich imponierte ihm die breite Flankeurkette, hinter der er in dem muldenreichen Gelände stärkere Kräfte vermutete. Etwa gegen 3 Uhr langte Major Olszewski mit dem Füsilierbataillon an, besetzte mit einer Kompagnie Mory und zog die anderen 3 Kompagnien auf einem Höhenrücken südlich des Orts weit auseinander, dem Feind imponierend und unsere Schwäche maskierend. Dies Manöver gelang auch vollständig. Der Feind griff allerdings Mory an und nahm es; allein weiter wagte er nicht vorzudringen, sondern operierte mit seinen Massen vor unseren Augen rechts und links, vorwärts und rückwärts. Unsere Flankeurs wurden schließlich so unverschämt, daß sie bis auf 300 Schritt an die feindlichen Tirailleurs heranritten und mit dem Karabiner schossen. Der Feind begnügte sich damit, uns wirkungslos zu kanonieren. So standen wir drei lange Stunden mit der Uhr in der Hand, immer auf einen Vorstoß des Feindes wartend, der unsere Ohnmacht dokumentiert hätte, und zuweilen sehnsüchtig einen Blick auf die Sonne werfend, ob sie immer noch nicht verschwinden wolle.

Endlich brach die Dunkelheit an, doch nicht ohne uns noch eine recht unangenehme Emotion zu verschaffen. Auf Befehl des Generals von Kummer hatte das II. Bataillon des 68. Regiments hinter uns das Dorf Favreuil, den Stützpunkt unserer Rückzugslinie auf Bapaume, besetzt. Gegen 6 Uhr, als es schon ganz dunkel war, meldete mir der Kommandeur dieses Bataillons, Major Rickert, daß feindliche Infanterie auf Bapaume marschiere. Gleich darauf vernahm ich ferne

---

[1]) a. a. O. S. 155.

französische Hornsignale in unserem Rücken. Es war ein heikler Moment. Die Leute hatten die Signale auch gehört. Ich sagte daher ganz laut zu Major Rickert: „Nun — dann halten Sie mit dem Bataillon Favreuil besetzt — die Ausgänge werden verbarrikadiert und zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet. Eine Kompagnie bleibt hier bei uns. Kommen die Kerls von vorne, dann schlagen wir uns vorne — kommen sie von hinten, so schlagen wir uns hinten — und dann drauf mit dem Bajonett! Meine Husaren sekundieren. Es geht um die preußische Ehre!"

Einen Zug Husaren schickte ich unter Bürgers sofort auf Bapaume, um zu konstatieren, wie die Sache stünde. Vorne stand Schrader noch mit seinem Zuge dicht am Feind. So erwarteten wir in großer Spannung die Ereignisse. Endlich um 7 Uhr ertönte Trommelschlag. Das I. Bataillon 65er rückte an. Die 29. Brigade! Die augenblickliche Gefahr war vorüber.

12 Grad Kälte hatten dies schöne militärische Fest erheitert.

Durch Bürgers erhielt ich die Meldung, daß Bapaume noch in unseren Händen sei. Die Franzosen hatten mit dem XXII. Korps Sapignies links umgangen, Bihucourt und Biefvillers in unserem Rücken besetzt — von dort hörten wir die Signale — hatten dann aber westlich Avesnes-les-Bapaume Halt gemacht und bei der Dunkelheit nicht gewagt, gegen das von uns nur schwach besetzte Bapaume vorzugehen. Taten sie es, so geriet die Brigade Strubberg in die übelste Lage und konnte sich nur mit dem Bajonett durchschlagen.

So sichtbar hat uns Gott nie beigestanden als an diesem Tage!

Daß das Täuschungsmanöver auf dem rechten Flügel gelang — daß das Zentrum in Sapignies trotz aller Übermacht so fest stand — daß auf dem linken Flügel die Franzosen ihren entschiedenen Vorteil nicht zu benutzen wagten — das alles waren Glückszufälle, auf die niemand rechnen durfte. Ich kann versichern, daß ich einen tiefen Erleichterungsseufzer tat, als ich abends 8½ Uhr wieder in Bapaume eintritt und dort die Bataillone der 29. Brigade fand. Ich ging noch zu den Generalen Strubberg und Kummer, die ich in derselben Stimmung fand.

Die ganze Division sollte in und um Bapaume versammelt werden. Wir wußten alle, daß uns für den anderen Tag ein furchtbarer Kampf mit der feindlichen Übermacht bevorstand. Allein im Vertrauen auf das alte Preußenglück und auf die unvergleichliche Standhaftigkeit unserer Truppen, legten wir uns — natürlich völlig angekleidet — zur Ruhe nieder, deren wir so sehr bedurften."

Moltkes kurze „Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—1871“ [1]) sagt zu der Episode der Division Robin: „Ihr konnten nur ein Bataillon und eine Schwadron Husaren entgegengestellt werden. Diesen gelang es, in breiter Entwicklung auf den Höhen bei Beugnâtre den Gegner über ihre Schwäche zu täuschen. Derselbe zog mit seinen Truppen hin und her, fuhr auch Artillerie auf, unternahm aber keinen Angriff und verblieb bei Mory.“

Faidherbe bemerkt nur: „Le concours de la 2e division (mobilisés) du général Robin aurait changé la face du combat, si, conformément aux ordres qu'elle avait reçus, elle s'était portée plus tôt en ligne.“

Robin, Marineoffizier a. D., war ein markantes Beispiel für die unter dem Republikaner Gambetta herrschende Günstlingsherrschaft. Er spielte eine so traurige Rolle, daß Faidherbe ihn hatte ermahnen müssen: „de se garder avec soin et militairement.“

Auf dem linken Flügel — in Achiet-le-Grand — hatten gleichzeitig 2 Kompagnien Achtundzwanziger unter Hauptmann Lossius, denen 1 Zug der 3. Eskadron unter Leutnant von Sonsfeld und 2 Geschütze zugeteilt waren, der Division Bessol, bei der sich General Faidherbe persönlich befand, heldenmütigen Widerstand geleistet und den Vormarsch des besten französischen Armeekorps bis zur Dunkelheit aufgehalten.

„Ich kenne kein Gefecht der neueren Feldzüge,“ sagt der Verfasser der jüngsten Darstellung dieser Operationen, „in welchem Führer und Truppen glänzendere Leistungen aufzuweisen hätten, als die Preußen bei Sapignies.

Alle drei Waffen unterstützten sich gegenseitig in der denkbar besten Weise.

Das Gefecht ist kurzweg als musterhaft geführt zu bezeichnen.“ [2])

Für den 3. Januar mußte von der, dicht an die Stellung bei Bapaume herangeführten Streitmacht Faidherbes ein energischer Angriff erwartet werden. Obgleich General von Goeben den feindlichen 57 Bataillonen nur 17 entgegenzustellen vermochte, war er nicht gesonnen, vor dem Feinde zu weichen.

An diesem Tage fand das teils auf die äußersten Flügel verteilte, teils in Meldereiter und Ordonnanzen aufgelöste Husarenregiment, nachdem es den Aufmarsch der Franzosen in der Linie Bihucourt—Sapignies festgestellt hatte, keine Gelegenheit zu einem nennenswerten Eingreifen. Aber die der Infanterie in großer Zahl zugeteilten Ordonnanzen trugen

---

[1]) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Bd. 3.

[2]) Der Feldzug der Ersten deutschen Armee. Kunz, Major a. D. II. 1901. S. 16 f.

durch gewandte Erfüllung der ihnen gewordenen vielfachen Aufträge, meist im stärksten Feuer, zur einheitlichen Leitung des schwierigen Gefechts wesentlich bei.

„Ausdrücklich muß das vorzügliche Verhalten der 7. Husaren hervorgehoben werden," sagt Major Kunz. „Ihre Meldungen waren klar, kurz und vor allen Dingen richtig; das Regiment hat sich hervorragend bewährt."[1])

Loë schrieb über diesen Tag:

„Am 3. Januar morgens 7 Uhr stand die Brigade Strubberg vorwärts Bapaume auf der Straße nach Sapignies, drei schwache Eskadrons des Königshusaren-Regiments (1., 2., 3.) an der Tete. Sapignies, wo wir am 2. Januar gefochten, war von uns geräumt worden, ebenso Mory. Dagegen hatten wir die Dörfer Favreuil und Beugnâtre rechts der Straße festgehalten. Hinter der Brigade Strubberg hatte die Brigade Bock, der die 4. Eskadron Königshusaren zugeteilt war, die Stadt Bapaume und die Dörfer Avesnes und Grévillers links der Straße nach Sapignies besetzt. Um 7½ Uhr, als es begann hell zu werden, schickte ich einen Zug der 2. Eskadron unter Leutnant von Gonsfeld gegen Sapignies vor, um die feindliche Stellung zu rekognoszieren. Ebenso einen Zug der 3. Eskadron unter Leutnant Bürgers zu demselben Zweck gegen Mory. Ein Zug der 4. Eskadron unter Leutnant Asseburg stand in der äußersten linken Flanke bei Avesnes (I. 33). Unsere gesamten Streitkräfte bei Bapaume betrugen etwa 10000 bis 12000 Mann — damit mußte ein bevorstehender Angriff von wahrscheinlich 30000 bis 35000 abgeschlagen werden.

Gegen 8 Uhr schickte Leutnant Gonsfeld die Meldung, daß bedeutende feindliche Kolonnen, 12 bis 15 Bataillone, mit starker Artillerie von Sapignies gegen uns im Anmarsch seien. Ebenso meldete Leutnant Bürgers von Mory, daß der Feind dort eine Infanteriebrigade mit Artillerie gegen Favreuil, also gegen unseren rechten Flügel, zu entwickeln scheine. Nun zog sich die Brigade Strubberg zum Gefecht auseinander und besetzte als Zentralpunkt eine vor Bapaume an der Straße nach Sapignies gelegene Windmühlenhöhe. Ich schickte die Eskadron Niesewand zur Sicherung der linken Flanke unserer Stellung gegen die Dörfer Grévillers und Biefvillers, die Eskadron Böselager gegen Favreuil—Mory, um dasselbe Geschäft in der rechten Flanke zu besorgen. Die 2. Eskadron, welche nur noch zwei schwache Züge zählte, wurde auf die 1. und 3. Eskadron verteilt. Für meine Person

[1]) a. a. O. II. S. 49.

schloß ich mich den Generalen von Kummer und Strubberg an, die auf dem Windmühlenberg hielten. Von hier konnte ich den Gang des Gefechtes am besten übersehen, über die Dispositionen der leitenden Generale unterrichtet bleiben und rechts und links über die Eskadrons disponieren, wie es die Umstände erforderten.

Um 8 Uhr sah man die feindlichen Kolonnen in großen Massen, starke Tirailleurschwärme vor sich aufgelöst, aus Sapignies herauskommen. Als sie unsere Stellung sahen, machten sie Halt — augenscheinlich wurde die Artillerie hervorgeholt. Bald fuhr — von uns aus rechts von Sapignies — eine Batterie auf und nahm unsere Stellung unter Feuer. Unsere beiden Batterien antworteten. Es war $8^1/_2$ Uhr — die Schlacht hatte begonnen.

Da der Feind unsere Stellung in der Front anscheinend nicht angreifen wollte, schob er starke Kolonnen gegen unseren linken Flügel und besetzte Biefvillers. Niesewand, der dort mit der 1. Eskadron tüchtig im Feuer war, ließ die Bewegung, die wir übrigens von der Windmühle aus sahen, melden. Ein Bataillon des 33. Regiments erhielt Befehl, Biefvillers wieder zu nehmen. Dieser Angriff der 33er auf Biefvillers war einer der schönsten militärischen Effekte, die ich je gesehen habe! Das Dorf war stark besetzt — die ganze Lisiere wie ein Feuerschein von den aufblitzenden Gewehren der Franzosen. Die 33er gingen im Laufschritt heran, mit Trommelschlag und lautem Hurra! — aber unter schweren Verlusten — und drangen mit dem Bajonett ein. Wir hatten mit verhaltenem Atem dem Angriff zugesehen. Als sie das Dorf erreicht hatten, kam ein Ah! der Bewunderung und der Befriedigung aus jeder Brust. Leider sollte die Freude nicht von Dauer sein. Die Braven mußten das von etwa vier französischen Bataillonen besetzte Dorf wieder räumen. Es war ein herzzerreißender Anblick, sie aus dem Dorf herauskommen zu sehen. Ein Teil suchte sich noch in Gruppen von fünf bis zehn Mann auf freiem Felde zu wehren, allein die größte Zahl eilte aufgelöst über das freie Feld auf unsere Hauptstellung zu. Wir versuchten, sie zu sammeln und zum Stehen zu bringen — umsonst; mit stieren Blicken sahen sie uns an, ohne uns zu erkennen. Es war das Bild einer Truppe, welche das Letzte hergegeben hat und in welcher nun der Trieb der Selbsterhaltung die Oberhand über jedes andere Gefühl bekommt. Wirksame Unterstützung war nicht möglich gewesen. Wir waren auf allen Punkten engagiert. Nur ein Bataillon 28er konnte die Zurückgehenden aufnehmen und die Franzosen aufhalten. Die Eskadron Niesewand war tüchtig ins Artillerie- und Gewehrfeuer gekommen. Ich schickte sie nun auf den rechten Flügel.

Inzwischen war es 11 Uhr geworden. Die Franzosen hatten ihre Artillerieposition nach der Einnahme von Biefvillers sehr verstärkt und unterhielten ein Granatenkreuzfeuer auf unsere Stellung, wie ich es seit Königgrätz nicht erlebt habe. Zielpunkt war hauptsächlich die Windmühle. Es verging keine Minute, wo nicht Granaten in nächster Nähe bei uns einschlugen. Eine Ordonnanz wurde durch einen Granatsplitter verwundet, Arenbergs und eines Trompeters Pferd erschossen. Aber unsere Batterien hielten tapfer gegen die enorme französische Überlegenheit aus. Die uns zunächst stehende Batterie Busse hatte zwei Offiziere tot und nur noch zwei Mann für die Geschützbedienung und zwei Pferde für jedes Geschütz übrig. Alles übrige tot oder verwundet. Nichtsdestoweniger gab sie mit großer Präzision Schuß auf Schuß in die feindliche Batteriestellung ab und vertrieb mehrmals die feindlichen Kolonnen, die sich gegen unseren linken Flügel zum Angriff formierten.

Es wurde Mittag. Das Feuer an der Windmühle nahm an Heftigkeit immer zu. Zum Artilleriefeuer gesellte sich ein sehr heftiges feindliches Gewehrfeuer der aus Biefvillers vorrückenden Kolonnen. Auch gegen unseren rechten Flügel Favreuil—Beugnâtre war der Feind im Vorrücken begriffen. Ebenso rückten jetzt aus Sapignies die Kolonnen auf der Straße gegen Bapaume vor. — Wir hatten augenscheinlich drei Divisionen gegen uns: eine bei Biefvillers, eine vor Sapignies, eine vor Favreuil. Wenn wir die Position länger hielten, so wurde unsere Situation kritisch, der Rückzug durch Bapaume fraglich. General Kummer gab gegen 12½ Uhr den Befehl, durch Bapaume zurückzugehen und rückwärts eine neue Aufstellung zu nehmen.

Ich ritt von der Windmühle nicht unmittelbar in die neue Aufstellung, sondern nach dem rechten Flügel, um meine beiden Eskadrons daselbst zu sammeln und in die neue Aufstellung zu dirigieren. Die Eskadron Niesewand stand hart östlich von Bapaume zur Deckung einer Batterie. Ich erteilte ihr den Befehl, wenn die Batterie zurückginge, derselben in die neue Aufstellung zu folgen. Dann ritt ich nach Beugnâtre und traf dort die Eskadron Böselager mit einer Batterie und einem Bataillon 65. Regiments. Hier hatte der Feind nicht scharf gedrängt — Beugnâtre und Favreuil waren noch von uns besetzt. Gleichzeitig langte auf diesem Flügel die durch das Generalkommando gesandte Abteilung des Prinzen Albrecht mit der kombinierten Garde-Kavalleriebrigade an.[1]) Ich übergab dem Prinzen

[1]) „Nur durch dies Eintreffen läßt sich das Zurückgehen der Franzosen auf dem linken Flügel erklären," schreibt Rittmeister Rudolphi. „Der Prinz kam aber nicht mehr zum Eingreifen. So ist der Kampf allein von der 15. Division aus-

von Hessen,[1]) Kommandeur des 2. Garde-Ulanenregiments, die Position bei Beugnâtre und erteilte der 3. Eskadron Befehl, mit dem zurückgehenden Bataillon über Frémicourt in die neue Aufstellung hinter Bapaume zu marschieren.

Ich selbst ritt mit meinem Stabe voraus, um dem Divisionskommandeur Bericht über die Lage auf dem rechten Flügel zu erstatten. Als ich dort ankam, war die neue, sehr günstige Aufstellung schon eingenommen. Vor der Front blieb Bapaume von der 29. Brigade besetzt und wurde zur hartnäckigen Verteidigung eingerichtet. Hinter Bapaume, an der Straße nach Péronne, stand die 30. Infanteriebrigade in Reserve, unsere Artillerie auf einem Höhenzug, welcher, in direkter Front zur feindlichen Stellung, sich rechts an das Dorf Frémicourt anlehnte.

Auf den Flügeln rückten Verstärkungen an; rechts bei Frémicourt die vorhin erwähnte Abteilung Prinz Albrecht, auf unserm äußersten linken Flügel das 8. Jägerbataillon und zwei Batterien. Sieben neue Batterien (42 Geschütze) fuhren in unserer Front auf. General von Goeben und Oberst von Witzendorff trafen bei uns in der neuen Stellung ein. General Kummer hatte seinen Platz an einem einzelstehenden Hause an der Straße Bapaume—Péronne gewählt, ebendaselbst General Strubberg und meine Wenigkeit. Um 3½ Uhr versuchten die Franzosen, durch ihren Vormittagserfolg vorwitzig gemacht, einen neuen allgemeinen Vorstoß auf unsere ganze Linie. Aber das Blatt hatte sich gewendet; sobald sie sich in Bewegung setzten, nahmen unsererseits 50 Geschütze ihre Bewegung unter ein wirksames Feuer. Bapaume war zur Verteidigung eingerichtet, die französischen Kolonnen wurden von einem mörderischen Schnellfeuer aus den Häusern und von den Mauern empfangen. Diesmal focht *unsere* Infanterie in den günstigsten und gedeckten Verhältnissen, in welchen sonst, während des ganzen Feldzugs, die französische Infanterie gefochten hatte. Der Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein. Um 5 Uhr war der Angriff völlig abgeschlagen. Eine Masse toter und verwundeter Franzosen bedeckten das Feld vor der Front.

Auf dem linken Flügel nahm unsere Infanterie — die Jäger an der Spitze — die Dörfer Tilloy und Ligny wieder. Die Franzosen zogen sich auf ihre Morgenaufstellung zurück und behielten nur die Vor-

---

gefochten worden. Die Verluste waren deutscherseits, trotz des kannibalischen Feuers, verhältnismäßig gering. Die französischen Kugeln schlugen in nächster Nähe der Truppen ein, trafen aber selten das gewünschte Ziel."

[1]) Wurde 6. Januar bis 14. April 1871 mit Führung der kombinierten Garde-Kavalleriebrigade beauftragt.

stadt von Bapaume besetzt, wo die Posten sich auf fünfzig Schritt gegenüberstanden.

Abends 8 Uhr rückten die Truppen mit Musik und lautem Hurra! in Bapaume ein, zur Verzweiflung der Einwohner, die bereits fröhlichen Abschied von uns genommen. Um 9 Uhr ging ich noch nach dem Augustinerinnenkloster, um meine Verwundeten zu besuchen, die ich dort geborgen hatte. Ich fand die armen Schwestern in der größten Angst. Die französischen Granaten hatten in Massen in und um das Hospital eingeschlagen. Aber alle Kranken und Blessierten waren in den Kellern wohl untergebracht, 18 Pensionärinnen von 8 bis 14 Jahren in einem Kartoffelkeller zusammengepackt. Die armen Dinger waren vor Schreck fast gestorben. Die Schwestern atmeten auf, als sie mich sahen. Die Oberin fiel mir vor Freude beinahe um den Hals. Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, versprach ihr, daß am anderen Tage keine Schlacht sein würde, besuchte alle Verwundeten, unsere sowohl als die Franzosen, und kehrte dann gegen 10 Uhr in mein Quartier zurück, wo ich mich, erschöpft von der Aufregung und Anstrengung der beiden Tage, sofort angezogen auf mein Bett legte und in einen totähnlichen Schlaf verfiel.

Am 4. morgens 6 Uhr hatte die Division die Stellung des gestrigen Abends wieder eingenommen. Um den Feind zu rekognoszieren, ritt ich auf der Chaussee nach Sapignies vorwärts. Die Franzosen waren überall zurückgegangen.[1]) Bei Sapignies stieß ich auf ihre ersten Posten.

Als ich nach Bapaume zurückkehrte, traf ich Graf Roedern mit zwei Eskadrons Kürassieren, die Tete der 3. Kavalleriedivision Graf Groeben, die uns in Bapaume ablösen sollte.

Die 15. Division sollte hinter die Somme zurückgehen und sich dort einige Tage von ihren Kämpfen und Anstrengungen ausruhen.

Die Truppen leisten aber auch das Menschenmöglichste! Wir marschieren unter steten Kämpfen alle Tage sieben bis acht Stunden in Eis und Schnee. Die Husaren reiten außerdem alle Nächte Patrouillen sechs bis sieben Meilen, so daß die armen Leute manchmal vierund-

---

[1]) „Trotz günstiger Gefechtslage gingen die Franzosen am 4. zurück," schreibt Rudolphi. „An beiden Gefechtstagen waren sie im Vorteil, und nur dadurch, daß sie ihre Vorteile nicht benutzten, waren wir imstande, uns den Sieg zuschreiben zu können. Wahrscheinlich wurden sie durch das Eintreffen neuer Truppenteile bei Dunkelwerden irritiert, über deren sehr geringe Stärkeverhältnisse sie wegen des gänzlichen Mangels an Kavallerie nicht richtig orientiert waren. Denn ihre Nachrichten beziehen sie alle durch Landeseinwohner. Die mögen zuverlässig sein, treffen aber doch immer später ein als von guter Kavallerie.

Die Franzosen haben auf jeden Husaren, der mit seinem Pferde eingebracht wird, einen Preis von 200 Fr. gesetzt."

zwanzig Stunden in dieser Bärenkälte zu Pferd sitzen. Und doch sind sie immer munter und willig!

Sobald die Kürassiere in Bapaume eingerückt waren, zog ich meine Eskadrons zurück und folgte mit dem Regiment der Division über die Somme. Abends war ich in Cappy. In Cappy war am 5. Ruhetag."

Die beiden Tage von Sapignies und Bapaume waren für die Division die glorreichsten des ganzen Feldzuges.

Mit völlig unzureichenden Kräften hatte sie sich dem übermächtigen Feind entgegengeworfen, ihm den Weg nach der Somme versperrt und hierdurch die wichtigste Operation der Ersten Armee, die Belagerung von Péronne, gedeckt.

Wenige Tage darauf erfolgte die Kapitulation von Péronne.

Wohl war der taktische Erfolg in Bapaume unentschieden geblieben. Aber indem Faidherbe, die errungenen Vorteile nicht ausnützend, am 4.' den Rückzug auf Arras und Douai antrat, verzichtete er auf die Durchführung seiner Absicht — Entsatz von Péronne — und ließ sich die Gelegenheit eines strategischen Erfolges entgehen, „le dernier que la fortune dût nous offrir pendant cette funèbre campagne." [1])

Goeben hatte seinen Willen durchgesetzt.

Über die weiteren Absichten schrieb Goeben in einem Privatbrief: „Einstweilen betrachte ich es als ein Hauptziel: Sicherung der Belagerung von Paris. Daher nicht glänzende Siegeszüge, soweit sie nicht gerade für jenen Zweck förderlich sind, sondern in Schach halten der feindlichen Armee im Norden und Nordosten. Da bietet sich mir eine vortreffliche Stellung hinter der Somme, von der ich die Bewegungen des Feindes ruhig abwarte, und ihm gelegentlich eins auswischen kann."

*

Die nun folgenden Tage bis zum 15. Januar waren die sogenannten „Ruhetage" des Winterfeldzuges. [2])

„Dann fängt für mich die Arbeit immer erst recht an," schreibt Loë, „Gefechtsberichte, Ordensvorschläge, administrative Maßregeln, Ersatz an Leuten, Pferden, Bekleidung und anderes mehr."

General Faidherbe beschloß, da er sich an der Somme den Schädel nicht einrennen wollte, und da er doch dem Befehl Gambettas nachkommen mußte: „Il me faut une victoire; marchez quand même!" seine Armee zwischen Bapaume und Cambrai zu versammeln, gegen den rechten Flügel der Ersten Armee bei Péronne zu demonstrieren, die ganze Kraft seines

---

[1]) Lehautcourt a. a. O. S. 170.

[2]) Die Stellungen der Truppen: Kriegsgeschichtliche Einzelschriften 1891. Heft 14. S. 103.

Stoßes aber auf das nur leicht besetzte St. Quentin zu richten. Nur im günstigsten Fall konnte es ihm gelingen, die Verbindung des Gegners mit Deutschland zu unterbrechen und im Rücken der Pariser Belagerungsarmee Bourbaki die Hand zu reichen. Jedenfalls aber hoffte er durch seinen Vorstoß Kräfte der Pariser Einschließungsarmee auf sich abzuziehen.

Faidherbe hatte ohne die Voraussicht und die Kühnheit des Generals von Goeben gerechnet, der an Stelle des zum Oberbefehlshaber der Südarmee ernannten Generals von Manteuffel den Oberbefehl über die Erste Armee erhalten hatte. Der Plan des Generals von Goeben war, seinen Gegner, ging dessen Stoß auf St. Quentin, ruhig ziehen zu lassen, um ihn überraschend anzupacken und zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen. Sie mußte, fielen die Würfel gegen Faidherbe, die französische Nordarmee vernichten.

„Après avoir échelonné l'armée française entre Albert et Bapaume, le général Faidherbe constatait, le 15, l'impossibilité de forcer de front l'ennemi; comme d'autre part il reçut l'avis que Paris était sur le point de tenter un nouvel effort, il résolut de le seconder coûte que coûte.

Il voulait arriver à attirer sur lui des forces qui se trouveraient soustraites à l'action contre Paris. Pour cela. il fallait d'abord atteindre Saint-Quentin, en exécutant devant un ennemi attentif une délicate marche de flanc." [1])

Die starke Erkundung der Franzosen am 15. Januar gegen den westlich Péronne an der Somme stehenden linken Flügel (15. Division) der Ersten Armee hatte „nicht allein den Zweck, unsere Stellung an der Somme in Augenschein zu nehmen, sondern sie sollte uns auch unzweifelhaft über die feindlichen Absichten täuschen und uns zu dem Glauben verleiten, daß Faidherbe die Somme zu forcieren beabsichtige. Die Ungeschicklichkeit, mit welcher die Bewegung ins Werk gesetzt wurde, ließ uns jedoch bald des Pudels Kern erkennen." [2])

Und Loë schreibt weiter, unmittelbar nach dieser Erkundung, am 16. Januar an seine Gattin:

„Wie seit etwa acht Tagen täglich, so sind wir auch gestern wieder alarmiert und haben bei Cappy unsere Gefechtsstellung eingenommen. Diesmal kamen die Herren Franzosen anmarschiert und placierten sich uns gegenüber auf den Höhen von Bray und Suzanne

[1]) Frédéric Canonge, Commandant au 52e de ligne, Histoire militaire contemporaine. Paris 1882. II. S. 408. — Vergl. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 14, Der Rechtsabmarsch der Ersten Armee. 1891. S. 116ff.

[2]) Der „Schlachtenbrief an eine Dame", von dem hier, zum Teil gekürzte Auszüge gegeben werden, ist nach Beendigung des Feldzugs geschrieben.

in Schlachtordnung, etwa 10 Bataillone und 36 Geschütze, denen wir nur 5 Bataillone und 12 Geschütze, allerdings in vortrefflicher Position, gegenüberstellen konnten. Wir glaubten alle, es würde zum Kampf kommen; allein, als wir uns zwei Stunden gegenübergestanden hatten, zogen die Franzosen wieder ab, ohne einen Schuß zu tun. Die Perspektive, vor unserer Front über die gefrorene Somme zu spazieren, muß ihnen nicht einladend erschienen sein. Als sie abzogen, schickte ich ihnen sogleich Moßner mit einem Zug Husaren nach, um zu sehen, wo sie blieben. Er folgte ihnen zwei Stunden bis in die Gegend von Bapaume, wo sie stehengeblieben sind. — Heute ist ein furchtbares Wetter; die auf 12 Grad gestiegene Kälte ist plötzlich in Tauwetter umgeschlagen. Der Sturm heult und peitscht Schnee und Regen durcheinander gegen die Fenster — ich denke mir, daß es heute den Franzosen zu schlecht sein wird, etwas zu unternehmen.

Wir stehen einem an Zahl bisher dreifach überlegenen, rührigen Feinde gegenüber, der durch die Niederlagen gelernt hat — der wahrscheinlich über Belgien und zur See immer frischen Nachschub erhält — der seinen Zweck, gegen Paris vorzudringen, auf alle Weise versucht und dem nur durch die größte Schnelligkeit und Unermüdlichkeit im Marschieren und durch Zähigkeit im Kampf entgegengetreten werden kann.

Mehr als je kommt es für die Husaren darauf an, ihre Schuldigkeit zu tun und festzustellen: „Wo ist der Feind?“ Dann kann die Armee das Prävenire spielen. Die 3. Kavalleriedivision ist nicht mehr vor der Front — da heißt es für uns: Reiten! Durch die Luft fliegen können wir nicht — also nochmals: Reiten! Trotz Wetter und schlechtem Boden — zum drittenmal: Reiten!

Leicht ist es für die Patrouillen nicht, in dunkler Nacht bei 10 Grad Kälte über Schnee und Eis oder in dem plötzlich in Schlamm verwandelten Lehmboden sich ein paar Meilen weit bis an die feindlichen Vorposten heranzupirschen und zu beobachten, was der Feind macht![1]) Das verlangt Entschlossenheit, Gewandtheit, Beobachtungsgabe, Ortssinn! — Jede Nacht schickt jede Eskadron zwei bis drei solcher Patrouillen ab, welche die Somme überschreiten und sich bis an die feindlichen Lagerfeuer heranschleichen sollen, um den Feind zu belauschen. Diese anstrengende Tätigkeit unserer vorzüglichen leichten Reiterei ist aber auch der Grund, warum wir über alles unterrichtet sind, was mit den Franzosen vorgeht, während sie nie etwas über uns wissen.

[1]) „Die stete Glätte ist der Kavallerie so hinderlich, daß sie bei ihren Rekognoszierungsritten wenig vorwärts kommt, verhältnismäßig große Verluste hat und schwer sieht,“ schreibt Goeben am 15. Januar an Moltke.

Im übrigen glauben wir, nach den überaus günstigen Nachrichten, die von der Beschießung von Paris einlaufen, daß der Krieg in sein letztes Stadium getreten ist. Von außen hat Paris auf keinen Ersatz mehr zu hoffen — im Innern mehrt sich das Elend alle Tage — die Ausfälle werden zurückgeschlagen — die feindliche Festungsartillerie kann gegen unsere furchtbare Belagerungsartillerie gar nicht aufkommen — die Kapitulation muß sich jetzt nach Wochen berechnen lassen. Also vorwärts!"

Am 17. Januar ging Oberst von Loë mit der 3. Eskadron über Brie vor und unternahm selbst eine Rekognoszierung des feindlichen Abmarsches auf St. Quentin.

„Unter dem Schutz der Dunkelheit gelang es mir, mit einigen Husaren bis dicht an die französischen Marschkolonnen heranzukommen und wahrzunehmen, daß der Feind in größter Sorglosigkeit, ohne eine Ahnung von unserer Anwesenheit in seiner rechten Flanke, auf St. Quentin marschierte."

Das Resultat dieser, bei der Unsicherheit über Faidherbes Maßnahmen wichtigen Erkundung meldete Loë nachmittags 4 Uhr an General von Goeben. Später ließ er einen ergänzenden Bericht folgen.

„In den Abendstunden," sagt Major Kunz in der neuesten Darstellung dieser Kriegsereignisse,[1] „traf eine vorzügliche Meldung des Obersten Frhrn. von Loë ein, des so oft schon bewährten Kommandeurs der 7. Husaren. Diese Meldung (von nachmittags 4 Uhr) berichtete:

1. über das Gefecht bei Tincourt;
2. über die Besetzung von Douchy durch die Franzosen, unter Hinzufügen, daß der Feind nicht weiter auf Ham vorgegangen sei;
3. über das Stehenbleiben der Franzosen, die am 16. Januar St. Quentin genommen hatten, bei dieser Stadt;
4. über den Abzug der in Vermand befindlich gewesenen deutschen Truppen;
5. über weitere Maßregeln des Obersten Frhrn. von Loë.

Wenn doch immer in einer kritischen Kriegslage so vorzügliche Reiterführer uns beschieden sein möchten, wie Oberst Frhr. von Loë es war."

Diese Meldung Loës gab erschöpfende Antwort auf die Frage des Oberbefehlshabers: War der feindliche Abmarsch auf St. Quentin

[1]) Kunz, Der Feldzug der Ersten deutschen Armee. II. S. 76. — Regimentsgeschichte S. 292.

in Fluß geblieben? Es war sicher, daß im Lauf des Tages starke feindliche Kolonnen den Marsch auf St. Quentin fortgesetzt hatten.[1])

General von Goeben befahl für den 18. den Rechtsabmarsch der Armee.

Am Morgen des 18. Januar ging der, vom 17. abends aus Brie datierte Bericht des Oberst von Loë beim Oberkommando ein, der mit Sicherheit ergab, „daß der Gegner mit großen Massen auf St. Quentin marschiert war".[2]) Weitere wichtige Meldungen sandten Leutnant von Schrader, Leutnant d. R. Weegmann und der von Oberst von Loë mit zwei Zügen entsandte Premierleutnant von Böselager. Es stand fest — die französische Nordarmee hatte St. Quentin noch nicht mit allen ihren Kräften erreicht. Fortgesetzt marschierten feindliche Kolonnen auf verschiedenen Straßen dorthin.

Der Verlauf des Tages ergab sogar, daß die Hauptmacht des Gegners sich noch diesseits St. Quentin befand. So führte die der 15. Division gegebene Marschrichtung in die rechte Flanke der französischen Marschkolonnen.

Um 8 Uhr morgens überschritt die 15. Division in zwei Kolonnen die Somme, bei und südlich Brie, mit der Direktive: die Franzosen, wenn man sie in Stellung fände, nur zu beobachten, falls sie sich nördlich zurückzögen, ihnen zu folgen, bei ihrem etwaigen Weitermarsch gegen Süden aber sie sofort mit allen Kräften anzugreifen.

„Scharfe Beobachtung vorne und selbständiges Handeln!" hatte Goeben an General Kummer geschrieben.

Trübe, undurchsichtige Luft erschwerte die Aufklärung.

Jenseits Tertry traf um 10½ Uhr die 29. Brigade — an der Tete Rittmeister Rudolphi mit fünf Zügen der 2. und 4. Eskadron[3]) — auf die Nachhut des südostwärts marschierenden XXII. Korps und auf die den Truppen dicht folgenden Trains. „Die Husaren sprengten," sagt Moltke, „eins der Bedeckungsbataillone, trieben das Fuhrwerk in größter Verwirrung auf Caulaincourt zurück, mußten aber Beute und Gefangene im Feuer der heranrückenden Infanterie zurücklassen."

Rittmeister Rudolphi hatte seinen Auftrag, dem marschierenden Feinde Abbruch zu tun, auf dem kürzesten Wege erfüllt. Überall

---

[1]) Der Rechtsabmarsch der Ersten Armee unter General von Goeben. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 14. 1891. S. 129.

[2]) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften a. a. O. S. 134. — A. von Schell, Die Operationen der Ersten Armee unter General von Goeben. 1873. S. 92.

[3]) Die anderen Züge waren abkommandiert.

machten die im Abmarsch auf St. Quentin befindlichen Abteilungen kehrt und verloren viel Zeit — gerade darauf kam es an.[1])

Die 3. Kavalleriedivision war um diese Zeit noch weiter zurück; erst gegen Mittag passierte sie Péronne.

Oberst von Loë führte mit der 1. und 3. Eskadron die Avantgarde der 30. Brigade. Als die 15. Division ins Gefecht trat, übernahm er, während Rittmeister Rudolphi in die rechte Flanke ging, mit seinen beiden Eskadrons die Sicherung der linken Flanke. Zu irgendwelchen Unternehmungen gegen den Feind bot sich hier keine Gelegenheit.

„Die französischen Generale schienen an diesem Tage einzig das Ziel ins Auge gefaßt zu haben, St. Quentin zu erreichen," sagt Moltke in seiner Geschichte des Krieges. „Sie ließen die Gelegenheit unbenützt, mit beiden Korps über die 15. Division allein herzufallen."

Nach den am 18. abends dem Oberkommando vorliegenden Meldungen war der Feind mit seinen Hauptkräften bei St. Quentin stehengeblieben.

General von Goeben befahl für den 19. den allgemeinen konzentrischen Angriff.

General von Kummer sollte mit sämtlichen ihm unterstellten Truppen — der 1. und 15. Division, der gesamten Korpsartillerie und der 3. Kavalleriedivision — auf den Straßen von Vermand und von Etreillers kräftig gegen St. Quentin vorgehen. „Unsere dort vorhandenen Streitkräfte genügen, um die ganze Nordarmee mit Erfolg anzugreifen," lautete der Armeebefehl. „Ihre Aufgabe ist, alles, was sich von St. Quentin entgegenstellt, über den Haufen zu werfen, St. Quentin umfassend anzugreifen und zu nehmen."

Während das kombinierte Korps Kummer den Gegner unter Bedrohung seiner Rückzugslinie in der Front festhielt, sollten zwei andere Divisionen ihm den Weg nach Süden verlegen.

Nur indem Goeben auf die Überlegenheit und die Güte der Truppen rechnete, konnte er es wagen, die Armee in zwei durch die Somme getrennte Gruppen zu scheiden.

Der 19. war ein grauer Nebeltag. Es taute und den ganzen Morgen regnete es. Der lehmige Boden war tief aufgeweicht.

An der Spitze der über Etreillers vormarschierenden 15. Division trabte Rittmeister Rudolphi mit drei schwachen Zügen eine gute Strecke voraus und attackierte — infolge der engen Straße in Zugkolonne — eine Dragonereskadron, die ihn stehenden Fußes erwartete und auf

---

[1]) Siehe auch Kunz, Die deutsche Reiterei. S. 249.

150 Schritt eine Salve abgab, dann aber überritten wurde und in wilder Flucht auf St. Quentin jagte. „Die Königshusaren streiften," sagt Moltke, „die feindlichen Reiter zurückwerfend, bis gegen l'Epine de Dallon vor und die 29. Brigade rückte in Savy ein!"

Wie groß der Eindruck dieser Attacke auf die Franzosen war, geht daraus hervor, daß sie die drei Züge für ein Regiment hielten. Nach der Relation des Generals Faidherbe: „Près de Savy un escadron de nos dragons eût un engagement avec un régiment de cavalerie prussienne." [1])

„Mit meiner Schwadron habe ich eine wirklich glänzende Attacke auf die Bedeckungseskadron des Generals Faidherbe gemacht; sie wurde vollständig überritten und eine große Anzahl niedergemetzelt oder schwer verwundet," schrieb Rudolphi nach Haus. „Die Verluste der Eskadron sind gering. Graf Matuschka erhielt einen Stich in den Rücken, mich hat der liebe Gott gnädig in seinen Schutz genommen."

Die Königshusaren hatten den Tag von St. Quentin eröffnet.

Es erfolgte der Angriff auf die weit überlegenen, aber in die Enge getriebenen Streitkräfte Faidherbes.

Ein mühsames Ringen gegen die beste der Armeen der Republik, gegen die Armee, die, wie Proteus, immer wieder neu erstand. [2])

Oberst von Loë, beim Vormarsch mit zwei Eskadrons an der Spitze des Gros (Brigade Strubberg) der 15. Division, begleitete den Angriff zuerst auf dem rechten Flügel und ging dann, auf direkten Befehl des Generals von Goeben, auf den linken Flügel der Division, zur Verbindung mit der Kavalleriedivision.

„Nach einem formidabeln Geschützkampf, der die Überlegenheit der deutschen Artillerie zeigte, nach einem mit bewundernswerter Tapferkeit geleisteten Widerstand begannen gegen 4 Uhr die ersten rückgängigen Bewegungen des Feindes," schreibt Loë.

„Dies war für die preußische Armee das Signal zum allgemeinen Angriff; mit Musik und fliegenden Fahnen schritt die Infanterie von allen Seiten zum Sturm, Artillerie und Kavallerie in den Intervallen, so drang alles unaufhaltsam vor; jeder Soldat fühlte, daß heute mit den Franzosen der Kehraus getanzt wurde. Unmittelbar vor St. Quentin liegt eine Windmühlenhöhe, welche von den Franzosen zu einer letzten verzweifelten Anstrengung benutzt wurde. Hier verloren wir noch viele

---

[1]) Faidherbe, Campagne de l'Armée du Nord. 1871. S. 65.

[2]) „Nos bandes armées avaient plus d'une fois tenu en échec les vieux soldats de Sadowa et de Saint-Privat," Lehautcout a. a. O. S. 225.

Leute, allein mit dem Ruf: „Hurra! nach St. Quentin!“ wurde auch diese Höhe gestürmt.

Als wir heraufkamen, war die Dunkelheit völlig eingebrochen — die Stadt St. Quentin lag wehrlos unter uns, ein wirres Stimmengeräusch und Wagengerassel bezeichnete den Strom der Flüchtigen, welcher sich durch die Straßen wälzte, und drang zu unseren Regimentern empor, die nach getaner Blutarbeit, Gewehr bei Fuß, auf der eroberten Höhe standen. Es war eine eisige Nacht; der Wind trieb uns die dichten Schneeflocken ins Gesicht. Die Erde war mit Toten und Verwundeten bedeckt, allein durch das ganze Heer zog elektrisch das Gefühl der hohen Siegesfreude. Plötzlich ertönte aus einem Bataillonskarree des 28. Regiments „Heil Dir im Siegeskranz!“

Im Nu fielen alle Regimenter, die hier zusammenstanden, im Chor ein; aus vielen Tausend Kehlen erklang das Siegeslied — ein Dankgebet dem Himmel, ein Gruß dem König und dem Vaterland. Tief ergriffen hörten wir andächtig zu.

Das sind Momente, die im Menschenleben bis zur letzten Stunde mächtig nachklingen.“

Die Stadt St. Quentin wurde noch am Abend von den Siegern besetzt.

Eine Eskadron Königshusaren und das 2. Bataillon des 68. Regiments zogen als die Ersten von der Division ein.

Oberst von Loë nahm mit seinem Stabe aufs geradewohl Quartier in einem Bauernhaus. „In der Küche lagen drei verwundete Franzosen, welche noch nicht verbunden waren und nach Wasser wimmerten. Die Besitzerin des Hauses hatte sich mit ihren Kindern in den Keller geflüchtet. Unser erstes Geschäft war nun, durch unseren Regimentsarzt die armen Franzosen verbinden zu lassen und sie in ein Zimmer und in Betten zu bringen. Dann wurde die Hausfrau mit vieler Mühe aus dem Keller gelockt und ihr begreiflich gemacht, daß sie nichts zu fürchten habe. Endlich kamen auch die Kinder zum Vorschein, zwei allerliebste Zwillingsmädchen. Sie sahen uns halb scheu, halb neugierig an, wurden aber bald zutraulich und antworteten auf unsere Fragen. Als endlich unser chef de cuisine das Abendessen fertig hatte und einen großen Topf Schokoladensuppe hereinbrachte, wurden sie feierlich eingeladen, mit uns zu Tisch zu kommen. Sie setzten sich sichtlich geschmeichelt zwischen uns, aßen mehrere Teller Schokolade, und als ich nach dem Essen ein Examen mit ihnen in der französischen Geographie anstellte, wurden sie so ausgelassen munter, daß die Mama alle Mühe hatte, sie um 11 Uhr zu Bett zu bringen.

Das ist das glückliche Kindesalter. Schrecken und Freude, Schmerz und Heiterkeit wohnen dicht nebeneinander ...

Auch mir war es unendlich wohltuend, diesen Tag mit Kinderunterhaltung zu beschließen."

Unter dem Schutz der früh hereinbrechenden Dunkelheit führte die französische Nordarmee mit überraschender Schnelligkeit ihren Rückzug auf Cambrai und Cateau-Cambrésis aus.

„Nach der Theorie," sagt Moltke, „soll dem Siege die Verfolgung sich unmittelbar anschließen, eine Forderung, der alle, besonders auch die Laien, zustimmen, und doch wird derselben in der Praxis selten entsprochen. Die Kriegsgeschichte weist wenig Beispiele auf wie das berühmte von Belle-Alliance. Es gehört ein sehr starker, mitleidsloser Wille dazu, einer Truppe, die zehn oder zwölf Stunden marschiert, gefochten und gehungert hat, statt der erhofften Ruhe und Sättigung aufs neue Anstrengung und Gefahren aufzuerlegen. Aber auch diesen Willen vorausgesetzt, hängt die Verfolgung noch ab von der Art, wie der Sieg gewonnen wurde. Sie wird schwer ausführbar, wenn, wie bei St. Quentin, alle, auch die letzten Truppen in das Gefecht verwickelt waren, so daß eine intakte geschlossene Infanterieabteilung nicht mehr verfügbar ist. Ohne die Unterstützung einer solchen wird die Kavallerie, vollends bei Nacht, vor allen Bodenhindernissen und jeder kleinsten Postierung des Feindes aufgehalten, allein die Aufgabe selten lösen." [1])

Die Deutschen hatten einen Verlust von 2400 Mann, die Franzosen verloren etwa 4000 Mann an Toten und Verwundeten, über 9000 wurden gefangen genommen.

Angesichts der Erschöpfung der Truppen befahl General von Goeben am Abend des 19. die nachdrückliche Verfolgung erst für den nächsten Tag: „Heute haben wir gekämpft! Morgen müssen wir marschieren, um die Niederlage des Feindes zu vollenden."

Morgens 7¾ Uhr ging, als Avantgarde der 15. Division, die 30. Brigade von Savy auf Honnecourt-Cambrai vor, das Königshusaren-Regiment an der Tete.

Es war ein nebliger, regnerischer Tag. Die Wege waren zum Teil grundlos.

Als die Dämmerung einbrach, machte General von Strubberg bei Honnecourt Halt. Oberst von Loë ritt mit dem Regiment weiter und verblieb die Nacht in Höhe der 3. Kavalleriedivision.

[1]) Moltkes Militärische Werke. IV. Kriegslehren. 3. S. 403 und Gesammelte Schriften Bd. 3. Geschichte des deutsch-französischen Krieges.

Der Feind war in voller Auflösung durch Cambrai in das Bereich der schützenden Festungen Douai und Arras geflüchtet. Er hatte seine Trümmer gerettet, aber durch den fluchtartigen Nachtmarsch bei Kälte und Nebel ihre Auflösung vollendet.

Neue Unternehmungen waren nicht zu erwarten.

Gegen die Festungen selbst vermochte man bei dem Mangel an Belagerungsmaterial nichts auszurichten.

General von Goeben führte seine Truppen daher nach der Somme zurück und ließ sie zwischen Amiens und St. Quentin Ruhequartiere beziehen. Die 15. Division sollte zunächst in der Gegend von Bapaume zur Sicherung gegen Arras verbleiben, um später weiter westlich geschoben zu werden.

Dem Königshusaren-Regiment wurde die Beobachtung der Straße Bapaume—Arras, in der den Husaren bekannten Gegend von Sapignies übertragen. „Der Dienst war jedoch im Vergleich zu früher kein übermäßig anstrengender. Die französische Armee war wie weggeblasen. Kaum wagte hier und da eine Patrouille sich zu zeigen."

„Trotzdem das Regiment zu keinen hervorragenden Aktionen gekommen ist," schrieb Rudolphi, „hat es sich doch bei allen Truppen, mit denen es in Berührung gekommen, und bei den höheren und höchsten Behörden durch Patrouillen-, Melde- und Sicherheitsdienst einen so guten Namen gemacht, daß auf die Königshusaren überall geschworen wird." [1])

*

Indessen war die Bedrängnis der Hauptstadt mehr und mehr gestiegen.

Zur selben Zeit, als Faidherbe bei St. Quentin geschlagen wurde, Werder die Trümmer der Bourbakischen Armee in die Schweiz getrieben, Prinz Friedrich Karl die Loire-Armee bei Le Mans besiegt hatte, scheiterte auch Trochus letzter großer Ausfall. Auf einen Entsatz von außerhalb durfte man nicht mehr hoffen. Alle Mittel der Verteidigung waren erschöpft — Gambettas Hoffnungen zertrümmert.

Die gesamte politische und militärische Lage Frankreichs drängte zur Entscheidung.

„Die große Phantasmagorie der französischen Unbesieglichkeit ging zu Ende. Es mußte mit realen Ziffern gerechnet werden."

Das unerbittliche Ergebnis dieser Rechnung war die Kapitulation von Paris.

---

[1]) Die Feldzugsbriefe des verstorbenen Oberst von Rudolphi wurden zur Verfügung gestellt durch dessen Sohn, den Oberleutnant im Torgauer Feldartillerieregiment Nr. 74 von Rudolphi.

„Die Nachricht wurde freudig begrüßt," schrieb Loë vom klassischen Boden von Bapaume. „Seit sechs Monaten hatte jeder Tag seine Anspannung, jede Nacht ihre Unruhe gehabt. Nur allein der Umstand, daß die Befehlausgabe gewöhnlich nach Mitternacht stattfand, war geeignet, die besten Nerven auf die Dauer zu ruinieren. Waffenstillstand! Das Wort „Ruhe" kam jetzt auf alle Lippen."

Am 30. Januar wurden die Waffenstillstandsbedingungen durch Armeebefehl bekannt gegeben.

Zur besseren Erholung der Truppen war eine möglichste Ausbreitung in den okkupierten Departements gestattet. Die 15. Division kantonnierte im Anschluß an die 3. Reservedivision von der Linie Abbeville—Aumale bis zum Meer.

Der Stab des Husarenregiments kam nach Le Tréport, einem kleinen Seebad nordöstlich von Dieppe, das mit geflüchteten Parisern angefüllt war.

„Halb entrüstet, halb neugierig sahen sie dem Einmarsch der barbares du nord zu. Als nachmittags unsere Musik am Strande spielte, war alles in patriotischer Aufopferung verschwunden. Den zweiten Tag zeigten sich schon einige rotgestrümpfte, schnürbestiefelte Bekassinen; am dritten Tage war Korso, und nachdem einmal das Eis gebrochen, wurde bald das beste Einvernehmen hergestellt.

Die nur durch die Kontributionserhebungen unterbrochene Ruhezeit war für Leute und Pferde eine dringende Notwendigkeit — in den letzten drei Monaten war kaum ein Nadelstich an den Sachen geschehen." Der Oberst setzte eingehende Detailbesichtigungen an, um wieder gefechtsfähig zu sein. „Ich glaube zwar, da Gambetta seine Demission gegeben hat, daß der Friede oder jedenfalls eine Verlängerung des Waffenstillstandes zustande kommt. — Die Kapitulationsbedingungen für Paris sind mit außerordentlicher Mäßigung abgeschlossen. Viel wird dies Verfahren den Franzosen gegenüber zwar nicht helfen. Sie werden, es mag geschehen was da will, immer schreien, daß man sie barbarisch behandelt. Ihre unüberwindliche Nationaleitelkeit stellt sie hierin ganz auf den Frauenstandpunkt — Ausnahmebehandlung, Ausnahmezustände werden als Recht in Anspruch genommen. Was auf ihrer Seite als gloire gepriesen wird, gilt, tun wir dasselbe, als Brutalität. Das ist französische Logik!"

Acht Tage später rückte das Regiment nach dem aus dem hundertjährigen englisch-französischen Kriege berühmten Abbeville an der Somme, um dort vier Wochen zu bleiben.

Am 2. März erfolgte die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Versailles.

Am 13. März hielt, im Auftrag seines kaiserlichen Vaters, der Kronprinz bei Amiens Revue über das VIII. Armeekorps ab.

Als das Königshusaren-Regiment vorbeimarschierte, erhob sich ein brausendes „Lehmop!", angestimmt zuerst von den rheinischen Jägern. Es rollte die ganze Front hinunter — jubelnd stimmte die Artillerie ein. „Das waren die Waffenbrüder von Querrieux und Sapignies, von Bapaume und St. Quentin! Und jeder Husar wurde um einen Kopf größer auf seinem Pferde — jeder fühlte, daß auch er das Seinige getan, um diese Anerkennung zu verdienen."

Durch die Verleihung von 5 Eisernen Kreuzen I. Klasse — an Oberst Freiherrn von Loë, Rittmeister Rudolphi, Graf Pourtalès, Leutnant Moßner, Graf von Westerholt — und 94 Kreuzen II. Klasse (außerdem 3 am weißen Bande) erhielt das Königshusaren-Regiment die höchste Anzahl, die einem Kavallerieregiment in diesem Kriege verliehen wurde.

Am 15. März begleitete Loë den Kronprinzen nach Nancy, um dem König bei seiner Durchreise nach der Heimat seine Aufwartung zu machen. „Seit Ems hatte ich den Herrn nicht gesehen! Was lag alles dazwischen!" Die Generale der Südarmee, Werder, Fransecky, Tresckow, Glümer (der die badischen Truppen kommandierte) hatten sich ebenfalls dorthin begeben. Das Wiedersehen, besonders zwischen dem König und Werder, war rührend. „Der König konnte kein Wort hervorbringen; er umarmte Werder mehrmals, während ihm die Tränen über die Wangen liefen."

In Paris hatte nach der Kapitulation, unter den Augen der Deutschen, der Bürgerkrieg begonnen. Der Terrorismus herrschte. Bis nach einer zweiten Belagerung von Paris, Mac Mahon in der „blutigen Woche" die Aufständischen zu Boden warf — das größte Gemetzel der französischen Geschichte.

„Wie ist diese Nation gesunken," schrieb Loë, „um dem Feinde ein solches Schauspiel im eigenen Lande zu bieten! Die anständigen Leute fühlen diese Schmach auch tief und sprechen sich uns gegenüber im vertrauten Kreise so aus. Gestern hatte ich einen Brief von meinem Freunde d'Abzac aus Versailles — wahrhaft jammervoll! Er ist Generalstabsoffizier bei Mac Mahon, steht also den leitenden Persönlichkeiten am nächsten. Er sagt, er beurteile Frankreich wie Polen im vorigen Jahrhundert — der Feind vor den Toren und der Bürgerkrieg im Lande. Alles sehe sich verzweiflungsvoll nach einem Mann um, der die Situation zu beherrschen geeignet sei, aber dieser Messias wolle nicht erscheinen. Die Monarchie unter dem Grafen von Chambord

schiene die einzige Rettung, aber auch diese Lösung werde durch die Fehler aller Parteien jeden Tag unmöglicher.

Mir ist die traurige Gebrochenheit meines alten Freundes unendlich nahe gegangen. Und dennoch, selbst bei diesem vorurteilslosen, verständigen, ritterlichen und uneigennützig patriotischen Manne die nationale Verblendung wie bei allen! „Et tout ça par la faute d'un seul homme!" schreibt er mir und meint den Kaiser Napoleon. Er begreift nicht mehr, was ihm früher so völlig klar war, daß es die Nation war, die den Kaiser hervorgebracht, die ihm sein ganzes Regierungssystem aufgezwungen, die vor allem ihn zum Kriege gedrängt hat. Ich habe in früheren Jahren, zuletzt auf dem Rigi, so oft und so ausführlich dies Thema mit ihm besprochen und ihm hundertmal meine Überzeugung wiederholt, daß dieser Krieg unvermeidlich sei, nicht weil der Kaiser den Krieg wollte — es gab keinen friedlicheren Franzosen als den Kaiser — sondern weil die Nation von ihrer Gewohnheit, den Hofmeister von Europa zu spielen, nicht lassen konnte."

Machiavelli sagt von den Franzosen: „Sie leben nur der Gegenwart. Was war, vergessen sie. Das Kommende sehen sie nicht."

*

Das Regiment verblieb mehrere Wochen in und um Amiens. Rheinländer und Pikarde freundeten sich an.

Der Korpsbefehl vom 24. Mai brachte Veränderungen in der Ordre de bataille: das Königshusaren-Regiment trat in seine Friedensformation zurück und bildete mit den 8. Kürassieren wieder die 15. Kavalleriebrigade, die Oberst von Loë vorläufig führte.

Generalmajor von Strubberg, zu dessen Brigade der Stab der Königshusaren mit 1. und 2. Eskadron gehört hatte, erließ einen Brigadebefehl, in dem er dem Regiment ein Lebewohl zurief und mit den Worten schloß:

„Die Königshusaren haben als echte Husaren des hohen Chefs, dessen Namen sie tragen, sich wert gezeigt!

Möge dem Regiment stets und überall die gleiche Anerkennung zuteil werden, möge es in allen späteren Kämpfen ebensolche Lorbeeren pflücken, wie in dem vergangenen Feldzug!"

Am 31. Mai kam der Befehl zum Rückmarsch in die Heimat.

Aber zugleich verlor das Regiment seinen Kommandeur — Oberst von Loë wurde mit der Führung der 21. Kavalleriebrigade beauftragt.

Der Oberst nahm von seinen Husaren Abschied mit den Worten:

„Ich habe Euch immer und überall in den Stunden der Gefahr und des Kampfes, trotz Hunger und Anstrengungen, in Kälte und Eis,

freudig bereit gefunden, mehr zu leisten, als ich von Euch forderte. Dafür danke ich Euch beim Abschied aus tiefster Seele.

Offiziere, Unteroffiziere und Husaren! Wenn Ihr Euch im Kreise Eurer Familie der glorreichen Tage von Gravelotte und Boves, von Querrieux und Sapignies, von Bapaume und St. Quentin erinnert, dann vergeßt Euern Obersten nicht, dessen größter Stolz es ist, jene Tage mit Euch durchlebt zu haben, der Euch immer ein treues und dankbares Andenken bewahren wird."

Es hätte der Bitte des Obersten nicht bedurft. Sein Bild lebt unauslöschlich in der Brust eines jeden, der unter ihm im Regiment und vor dem Feinde stand.

Mit diesen Worten schließt die Regimentsgeschichte den Bericht des Krieges.

IX

Brigade- und Divisionskommandeur

1871—1884

Freiherr von Loë hat keine Gelegenheit gehabt, sich auf dem Schlachtfeld als Führer größerer Verbände zu zeigen. Dafür konnte er, während einer langen Friedenszeit, seine reiche militärische Begabung in immer weiteren Verhältnissen als Erzieher des Heeres verwenden, bis er schließlich — der Gipfelpunkt seiner Tätigkeit — 11 Jahre lang dem VIII. Armeekorps ein unvergeßlicher kommandierender General war.

An der Spitze der 21. Kavalleriebrigade in Frankfurt a. M.[1]) — Dragoner 5. (v. Kaphengst), Husaren 13. (v. Heuduck) — blieb er nur kurze Zeit. Bereits am 31. Oktober 1872 wurde er zum Kommandeur der 3. Gardekavalleriebrigade (damals 1. und 2. Gardedragoner und 2. Gardeulanen) ernannt, die er — 1873, mit 44 Jahren, zum Generalmajor befördert — bis 1879 befehligte. Die Gardekavalleriedivision kommandierte Graf Wilhelm von Brandenburg. Kommandierender General war von 1858 bis 1882 Prinz August von Württemberg. Der frühere Kommandeur der Garde du Corps, von Krosigk, führte die 1., Friedrich Wilhelm Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, dann Generalmajor von Drygalski die 2. Gardekavalleriebrigade.

Kavalleristische Fragen standen damals im Vordergrund.

Die deutsche Reiterei hatte sich, was Reitfertigkeit, Pferdematerial, Tüchtigkeit des Offizier- und Unteroffizierkorps betraf, im Kriege durchaus bewährt. Aber — neben den laufenden Verbesserungsfragen der Ausrüstung und Bewaffnung —: die Kavallerie war nicht im großen Stil verwendet worden, weder vor der Front der Armee, um Einblick in die Verhältnisse beim Gegner zu gewinnen, noch auf dem Schlachtfelde zur Verfolgung. Hier fehlte der Waffe des Moments und der Offensive das frische Leben im friderizianischen und napoleonischen Sinne, es

---

[1]) Kommandierender General des XI. Armeekorps war Generalleutnant von Bose, Kommandeur der 21. Division Generalleutnant Freiherr von Loën, Adjutant der 21. Kavalleriebrigade Premierleutnant Graf von Roß vom Königshusaren-Regiment.

fehlte ihr ein Organisator wie der „alte Hindersin", der die Artillerie reformiert und zum Ruhme von 1870 geführt hatte. Es fehlte die treibende Kraft, Leistungen, die der Krieg verlangt, im Frieden mit Führer und Truppe einzuüben, denn von der Kavallerie vor allem gilt der Spruch: „Les succès ne s'improvisent pas!"

Jetzt war der Mann da: General Karl von Schmidt. Und zu denjenigen, die den viel Angefeindeten nach Kräften unterstützten, gehörte der 11 Jahre jüngere General von Loë, von General Roth von Schreckenstein zuerst in den Geist der Waffe eingeführt, dann selbst ein Reiterführer, der seine Königshusaren sorgfältig ausgebildet und ihr Selbstvertrauen, ihren Wagemut entwickelt hatte, so daß es das Wort „Unmöglich" für sie nicht gab. Wie General von Schmidt, konnte auch Loë nach dem Kriege von sich sagen: „Ich habe stets meine Aufträge erfüllt und bin immer dorthin gekommen, wohin zu gehen mir befohlen war."

Schon seit den Freiheitskriegen hatte Blücher, hatten später die Generale von Borstell und von Wrangel für die kriegsmäßige Ausbildung und Verwendung der preußischen Kavallerie, für die Heranbildung ihrer Führer im Sinne Friedrichs II. zu wirken gesucht. Auch größere Kavallerieübungen hatten 1843 und 1853 unter General von Wrangel bei Berlin stattgefunden. Auf Grund des von Wrangel aufgesetzten Entwurfs war 1855 das neue Exerzierreglement erschienen, eine „sichere, einheitliche und gesunde Grundlage" der Kavallerie, um weiter zu arbeiten.

Aber trotzdem blieb die Ausbildung der Reiterei in großen Verbänden auch nach 1866 in den Anfängen stehen. Beim Ausbruch des Krieges 1870 fehlte Führern und Regimentern die Übung, in größerem Verbande, als dem einer Brigade auf dem Gefechtsfeld zu operieren.

Jetzt galt es, die Versäumnis nachzuholen, die Erfahrungen von 1870/71 auszunutzen, die Reiterei beweglicher, schneller, ausdauernder und zugleich unabhängig vom Gelände und von den anderen Waffen zu machen, vor allem: Führer und Truppen für die Bewegungen größerer Reitermassen auszubilden.

General Karl von Schmidt hatte schon in Frankreich eine Denkschrift über die Reiterei[1]) aufgesetzt und, nebst einer Neubearbeitung des Exerzierreglements von 1855 und einer Denkschrift „Bewaffnung der Kavallerie und deren Gefecht zu Fuß", dem Kriegsministerium eingereicht.

---

[1]) G. v. Pelet-Narbonne. General C. von Schmidt. Beiheft Militär-Wochenblatt. 1912. 11/12.

„Auch ich habe damals, in der Zeit meiner Vollkraft," schrieb Loë später, „am Reformstrang gezogen. Zuerst in den 70er Jahren für die Kavallerie, später für den Fortschritt der drei Waffen im taktischen Verbande.

Die Impedimenta haben damals auch nicht gefehlt, namentlich solange ich im Gardekorps war, aber ich bin darüber fröhlich hinweggekommen. Allerdings fand ich energische Unterstützung im Kriegsministerium, vor allem durch Caprivi, dem ich dafür ewig dankbar blieb, und im Militärkabinett durch Albedyll. Und schüttelte der alte Herr über den jungen fortschrittlichen General auch zuweilen den Kopf, so war sein Urteil doch ein so klares, seine Erfahrung eine so gereifte, daß, wenn er die 3. Gardekavalleriebrigade exerzieren sah, er allen Einflüsterungen unzugänglich blieb."

*

Zuerst brachte die, im Jahre 1872 unter dem Vorsitz des Generalleutnants und kommandierenden Generals des VII. Armeekorps, Grafen zu Stolberg-Wernigerode, einberufene Kavalleriekommission Verbesserungsvorschläge, allerdings unter heftigen Meinungsverschiedenheiten. Betrafen die Vorschläge auch mehr die Formen, weniger das, was die moderne Schlacht verlangt, so bezeichneten sie nach dem Gutachten des Prinzen Friedrich Karl immerhin einen Fortschritt. Eine wesentliche Verbesserung wurde der neu hinzugekommene Abschnitt V des Exerzierreglements über „Führung von Kavallerie in zwei oder mehreren Treffen".

Im Sommer 1873 fanden dann im Bereich des Garde-, IV. und IX. Armeekorps größere Kavallerieübungen statt, die im wesentlichen der Erprobung der Treffentaktik galten. Die Übung beim IV. Korps war die lehrreichste. Eine aus General von Schmidt, der sie geleitet hatte, als Vorsitzendem, Generalmajor von Loë und Major von Schönfels vom Generalstab des X. Armeekorps im Januar 1874 gebildete Kommission sollte, auf Grund der gemachten Erfahrungen, die Neubearbeitung des Abschnitts V des Reglements („Allgemeine Bestimmungen über die Führung der Kavallerie in zwei oder mehreren Treffen") vornehmen, außerdem Bestimmungen für das „Gefecht zu Fuß" ausarbeiten.

Dieser Kommission gelang es, ein Werk zu schaffen, von dem man sagte: „Seit den Instruktionen Friedrichs des Großen hat die Kavallerie eine solche Anweisung für ihre Erziehung und ihren Gebrauch nicht besessen." Der letzte Rest dessen, was noch an den Begriff der Inversion erinnerte, wie die Normalformation und die Reihenfolge der Eskadrons nach ihrer Nummer, schwand. Zum erstenmal in einer derartigen Vorschrift wurde, neben den Festsetzungen über das Was

und Wie, auch das Warum gegeben, wurden die Gründe, Ziele und Zwecke erläutert, und der Stoff dem Verständnis des Lesers näher gebracht. „In allem, was den Kampf und die Verwendung der Treffen betraf, hatten der Kommission die Reglements Friedrichs des Großen als Vorbild gedient.“ [1])

Dem „Gefecht zu Fuß“ lag der Gedanke zu Grunde, die Kavallerie selbständiger und von den anderen Waffen unabhängiger zu machen. Als Prinzip stellte General von Schmidt auf: „Alles, was zu Pferde auszuführen und zu erreichen ist, auch stets zu Pferde und mit der blanken Waffe auszuführen. Nur wenn der erhaltene Auftrag zu Pferde absolut nicht ausführbar ist, absitzen und Gebrauch der Schußwaffe, um sich die Wege und das Feld für die kavalleristischen Ziele und Zwecke wieder zu öffnen.“

Da Festsetzungen der Kommission, die eigentlich die früheren Teile der Vorschriften betrafen, mit Allerhöchster Genehmigung in den neuen Abschnitt V aufgenommen wurden, so war die Neubearbeitung des ganzen Reglements geboten. Das auf Grund von Gutachten der Generale von Schmidt, Freiherr von Loë und anderer hervorragender Kavallerieoffiziere im Herbst 1874 begonnene neue Exerzierreglement erschien unter dem 5. Juli 1876. Auch der damalige Führer der 13. Ulanen, dann der Zietenhusaren, Major von Rosenberg, der geniale Erzieher unserer Reiterei, hatte manche Anregung gegeben, vor allem auf Einfachheit und Klarheit dringend. Derjenige, dessen Ansichten im Reglement hauptsächlich zum Ausdruck gelangten, General von Schmidt, war inzwischen, am 25. August 1875, mitten in der eifrigen Tätigkeit einer Inspizierungsreise gestorben. Loë hatte der Familie geschrieben: „Tief erschüttert durch den Tod des Freundes, trauere ich mit allen Kameraden um den unersetzlichen Verlust des heldenmütigen Generals, welcher die Zukunft unserer Waffe begründet und im Friedensberuf wie auf dem Schlachtfeld sein Leben rücksichtslos für des Königs Dienst eingesetzt und geopfert hat.“

„Das Exerzierreglement von 1876 zog wiederum, da es die Anforderungen an die Ausbildung der Kavallerie zeitgemäß modifizierte und erhöhte, eine analoge Umänderung der Reitinstruktion nach sich. Denn das Exerzierreglement betont auf jeder Seite, daß die Gewandtheit des einzelnen Reiters, die Dressur jedes einzelnen Pferdes das Fundament der erhöhten Leistungsfähigkeit der Waffe bilde. Diese Ansprüche waren nicht erfüllbar, solange die vollkommene Dressur auf

[1]) Militär-Wochenblatt Nr. 85. 1875. Nachruf für den General von Schmidt von Major Kaehler. G. v. Pelet-Narbonne a. a. O. S. 599.

einen Teil der Pferde der Eskadrons beschränkt blieb, und solange, zwischen der Bahndressur und dem Eskadronsexerzieren, das notwendige Mittelglied der Vorbereitung von Reiter und Pferd für die andauernd starken Gangarten, für die erhöhte Ausbildung im Waffengebrauch, für das geschickte Terrainreiten und für die normale, geschlossene, zweigliedrige Attacke fehlte. Allerdings enthält der § 59 des Exerzierreglements den Hinweis auf die Notwendigkeit dieser Vorübungen und stellt die Ziele klar hin, aber solange die Reitinstruktion nicht in Einklang mit diesen Vorschriften gebracht war, blieben die Ziele in idealer, vielfach unerreichter Höhe. Diesem Zwitterzustand hat die Reitinstruktion 1882 ein Ende gemacht." [1])

Nach den Grundsätzen des eben erschienenen neuen Reglements leitete Loë — er hatte vorher dem Divisionsexerzieren bei Weißenburg nach dem alten Reglement beigewohnt — im August 1876 die Übungen der aus Regimentern des II., V. und VI. Armeekorps im Bereich des V. Armeekorps zusammengezogenen Kavalleriedivision — Brigade Graevenitz (Husaren 2, Ulanen 10), Brigade Winterfeld (Dragoner 4, Dragoner 8), Brigade Oppen (Kürassiere 1, Kürassiere 2). Als Generalstabsoffiziere waren zur Division kommandiert der damalige Chef des Stabes beim VIII. Armeekorps, Oberst von Hänisch, später kommandierender General des IV. Armeekorps, und der Major vom Großen Generalstab Graf von Wedel. [2]) Major von Heister, etatsmäßiger Stabsoffizier im Leibhusarenregiment Nr. 2, führte den markierten Feind. Das Exerzieren war schwierig, weil das neue Reglement den Regimentern teilweise erst auf dem Marsch zugegangen war. Dazu kam, daß auf dem zwischen Bomst — Züllichau — Unruhstadt ausgesuchten Übungsplatz, in diesem heißen trockenen Sommer, ein solcher Staub entstand, daß man in der Nachbarschaft mehrfach glaubte, ein Feuer sei ausgebrochen. Der Kaiser besichtigte die Division den 18. und 19. August; zum Schluß ernannte er Loë zum General à la suite.

*

Ende Juni 1874 war General von Loë mit dem Chef der Abteilung für die Ingenieur-Angelegenheiten im Allgemeinen Kriegsdepartement, Oberst Freiherrn von Wangenheim, zu den in West-Götland stattfindenden schwedischen Manövern kommandiert, um, wie der Staatssekretär von Bülow [3]) als Zweck der Sendung bezeichnete, „möglichst gute Beziehungen mit Schweden anzuknüpfen, das Vertrauen des Königs

[1]) Aus einem Erlaß des kommandierenden Generals v. Loë vom 12. Juli 1885.

[2]) Statthalter in Elsaß-Lothringen.

[3]) Gestorben 1879, Vater des späteren Reichskanzlers Fürsten Bülow.

Oskar zu befestigen und gegen eventuelle französische und dänische Einflüsse das Gegengewicht zu bilden."

Am 30. Juni traf die Deputation in Jönköping ein, wurde auf dem Bahnhof vom Chef des schwedischen Generalstabes, Oberst von Raab, empfangen und zu Wagen ins königliche Hauptquartier nach Nyfors geleitet, der hübsch gelegenen, aber bescheidenen Besitzung eines schwedischen Legationssekretärs in Paris. „Ein einfaches hölzernes Wohnhaus," schrieb Loë an seine Gattin, „in welchem knapp für den König Platz ist. Wir wohnen in einem hölzernen kleinen Nebenhaus, reinlich aber eng. Die Mahlzeiten werden im Freien genommen, eine Einrichtung, die bei Regenwetter störend ist.

Der König Oskar empfing uns gestern Morgen vor Beginn des Manövers. Er war außerordentlich herzlich und freundlich; wie überhaupt alle bemüht sind, uns das größte Entgegenkommen zu zeigen. Unmittelbar nach dem Empfang setzten wir uns zu Pferde und begaben uns zu den Truppen. Das Manöver dauerte, bei fortwährendem Regen, bis gegen 3 Uhr. Dann fand um 5 Uhr Diner in Zelten statt, und man blieb im Freien zusammen, bis zur Ruhe gegangen wurde. Bei Tisch saß ich neben dem König, der uns schon während des Manövers bei jeder Gelegenheit demonstrativ heranzog und mit Freundlichkeiten überhäufte. Er sprach sehr offen und eingehend über alle möglichen Verhältnisse, nicht allein militärischer Natur, sondern auch in bezug auf die europäische Lage. Außer uns sind von fremden Offizieren nur ein paar dänische Offiziere und der französische Militärattaché in Kopenhagen hier. Wir haben uns natürlich mit unseren politischen Antipoden sofort in das beste Einvernehmen gesetzt, eine Aufgabe, die uns sehr leicht gemacht wurde, denn der Franzose Marquis de Muliers ist ein äußerst liebenswürdiger, taktvoller, gut erzogener Mann, und auch die Dänen sind sehr umgänglich. So haben wir die Besorgnis der Schweden, wie diese Elemente zusammengehen würden, sofort zerstreut, und alles ist im besten kameradschaftlichen Verkehr, womit ein Hauptteil unserer Aufgabe schon als gelöst zu betrachten ist."

Den Manövern folgend, wurde das Hauptquartier alle Tage verlegt, ohne daß vorher bekannt war, wohin. Da die Wohnungen in dieser Gegend rar sind, so kampierte man meistens in Zelten. Manövriert wurde Tag und Nacht. „Wir sind mehrmals von morgens 8 Uhr bis nachts 12 Uhr mit kurzen Unterbrechungen zu Pferde gewesen." Eine Hauptschlacht fand in der Nacht des 5./6. Juli zwischen 11 und 1 Uhr statt. Überraschend für den Ausländer, der die hellen nordischen Nächte nicht kennt. „Auf 2000 Schritt konnte die Artillerie recht gut richten."

„Der König war während der ganzen Zeit von der größten Zuvorkommenheit, ja Herzlichkeit und legte bei jeder Gelegenheit seine Sympathien für Preußen und die preußische Armee an den Tag.

Am 7. Juli nahm ich Abschied vom König in Falköping. Er sprach sich in der herzlichsten Weise für den Kaiser aus, betonte mehrmals seinen Wunsch, in guten Beziehungen mit Deutschland zu leben, dekorierte uns alle ehrenvollst und schloß damit, uns auf seinen Landsitz Sofienruhe bei Helsingborg einzuladen, nachdem wir uns Stockholm angesehen hätten.

Die lange Reise ist eine vielfach anstrengende Hetztour gewesen. Allein, ich glaube mit der Satisfaktion nach Berlin zurückkehren zu können, meinen Auftrag ausgeführt und ein günstiges Resultat erreicht zu haben. Vorgestern berichtete ich telegraphisch an den Kaiser und erhielt bereits gestern eine Antwort in dem von mir gewünschten Sinne."

„In Berlin," schreibt Loë weiter, „erwartet mich nun ein Stoß von Arbeiten (durch die schwedische Unterbrechung liegen geblieben): 1. Bericht an den Kaiser über meine Sendung, die schwedischen Armeeverhältnisse und Manöver. Brief an den Kronprinzen, dem ich einen Brief des Königs von Schweden zu übersenden habe. 2. Durchsicht und Rezension der 60 Offizierarbeiten der Brigade, welche — in diesem Jahr von mir neu eingeführt — zum 15. Juli bei der Brigade eingehen und an die Division weiter gegeben werden. 3. Entwurf zu den Manövern der 4. Gardeinfanteriebrigade, welche ich zu leiten habe. Dazu muß ich noch einmal in das Terrain Neustadt-Eberswalde. Der Entwurf ist zum 1. August fällig und der Division einzureichen. 4. Instruktion an sämtliche Regimenter, welche an diesen Übungen teilnehmen, und allgemeine Bestimmungen über die Abhaltung derselben. 5. Instruktion an die 3 Kavallerieregimenter der Brigade über das diesjährige Brigadeexerzieren, welches nach dem von General von Schmidt und mir ausgearbeiteten Entwurf stattfindet."

Auf den von Loë eingesandten Bericht über den schwedischen Aufenthalt antwortete der auf der Insel Wight befindliche Kronprinz Friedrich Wilhelm unterm 18. August:

„Ich bin Ihnen herzlich dankbar, mein lieber Walter Loë, daß Sie mir Ihre Eindrücke über Ihre norwegisch-schwedische Reise hierher mitteilten. — Ich freue mich aufrichtig über den günstigen Verlauf Ihrer und der übrigen Offiziere Sendung, zumal sich König Oskar im höchsten Grad befriedigt über Ihrer Aller Aufenthalt gegen mich geäußert hat.

Gewiß hat das Erscheinen unserer Offiziere im skandinavischen Norden einen neuen Beitrag zu den endlich hergestellten guten Be-

ziehungen zwischen jenem Lande und dem Reich geliefert. Die zwischen dem König und mir bestehende Freundschaft kann denselben nur förderlich sein und soll treulich gepflegt werden ...

... Auf baldiges Wiedersehen! Seien Sie so gut, Ihrer Frau die Teilnahme der Kronprinzessin, wie auch die meinige zu dem Tode des Fürsten Hatzfeldt[1]) auszusprechen, und seien Sie zugleich der alten Zuneigung versichert

Ihres sehr ergebenen

Friedrich Wilhelm
v. Preußen."

Auf mehrere rein höfische Kommandos, wie den Ehrendienst beim Großfürsten Nikolaus, folgte am 18. April 1877 die Überbringung der Glückwünsche des Kaisers zum 50jährigen Dienstjubiläum des Erzherzogs Albrecht, des designierten österreichischen Armeeführers im Fall eines Krieges.

Bei Darmstadt fanden in diesem Jahr größere Kavallerieübungen statt, denen Loë beiwohnte.

Im Herbst 1878 wurde, zum erstenmal nach dem Kriege, unter Loës Führung eine deutsche Militärmission nach Frankreich zu den Manövern des III. Korps (Rouen) kommandiert, die General Le Brun leitete und denen Marschall Canrobert beiwohnte. Für dies immerhin delikate Kommando war der ehemalige Militärattaché in Paris der gegebene Mann.

Als Marschall Canrobert, während einer Tischunterhaltung, über eine militärische Frage anderer Ansicht als sein Gast war und bitter sagte: „Vous avez cent fois raison, général. N'avez-vous pas remporté les lauriers?" erwiderte Loë, die Peinlichkeit des Moments schnell beseitigend: „Fort bien, maréchal, mais il ne faut pas abuser de cette épice: elle risque de monter à la tête et d'abîmer l'estomac."

Der 13. Mai 1879 brachte das Kommando der 5. Division in Frankfurt a. O., an Stelle des zum Präses der Generalordenskommission ernannten Generalleutnants von Kessel,[2]) zunächst unter dem kommandierenden General von Groß gen. von Schwarzhoff. Nach dessen am 18. September 1881 erfolgtem Tod wurde der General der Infanterie von Pape kommandierender General des III. Armeekorps, das er 1884 mit dem Gardekorps vertauschte. Die Generalstabsoffiziere bei der Division waren von 1879 bis 1884 Major Hartwig

---

[1]) Hermann Anton Fürst v. Hatzfeldt (1808—1874), Vater der Baronin v. Loë.
[2]) Gestorben 1882.

gen. von Naso,[1]) die Hauptleute von Perbandt[2]) und Dulitz.[3]) Als Adjutant erhielt Loë 1883 seinen alten Regimentsadjutanten Moßner wieder, damals Rittmeister im 2. Hessischen Husarenregiment Nr. 14.

Am 8. September 1880 erflogte die Ernennung zum Generaladjutanten.

In der kriegstüchtigen Ausbildung seiner Division war Loë unermüdlich. Für sich selbst kannte er das Wort Schonung nicht. Jedes Kranksein glaubte er durch Energie und Selbstbeherrschung bannen zu können. Jetzt, nach Jahren der Arbeit und eines unruhigen Lebens kam doch der Moment der Abspannung. Sogar die gewohnte Jagd erfrischte nicht mehr. Erholung und Besserung brachte erst ein längerer Urlaub. Während desselben — am 20. Januar 1882 — schrieb ihm der Kaiser: „Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre treuen Wünsche beim Jahreswechsel. Ich sende Ihnen hiermit die meinigen ebenso aufrichtigen, namentlich für Ihre sich bessernde Gesundheit. Dazu gehört aber vor allem Geduld und Gehorsam gegen die ärztlichen Vorschriften. Die erste wird Ihnen am schwersten werden, aber es muß ja im Leben so vieles durchgekämpft werden, wo die Geduld immer voransteht. Die Erfahrung, die ich so oft an mir selbst machen mußte und im verflossenen Jahre im höchsten Grade an der Kaiserin bewunderte, hat die Ziele erreicht, durch Gottes Hilfe, und kann jedem Leidenden zum Beispiel dienen! Das wird auch Ihr Fall sein, und daher grämen Sie sich nicht über Ihre zeitweise Entfernung vom dienstlichen Standpunkt, den Sie durch eigenes Verdienst erklommen haben, wozu beigetragen zu haben, immer lohnendes Geschäft war. Der General Pape, der bei Gelegenheit der Besichtigung auch Ihre Truppen sah, ist geradezu verwundert über den Grad der Ausbildung derselben, und Sie wissen, er verlangt viel. Es wird Sie interessieren, dies Lob über Ihre Division zu hören.

Seit Ihrem Brief weiß ich nicht, ob Sie Paris seitdem verlassen haben; die Verlängerung Ihres Urlaubs scheint mir unerläßlich und darf Sie nicht kümmern, wenn Sie gesunden wollen.

Ihr

Wilhelm."

Und im April schrieb der Kaiser abermals: „Ich werde Sie solange in Baumwolle packen, bis Sie wieder ganz auf den Beinen sind. Wären Sie vorigen Sommer meinem Rat gefolgt und hätten die großen

---

[1]) 1892—1896 Kommandeur der 15. Division (Köln), gest. 1897.

[2]) General der Infanterie von Perbandt, gest. 1906.

[3]) General der Artillerie von Dulitz, gest. 1912.

Übungen nicht mitgemacht, so wären Sie jetzt vielleicht schon wieder dienstfähig. Indessen mache ich Ihnen keinen Vorwurf aus zu großem Diensteifer. Von Ihrem Stellvertreter höre ich Gutes, doch wird l'œil du maître doch wohl manches nachzuholen finden. Damit dies aber gründlich möglich wird, heißt es, sich jetzt noch schonen.

Ihr sorglicher Wilhelm."

Im Sommer folgte noch eine Kur in Homburg. Lebenskraft und Lebenslust kehrten wieder. Ein Brief an die Gattin aus Homburg sagt: „Ich genieße die Einsamkeit und die Freiheit absoluten Schweigens. Die Trappistenregel würde mir nicht schwer zu beobachten sein. Meine Kräfte nehmen allmählich zu — ich kann schon recht weite Spaziergänge machen. Diät und Bewegung sind die Hauptfaktoren, mich bei Kräften zu erhalten. Wenn ich nach Beendigung der hiesigen Kur noch eine Zeit im Gebirge gute Fußtouren mache, so hoffe ich annähernd meinen Normalzustand wieder zu gewinnen. Dann gilt es ihn beizubehalten, und das kann nur mit unerbittlich strenger Diät und regelmäßiger Bewegung und Lebensweise geschehen. Es ist schon wahr, jede Natur weiß instinktmäßig am besten, welcher Nahrungsmittel und welcher Lebensweise sie zu ihrem Wohlbefinden bedarf. Man begeht jedesmal eine Dummheit, wenn man sich von dem, was die Natur verlangt, abbringen läßt." Am 13. August konnte bereits eine größere Bergtour in der Schweiz gemacht werden. „Ich bin 6 Uhr morgens von Flims fortgegangen, über den Segnespaß — 9000 Fuß hoch — nach Elm in Glarus. Die Partie ist eine sehr schöne, aber beschwerliche. Ich war mit einem Führer 10 Stunden fast ohne Aufenthalt unterwegs — 3 Stunden auf den Schneefeldern — 700 Fuß steil am Gletscher in die Höhe — so daß ich meinen Fuß jedesmal in die Fußtapfen des Führers setzen mußte, um an dem glatten Abhang ohne Sturz emporzuklettern. Der Herabweg war noch viel unbequemer als das Aufsteigen — 4 Stunden ununterbrochen auf Steingeröll, längs den Abgründen — jeder Fehltritt hätte den Sturz in die Tiefe zur Folge gehabt. Ich habe konstatiert, daß ich wieder schwindelfrei bin, und das ist ein Schritt vorwärts. Nachmittags 1/2 5 Uhr kam ich, recht müde, aber nicht übermüdet, in Elm an, fuhr mit Post und Eisenbahn nach Glarus, wo ich die Nacht blieb. Am andern Morgen nach Rorschach, dann nach Friedrichshafen, gleich weiter nach Leutkirch, wo ich den Wagen fand, der mich nach Thannheim[1]) brachte. Heute abend einen Rehbock geschossen — Finis coronat opus!

[1]) Gräflich Schaesbergscher Besitz. Loës Nichte, Gräfin von Waldburg-Zeil, war vermählt mit Heinrich Graf von Schaesberg, gest. 1910.

Als Abschluß seiner Divisionsführung erzählt Loë folgende Episode:

„In den ersten Tagen des Januar 1884 hielt der Kommandeur des Grenadierregiments Nr. 12 bei schneidender Kälte und scharfem Wind eine größere Felddienstübung ab, die zu untersagen meine Pflicht gewesen wäre. Bei der einstündigen Besprechung, während die Mannschaften in der Lage waren, sich durch Bewegung zu schützen, erfroren mehreren Offizieren die Glieder, mir die Füße, so daß ich durch den General à la suite Grafen Lehndorff dem Kaiser melden lassen mußte, ich könne zu dem bevorstehenden Ordensfest, zu dem ich befohlen war, nicht erscheinen.

Einige Tage später war ich, einigermaßen wieder hergestellt, zum Tee bei der Kaiserin geladen, wo auch der Kaiser, seiner Gewohnheit gemäß, auf eine Stunde erschien. Als er sich gegen 10 Uhr in sein Arbeitszimmer zurückzog, winkte er mir, ihm zu folgen und fragte mich, bei welcher Gelegenheit mir die Füße erfroren seien, ob noch anderen Offizieren ein Gleiches begegnet sei, ob auch Mannschaften an ihrer Gesundheit Schaden gelitten hätten, und ob ich die Kabinettsorder nicht kenne, die bei derartiger Kälte jede Übung im Freien untersage. Auf meine Antwort, daß ich die fragliche Order wohl kenne, an sie aber damals nicht gedacht habe, erwiderte der Kaiser in ernstem Tone: „Es ist schlimm, wenn Offiziere in so hoher Stellung meine Befehle nicht kennen oder sich ihrer nicht erinnern. Ich muß Ihnen dies sehr ernstlich verweisen. Wären Sie nicht selbst für Ihre Unterlassung bestraft und die Mannschaft ohne Schaden davon gekommen, würde ich es bei diesem Verweise nicht bewenden lassen können."

Damit war ich entlassen.

Nach zwei Tagen erhielt ich meine Ernennung zum kommandierenden General des VIII. Armeekorps in Koblenz."

In die letzte Frankfurter Zeit fällt die Spezialmission nach Spanien und die Begleitung des Deutschen Kronprinzen auf der Reise nach Madrid und Rom.

X

Im Gefolge des Kronprinzen nach Spanien
1883

Zu den im September 1883 bei Homburg v. d. Höhe stattfindenden Kaisermanövern war unter den fremden Fürstlichkeiten neben dem König von Serbien, dem Prinzen von Wales, dem Kronprinzen von Portugal und dem, seit den Londoner Tagen 1848 dem Kaiser nahe stehenden Herzog von Cambridge, Chef des Infanterieregiments von Goeben Nr. 28, auch König Alfons XII. von Spanien erschienen. Schon lange hatten die hervorragenden Eigenschaften des jugendlichen Fürsten, seine Kühnheit, Klugheit und politische Einsicht die Aufmerksamkeit Europas auf sich gelenkt. Nach der Ansicht des Staatssekretärs Grafen Hatzfeldt[1]), der seit seiner Mission in Madrid in nahen Beziehungen zu Alfons XII. stand, versprach dessen Regierung den Anfang fester, geordneter Verhältnisse. In Homburg ließ sich Fürst Bismarck durch den Grafen Hatzfeldt vertreten.

Generalleutnant von Loë war während der Manövertage zum Ehrendienst beim Herzog von Cambridge kommandiert und konnte „das zunehmende Wohlgefallen beobachten, das der greise Kaiser Wilhelm an dem frischen Wesen, dem militärischen Verständnis und lebhaften Interesse des Königs fand, der, die deutsche Sprache vollkommen beherrschend — er hatte einen Teil seiner Erziehung auf dem Theresianum in Wien genossen — mit Verständnis die Eigenart und die Leistungen der Truppen beobachtete und würdigte. Vor allem herzlich aber gestaltete sich das Verhältnis des Königs zu dem ihm von früher befreundeten Kronprinzen und zur Kronprinzessin. Es war daher nur natürlich, daß der König den Wunsch aussprach, das Kronprinzenpaar bald bei sich in Madrid begrüßen zu dürfen.“[2])

Am letzten Manövertag ernannte Kaiser Wilhelm seinen Gast zum Chef des in Straßburg garnisonierenden schleswig-holsteinschen

[1]) 1885 Botschafter in London, gest. 1901.

[2]) Aus einer, diesem Abschnitt zu Grunde liegenden Niederschrift des Feldmarschalls. Hierzu die Beilage „Spanien 1883. Eine Denkschrift“.

Ulanenregiments Nr. 15, eine „ausschließlich militärische, jeder politischen Bedeutung entbehrende“ Ehrenbezeugung.

„Weder der Kaiser, der mit der Ernennung nur seinen Gast zu ehren, niemanden aber zu verletzen glaubte, noch der Kronprinz und vor allem König Alfons selbst,“ schreibt Loë, „konnten die Mißdeutung voraussehen, die von einem Teil der Pariser Bevölkerung dem vielfach gebräuchlichen Akt militärischer Höflichkeit gegeben wurde. Die Behauptung ernsthafter französischer Schriftsteller, man habe den Manövern eine bestimmte Richtung gegeben, um zu bewirken, daß der König den Weg der Heimreise durch Elsaß-Lothringen wählte, ja man habe ihn unter verschiedenen Vorwänden zurückgehalten, um ihn am Jahrestage der Übergabe von Straßburg (27. September) die französische Grenze überschreiten zu lassen,[1]) ist nicht stichhaltig gegenüber der Tatsache, daß König Alfons das ihm verliehene Ulanenregiment weder bei den Manövern, an denen es nicht teilnahm, begrüßen konnte, noch in der Garnison Straßburg, die er auf der Heimreise nicht berührte. Der 26. September war der letzte Manövertag, am 27. früh reiste König Alfons über Frankfurt nach Brüssel ab und verbrachte daselbst den 28. bei König Leopold.“

Dann kehrte der König über Paris nach Spanien zurück. Schon auf der Hinreise nach Deutschland hatte er die Absicht gehabt, dem französischen Staatsoberhaupt seine freundnachbarliche Gesinnung zum Ausdruck zu bringen, jedoch auf Wunsch des Präsidenten Grévy, dem eine Unterbrechung seines Landaufenthaltes damals nicht erwünscht war,[2])

[1]) Baron des Michels, 1882—1886 französischer Botschafter in Madrid, erzählt in seinen „Souvenirs de carrière“ (Paris 1901, S. 204 ff.): „On ne pouvait d'ailleurs prévoir quel soin le chancelier apporterait à compromettre Alphonse XII à nos yeux ni à quel point des parlementaires sans patriotisme se prêteraient à faire, chez nous, en cette circonstance le jeu de l'Allemagne.

On disposa enfin les exercices de façon à le ramener par l'Alsace-Lorraine et, en le retenant sous différents prétextes, on s'appliqua à lui faire traverser la frontière pour entrer en France le jour anniversaire de la prise de Strasbourg!“

[2]) „Malheureusement cette visite gênait les convenances personnelles de M. Grévy, alors en villeggiature ... de là vint tout le mal,“ schreibt Michels, und dann über die Pariser Tage: „De ma vie je n'oublierai le spectacle qui nous y attendait ... Après l'humiliation vinrent les embarras.“ Präsident Grévy begab sich den folgenden Tag zum König, um sein Bedauern auszusprechen: „Dans son costume officiel et sans oublier cette fois son collier de la Toison d'or. Il prononça son discours avec beaucoup de convenance et une grande dignité de parole et d'attitude. Le roi s'en montra visiblement ému et satisfait.“ Beim darauffolgenden Diner — véritablement somptueux — im Elysée: „rien n'avait été oublié pour réparer le mieux possible les défaillances de la veille.“

den Besuch bis zur Heimreise verschoben. Um so überraschender wirkten bei der Ankunft des Königs in Paris die Straßenszenen — „A bas le Prussien!“ „A bas l'uhlan!“ Der „Ulanenkönig“ gab während des zweitägigen Pariser Aufenthalts einen neuen Beweis von Geistesgegenwart und politischem Takt, indem er durch seine vornehme Haltung — er lehnte den ihm von seiner Umgebung gemachten Vorschlag, sofort weiter zu reisen, ab — wesentlich dazu beitrug, eine dauernde Trübung der Beziehungen Spaniens zu Frankreich zu verhüten.

In Deutschland hatte dieser dem König Alfons seitens eines Teils der fanatisierten Pariser Bevölkerung zuteil gewordene Empfang Befremden und Entrüstung erregt.

Mit der Ausführung des schon in Homburg in Aussicht genommenen Gegenbesuchs des Kronprinzen wurde nicht gezögert, und zur Ankündigung des Besuches General von Loë als Spezialgesandter am 8. November von Berlin nach Madrid gesandt. Zugleich erhielt er den Auftrag, sich ein Urteil über die politische Lage, die Parteien, die Stimmung der Bevölkerung, sowie über die Armee und ihre Führer zu bilden, und dem Kronprinzen, dessen Gefolge er sich auf spanischem Boden anzuschließen hatte, hierüber Vortrag zu halten.

Nachdem Loë am 10. November, begleitet vom Geschäftsträger, Legationssekretär Grafen Goltz,[1] dem König das Schreiben des Kaisers Wilhelm überreicht hatte, blieb er noch in Madrid, um sich in der befohlenen Weise zu orientieren. Hierbei unterstützten ihn der preußische Militärattaché Hauptmann von Pfuel, der Vorgänger des Majors von Deines, und, nach Rückkehr auf seinen Posten, der ihm aus der Pariser Zeit befreundete Gesandte Graf Solms. Auch den englischen Gesandten, Sir Robert Morier, sah Loë wieder, der 1860 als Geschäftsträger in Gotha oft Gast bei seinem Schwiegervater, dem Fürsten Hatzfeldt, gewesen war. Loë, überzeugt, daß die Vermutung, Morier habe 1870 Nachrichten über die deutschen Operationen auf dem Umweg über England nach Frankreich lanciert,[2] eine irrtümliche sei, hatte diese alten Beziehungen nie abgebrochen.

Moriers Ansichten über die politische Situation in Madrid gingen dahin, daß der König zwar erfreut sei über den bevorstehenden Besuch des Kronprinzen, aber politisch gezwungen werde, in Übereinstimmung

---

[1]) Graf Karl von der Goltz, zuletzt Gesandter in Darmstadt. Gestorben 1905.

[2]) Hierüber A. von Deines, Lebensbild von E. von Witzleben, Berlin. 1913. S. 152. Morier war 1848/49 englischer Korrespondent im Hauptquartier des Generals von Bonin in Schleswig-Holstein gewesen und dann in den diplomatischen Dienst übergetreten.

mit der Nation und dem liberalen Ministerium, das in Paris nicht verstimmen wolle, zu handeln.

„Daher hat der Minister des Auswärtigen, Ruiz Gomez,[1]) mir den Wunsch ausgesprochen, Sie zu sehen", sagte Morier. „Wollen Sie ihm nicht einen Besuch machen?"

Loë entgegnete, seine offizielle Mission sei vorläufig beendet. Er beabsichtige nur, dem Oberhofmeister, Herzog von Sesto,[2]) dem Kriegsminister, General Lopez y Dominguez,[3]) und dem Oberkommandierenden der Madrider Garnison einen Besuch zu machen, da der König ihm die Erlaubnis erteilt habe, von der Armee das zu sehen, was ohne Behinderung der Truppen in ihrem täglichen Dienstbetriebe zu sehen möglich sei. Dagegen lag keine Veranlassung vor, Moriers Einladung zum Diner abzulehnen, zu dem der Minister erscheinen würde.

Der Minister Ruiz Gomez hatte in Leipzig studiert und war daher der deutschen Sprache mächtig. Er gehörte der konstitutionell liberalen Partei an. Nach Tisch ließ Sir Robert Morier im Rauchzimmer Loë mit dem Minister allein. Auf die Frage, ob der Kronprinz den Auftrag habe, mit Spanien ein Bündnis abzuschließen, antwortete Loë, daß er hierüber nicht orientiert sei. Doch könne der Minister überzeugt sein, daß der Kronprinz, dessen Friedensliebe ganz Europa kenne, seinen Auftrag nicht im Sinne kriegerischer Verwicklungen zur Ausführung bringen werde. Bei einer etwaigen Erörterung der europäischen Lage zwischen dem König Alfons und seinem Gast werde der Kronprinz voraussichtlich keinen anderen Wunsch zum Ausdruck gelangen lassen, als den, durch seinen Gegenbesuch die nahen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien zu festigen und zur Sicherung des Weltfriedens beizutragen.

In den nächsten Tagen traten Bedenken hervor, ob man an dem ursprünglich als Landungsplatz in Aussicht genommenen Barcelona, dem Zentrum der demokratischen Partei und Sammelpunkt großer Massen französischer Arbeiter, festhalten könne, ohne eine feindliche Kundgebung zu provozieren. Man deutete an, der Kronprinz möge doch selbst den Wunsch aussprechen, statt in Barcelona in Valencia zu landen. Loë, um seine Ansicht gefragt, wies auf den spanischen Gesandten in Berlin als kompetente Instanz hin, fügte aber hinzu, der

---

[1]) Gestorben 1888.

[2]) Der Marquis de Alcañices, Herzog von Sesto, war ein Vetter der Kaiserin Eugenie und vermählt mit der Witwe des Herzogs von Morny (des Halbbruders von Napoleon III.), geb. Trubetzkoi.

[3]) Kriegsminister bis 1884 und 1892—1895. 1906 Ministerpräsident.

Kronprinz werde vermutlich in dem von der spanischen Regierung bestimmten Hafen landen, da er, auf die Machtstellung der spanischen Regierung vertrauend, keine Veranlassung habe, eine Parteikundgebung zu fürchten. Zudem sei der Kronprinz der letzte, auf den ein Appell an die Furcht irgendeinen Eindruck mache.

Nach längeren Verhandlungen ersuchte die spanische Regierung den von Genua kommenden Kronprinzen, Valencia als Landungsplatz zu wählen.

Bereits mehrere Tage vor der Ankunft des Kronprinzen begaben sich der Gesandte Graf Solms, General von Loë und der spanische Ehrendienst nach Valencia und fanden im dortigen Generalkapitanat die liebenswürdigste Aufnahme. Loë, der Valencia von früher kannte, hatte die überraschende Gelegenheit, dem eben erst auf seinen Posten versetzten Generalkapitän der Provinz, General Don Manuel de Salamanca y Negrete, die Sehenswürdigkeiten der Stadt des Cid Campeador zu zeigen.

Am 22. November mittags 1 Uhr traf, mit dem Kronprinzen an Bord, der „Prinz Adalbert“ unter der bewährten Führung des Kapitäns z. S. Mensing,[1]) nach stürmischer Überfahrt, ein.

Im Gefolge des Kronprinzen befanden sich der General der Infanterie Graf Blumenthal,[2]) kommandierender General des IV. Armeekorps, Generalmajor Mischke,[3]) Chef des Stabes der IV. Armeeinspektion, Hofmarschall von Normann,[4]) die drei persönlichen Adjutanten Oberstleutnant von Sommerfeld,[5]) Rittmeister Freiherr von Nyvenheim[6]) und Hauptmann von Kessel;[7]) Friedrich Dernburg,[8]) Chefredakteur der Nationalzeitung, war aufgefordert worden, als Berichterstatter mit dem Maler H. Lüders an der Reise teilzunehmen. Während des Aufenthaltes in Spanien traten außer dem Generalleutnant Freiherrn von Loë noch Kapitänleutnant Geißler[9]) vom „Prinz Adalbert“ und Stabsarzt Dr. Benda vom Begleitschiff „Sophie“ zum Gefolge.

---

[1]) Bis 1886 Kommandant S. M. Korvette „Prinz Adalbert“. Zuletzt Konteradmiral und Kommandant von Helgoland. 1894 als Vizeadmiral verabschiedet.

[2]) Generalfeldmarschall, gest. 1900.

[3]) General der Infanterie, Generaladjutant, gest. 1906.

[4]) Gesandter für Oldenburg und Braunschweig, gest. 1888.

[5]) Bis 1888 persönlicher Adjutant, dann Kommandant von Altona, gest. 1905.

[6]) Zuletzt Oberst und Kommandeur der 18. Kavalleriebrigade, gest. 1900.

[7]) Gen.-Oberst, Gen.-Adj., Ob.-Befehlshaber in den Marken, Gouv. von Berlin.

[8]) Fr. Dernburg — Vater des Staatssekretärs des Reichskolonialamts (1906 bis 1910) — gab 1884 heraus „Des Deutschen Kronprinzen Reise nach Spanien und Rom. Mit Zeichnungen von H. Lüders“. Gest. 1911.

[9]) Zuletzt Chef des Kreuzergeschwaders in Ostasien. 1904 verabschiedet.

Der Empfang seitens der Bevölkerung gestaltete sich glänzend. Abends war Diner beim General Salamanca, in dessen Haus der Prinz Quartier genommen hatte, und Galaoper; dann wurde der Zug nach Madrid bestiegen. Während der Fahrt nahm der Kronprinz Loës Bericht entgegen und zeigte eine so gründliche Vorbereitung auf die Sendung, „daß es meist nur einer Andeutung bedurfte, um eine volle Verständigung herbeizuführen".

Am nächsten Tage, nachdem man die öde, einförmige, nur selten von dürftigen Ortschaften und Windmühlen unterbrochene Mancia und Aranjuez passiert hatte, wurde gegen Mittag Madrid erreicht. Unter den Ministern, Großwürdenträgern und Generalen, die den in preußischer Ulanenuniform erschienenen König umgaben, sah man die breite Gestalt und das intelligente Gesicht des Sir Robert Morier, des langjährigen Freundes des kronprinzlichen Hauses, ebenso den russischen Gesandten, Prinz Michael Gortschakow, den Sohn des Reichskanzlers. Dann ging es im offenen Wagen zum Schloß, wo der königliche Wagen der Sitte gemäß am Torbogen Halt machte, das Gefolge an sich vorüber passieren ließ, um dann als letzter einzufahren. Der Empfang durch die Königin, die Königin-Mutter Isabella II. und die Schwestern des Königs, Infantin Isabella und Eulalia, erfolgte mit dem ganzen Pomp des altspanischen Ceremoniells.

„Die Königin, die Nichte des Erzherzogs Albrecht von Österreich, eine sehr anmutige, graziöse Erscheinung mit freundlichem Gesichtsausdruck, heiter und unbefangen, bildet den sympathischen Mittelpunkt des Familienkreises," schrieb Loë an seine Gattin. „Auch die beiden Schwestern des Königs, Infantin Isabella, verwitwete Gräfin von Girgenti,[1]) und die jugendliche Infantin Eulalia,[2]) sind klug und liebenswürdig.

Die Königin Isabella, die, lange aus Spanien vertrieben, jetzt ihren Aufenthalt in Sevilla genommen hat, fällt durch ihre außergewöhnlich umfangreiche Gestalt auf. Beim Frühstück, wie beim Diner, habe ich regelmäßig den Vorzug, neben ihr zu sitzen. Sie ist eine echte Spanierin, lebhaft und originell, dabei höchst naiv, gutmütig und wegen dieser Eigenschaften der Nation sympathisch. Die Revolution, welche sie im Jahre 1868 vertrieb, ist, wie alle spanischen Revolutionen, nur von den ehrgeizigen und intriganten Parteihäuptern gemacht worden."

---

[1]) Geb. 1851, seit 1871 Witwe des Grafen Girgenti, Prinzen von Bourbon-Sizilien, Bruders des Königs Franz von Neapel.

[2]) Geb. 1864, 1886 vermählt mit dem Sohn des Herzogs von Montpensier, Prinz Anton von Orleans, Herzog von Galliera (italienische Verleihung 1895).

Und nach einer Reihe von Festlichkeiten:

„Der Empfang des Kronprinzen war bis jetzt allerorts ein vortrefflicher, trotz der Hetzereien und düsteren Voraussagungen der französischen Presse. Beim ersten Erscheinen treibt naturgemäß zunächst Neugierde die Bevölkerung auf die Straßen. Bei längerem Aufenthalt gewinnt aber die herrliche Erscheinung des Kronprinzen alle Herzen. Von Tag zu Tag steigert sich die Stimmung der Bevölkerung. Nach der Revue am 24. standen die Menschenmassen dicht gedrängt auf den Straßen, und überall wurden der König und der Kronprinz, die zu Pferde in das Schloß zurückkehrten, freundlich und herzlich begrüßt. An dem anschließenden Galadiner nahm, außer mehreren Granden, hohen Offizieren und den Spitzen der Geistlichkeit, auch das Diplomatische Korps teil, an seiner Spitze der Nuntius Rampolla. Dieser Tag kann als der eigentliche Reiseerfolg bezeichnet werden! Dieselbe Stimmung zeigte sich und steigerte sich bei den vielfachen Gelegenheiten öffentlichen Auftretens — Stiergefecht, Theater, Akademie der Wissenschaften, Ausflug nach Toledo und in die Umgegend — kurz, die Beziehungen zwischen dem Kronprinzen und der spanischen Bevölkerung nehmen an Wärme stets zu.

Daß die Königsfamilie dem Kronprinzen eine besonders herzliche Aufnahme zuteil werden ließ, braucht kaum erwähnt zu werden. Der König ist ein liebenswürdiger, lebensfrischer junger Herr, geistig sehr beanlagt, kennt Spanien genau, trotzdem er seine Jugend teilweise im Ausland, in Wien und in London verbracht hat. Es macht ihm Freude, dem Kronprinzen Stadt und Land zu zeigen. Bei der Exkursion nach Toledo, der architektonisch interessantesten Stadt Spaniens, hat er in hervorragender Weise den kunstverständigen Führer gemacht. Soweit es die sehr in Anspruch genommene Zeit gestattet, verwendet der Kronprinz die Vormittage zum Besuch des Museums, dessen Meister — namentlich Velasquez — ihn immer von neuem fesseln."

Alle hervorragenden Persönlichkeiten der Madrider Gesellschaft und die Großen des Landes konnte man auf dem Hofball versammelt sehen. Er wurde durch eine Quadrille von acht Paaren eröffnet, bei der der Kronprinz in Kürassieruniform — „il Blanco" — mit dem großen roten Band des Ferdinandordens die Königin führte, der König seine Mutter, Graf Blumenthal die Gräfin Girgenti, General von Loë — „gewandt, stattlich und vornehm", wie Dernburg schreibt — die Infantin Eulalia, die spätere Herzogin von Galliera. Das Ganze bot ein Bild voll Glanz und Pracht; bei der Enge der überfüllten Räume ging es jedoch nicht ohne Verwirrung ab. „Er wolle lieber nochmals ins Feld rücken,

als das zum zweitenmal durchmachen," erklärte der 73jährige Graf Blumenthal, nachdem er die Quadrille zu Ende gearbeitet hatte. Die Abendtafel fand in den Schloßfluren statt, die sonst kahl, jetzt, zur Freude für den Kunstsinn des Kronprinzen, mit den berühmten, schon von Karl V. gesammelten Gobelins festlich behangen waren.

Als an einem Tage auf dem großen Exerzierplatz der Garnison Madrid das gefechtsmäßige Exerzieren einer Infanterie-, Kavallerie- und Artilleriebrigade vorgeführt war, forderte nach der Abendtafel der König den General Loë zu einer Partie Billard auf und verlangte bei dieser Gelegenheit eine offenherzige Äußerung über den Eindruck, den die Truppenübungen des Vormittags auf ihn gemacht hätten. Loë glaubte mit seiner Ansicht nicht zurückhalten zu dürfen und bezeichnete die Entwicklung der Truppen zum Gefecht, ihren Anzug und das Menschenmaterial als vortrefflich, auch die Taktik als den neuesten Erfahrungen entsprechend, jedoch die Einzelausbildung und die Führung durch die Offiziere als nicht auf gleicher Höhe stehend. Ihm schien dies daran zu liegen, daß für das Offizierkorps nicht der Dienst, sondern die Politik das Hauptinteresse bilde. An Stelle des Kriegsministeriums müsse dem König die entscheidende Einwirkung auf die Offiziere zufallen. In dieser engen Beziehung des Offizierkorps zum Monarchen wurzle die Leistungsfähigkeit der deutschen Armee. „Mit Ihrer Ansicht bin ich ganz einverstanden," erwiderte der König, „aber was Sie mir nicht gesagt haben, das ist der Weg, auf dem ich zum Ziel gelange; Parteien und Cortes setzen im Interesse ihrer Macht alles daran, mich zu diesem Ziel nicht gelangen zu lassen."

Einige Tage darauf wurde der in öder Felsenschlucht gelegene Eskorial besucht, in dessen Pantheon die Steinsarkophage der spanischen Herrscher stehen, wo die Königin Mercedes ruht — dulcissima conjux.[1]) Der König zeigte den Platz, den er, nach spanischer Sitte, für sich selbst ausgewählt hatte, und sagte auf die Bemerkung Loës, daß bis dahin hoffentlich noch viele Jahre vergehen würden: „Das steht in Gottes Hand. Aber ich bin entschlossen, die Zeit, die mir die Vorsehung noch läßt, zum Besten Spaniens zu verwenden." Ahnte er, schon damals brustleidend, daß ihm kein langes Leben beschieden sei?

Am 7. Dezember erfolgte bei Frost und Schneegestöber die Abreise nach Andalusien, zunächst nach Sevilla. Graf Solms schloß sich der Reise an. Ebenso der deutsche Generalkonsul in Barcelona, Richard

---

[1]) Die jugendliche erste Gemahlin des Königs starb 1878, bald nach der Vermählung. Sie war eine Tochter des Herzogs von Montpensier.

Lindau,[1]) der, ein scharfer Beobachter und seit langen Jahren in Spanien lebend, ein besonders wertvoller Führer war. In Sevilla machte die Honneurs der Onkel und Schwiegervater des Königs, der Herzog von Montpensier, jüngster Sohn Louis Philipps, durch seine Vermählung mit einer Schwester der Königin Isabella II. wiederholt Thronkandidat für Spanien. In dem riesenhaften gotischen Dom, neben dem sich die Giralda, das Wahrzeichen Sevillas, erhebt, wurde — zu Ehren des Tages „Mariä Empfängnis" — jener merkwürdige Tanz aufgeführt, den die Chorknaben in der Pagentracht früherer Zeiten vor dem Hochaltar während der Vesper tanzen — eine Art von Sarabande unter den Klängen von Geigen, Flöten, Kontrabässen und Kastagnetten.

Am nächsten Tage fuhr der Herzog von Montpensier mit seinem fürstlichen Gast auf dem Guadalquivir nach dem Landsitz San Lucar de Barameda, wo die Herzogin von Montpensier den Kronprinzen empfing.

Vom 10. bis 12. Dezember wurde Granada besucht, die Alhambra, Cordova und dann, über Valencia und Taragona, am 14. Dezember Barcelona erreicht.

Der Kronprinz gewährte, allen Warnungen zum Trotz, dem anarchistisch durchwühlten Barcelona die Genugtuung, daß, auf seinen besondern Wunsch, dort die Einschiffung nach Genua erfolgte. Die Stadt zeigte sich dieses Vertrauens würdig und gestaltete den Empfang fast noch herzlicher, wie in den anderen Städten. An der Seite des Generalkapitäns von Katalonien und des Alkaden fuhr der Kronprinz durch die geschmückten Hauptstraßen, überall enthusiastisch begrüßt, nahm vom Balkon des Generalkapitanats den Vorbeimarsch der Truppen entgegen und begab sich dann zu Fuß nach dem Dom, vom jubelnden Volk so dicht umringt, daß er sich bald von seinem Gefolge getrennt sah. Mit freundlicher und stolzer Ruhe durchschritt er die Menge, die sich vor ihm öffnete, ihn sympathisch begrüßte, sich hinter ihm schloß — sein weißer Helmbusch leuchtete über den dichten schwarzen Massen.

Diese Kundgebungen setzten sich fort, bis abends das Geschwader unter dem Salut der Geschütze in See ging. „Es ist eine Freude," schreibt Dernburg, „mit einem Herrn zu reisen, dessen Persönlichkeit so unbedingt und überall auch bei diesem reservierten und selbstbewußten Volk durchschlägt."

---

[1]) Bruder von Rudolf und Paul Lindau. Lange Jahre Konsul in Nagasaki, dann in Marseille, seit 1876 in Barcelona.

Der Kronprinz schließt das Tagebuch dieser Reise mit den Worten: „Je enger die größeren Staaten Europas sich aneinanderschließen, desto mehr wird die Erhaltung des Friedens gesichert sein. Darum ist wohl der Wunsch gerechtfertigt, daß meine Sendung nach Spanien sich als ein Beitrag mehr zur Erlangung dieses Kleinods erweisen möge."

Der französische Botschafter Baron des Michels sagt in seinen „Souvenirs de carrière": „C'était une mission délicate, mais il faut bien le reconnaître, personne mieux que Frédéric Guillaume n'était capable de la bien remplir.

D'ailleurs, si le plan du chancelier avait été savamment conçu, il n'a pas été moins habilement exécuté."

XI

Im Gefolge des Kronprinzen nach Rom

1883

Über die Reise nach Rom hat der Feldmarschall im Jahre 1906 Erinnerungen diktiert, die, unwesentlich gekürzt, hier[1]) wiedergegeben werden:

„Am Vorabend der Abreise von Madrid[2]) ließ der Kronprinz mich zu sich rufen und teilte mir ohne Zeugen den unlängst eingegangenen telegraphischen Auftrag seines Vaters mit, von Genua aus den Rückweg über Rom zu nehmen, um daselbst seinem Freunde, dem König Humbert, seinen Dank für die gastfreundliche Aufnahme in Genua auszusprechen. Er gab seiner Freude über diesen Auftrag lebhaften Ausdruck, verhehlte jedoch nicht sein Bedenken, wie er sich in Rom dem Vatikan gegenüber verhalten solle. Habe doch der Papst seit dem Verlust der weltlichen Herrschaft bis jetzt keinen Besuch mehr angenommen, der als Gast des Königs von Italien im Quirinal abgestiegen sei. Das kaiserliche Telegramm erwähne einen Besuch beim Papst vorläufig nicht.

Auf die telegraphische Anfrage, ob dieser Besuch seitens Seiner Majestät und des Fürsten Bismarck in Aussicht genommen sei, ging am 8. Dezember in Sevilla die kurze Antwort ein: „Den Papst besuchen." Im Laufe der Erörterungen, die sich diesem Telegramm anschlossen, gab ich meiner Auffassung dahin Ausdruck, daß augenscheinlich der Kronprinz, der von Anfang an in der Frage des Kulturkampfes keine Parteistellung eingenommen habe, von Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Bismarck für vorzugsweise geeignet erachtet werde, persönliche Beziehungen zum Papst anzuknüpfen und die Wiederherstellung des von beiden Seiten gewünschten kirchlichen Friedens zu unterstützen. Treffe diese Voraussetzung zu, so sei die Schwierigkeit, den Besuch im Vatikan vom Quirinal aus zu machen, nur eine Formfrage, für die der Kronprinz sicher eine Lösung finden würde. Der preußische Gesandte

[1]) Mit ihren Fußnoten.

[2]) Freitag, den 7. Dezember.

beim Vatikan, Herr von Schlözer, dem Kronprinzen und mir als ein außergewöhnlich befähigter, taktvoller Diplomat bekannt, werde die beste Orientierung geben, zumal er sich, trotz der schwierigen Verhältnisse, beim Päpstlichen Stuhl in kurzer Zeit eine sehr gute Stellung geschaffen habe. Der Kronprinz erklärte sich mit meinen Anschauungen im allgemeinen einverstanden. Sei im Vatikan die erforderliche Geneigtheit zum Entgegenkommen vorhanden, so hoffe er seinen Auftrag im Sinne des Kaisers zur Ausführung bringen zu können.

*

Als wir am 14. Dezember bei einbrechender Dunkelheit in Barcelona die Anker lichteten, und die Küsten Spaniens allmählich unsern Blicken entschwanden, erfreuten wir uns bei Mondschein des herrlichsten Wetters. Auf dem Verdeck mit mir auf und ab wandernd, bemerkte der Kronprinz, die Schwierigkeiten bezüglich des Besuchs beim Papst würden vielleicht fortfallen, wenn er vom Palazzo Caffarelli, also von deutschem Boden aus, die Fahrt zum Vatikan antrete, doch werde er in Rom noch Herrn von Schlözers Rat einholen.

In der Nacht begann ein Sturm, der dem auf der Hinfahrt erlebten an Heftigkeit nicht nachstand. Kapitän z. S. Mensing, dessen drei Kabinen dem Kronprinzen eingeräumt waren, verblieb die ganze Nacht auf der Kommandobrücke. Er war mir seit langem bekannt, so daß ich mir erlauben durfte, ihm auf seinem Posten Gesellschaft zu leisten. Das Gefühl der großen Verantwortlichkeit, den Kronprinzen an Bord zu haben, konnte ich voll nachempfinden.

Am nächsten Abend kamen die Alpen in Sicht. Der Sturm hörte auf. Sonntag, den 16. Dezember, näherten wir uns gegen Morgen der Küste Italiens. Alles erschien wieder auf dem Verdeck, um sich an dem herrlichen Anblick der amphitheatralisch vor uns liegenden großen Seestadt zu erfreuen. Von dem italienischen Panzer „Roma" eingeholt, erreichte das Geschwader den Hafen von Genua. Der deutsche Botschafter beim Quirinal, Herr von Keudell, der Militärattaché Hauptmann von Engelbrecht, sowie der italienische Ehrendienst, Generaladjutant Caravò,[1]) und Flügeladjutant Oberst Baron Cesati, kamen an Bord. Um Behörden und Truppen nicht warten zu lassen, ging der Kronprinz sofort an Land. Nach dem Frühstück im königlichen Palast kehrte er an Bord zurück, wohnte dort dem Gottesdienst bei, verabschiedete sich mit herzlichen und anerkennenden Worten von den Offizieren und Mannschaften und stattete dann dem italienischen Panzer „Duilio"

[1]) Zuletzt Divisionskommandeur in Verona.

einen Besuch ab. Gegen Mitternacht ward die Abreise nach Rom angetreten, das wir andern Tages nach zwölfstündiger Fahrt erreichten. Auf dem Bahnhof wurde der Kronprinz von seinem Freunde, dem König Humbert, und den Prinzen des Hauses Savoyen herzlichst begrüßt; Truppen bildeten Spalier bis zum Quirinal, wo der Empfang durch die Königin Margherita stattfand.

Am Ende des zum Quirinal gehörenden langen Flügels (lunga manica), der sich längs der Via del Quirinale hinzieht, hatte König Viktor Emanuel einen kleinen Palast erbauen und als Absteigequartier für fürstliche Gäste modern einrichten lassen. In dieser Palazzina wurden dem Kronprinzen seine Gemächer angewiesen. Auch das ganze Gefolge erhielt im Quirinal Unterkunft.

Nach dem Diner, das der Kronprinz im engsten Kreise der Königlichen Familie einnahm, fuhren wir zu einer großen Soirée, die von dem Municipium im kapitolinischen Museum gegeben wurde. Dort empfing der Bürgermeister von Rom, Herzog Torlonia,[1]) von 9 Uhr ab über tausend Gäste, denen das bengalisch erleuchtete Trümmerfeld des Forum und der Kaiserpaläste einen zauberhaften Anblick boten. Über den illuminierten Corso, an der Fontana Trevi vorüber, kehrten wir zurück.

Im Quirinal hatte der Kronprinz sofort nach seiner Ankunft Herrn von Schlözer empfangen und sich von ihm Vortrag halten lassen. Der Beschluß über die Reise des Kronprinzen nach Rom hatte den Gesandten, solange über einen Besuch beim Papst noch nichts verlautete, mit Bedenken erfüllt. Als demnächst eine Aufklärung dahin erfolgte, daß ein Besuch bei Papst Leo stattfinden solle, hatte Herr von Schlözer diesen Entschluß vortrefflich, aber angesichts der von der Kurie festgehaltenen Anschauungen kühn gefunden. Auch die Frage des Gegenbesuchs hatte bei ihm Bedenken erregt, da der Papst seit dem Verlust der weltlichen Herrschaft den Vatikan nicht mehr verläßt. Der Initiative des Kronprinzen war, wie ich erzählt habe, die Form zu verdanken, in der sich der Besuch beim Papst vollziehen sollte und vollzog. Ob Herr von Schlözer den gleichen Gedanken selbständig gefaßt oder eine bezügliche Anweisung erhalten hat, ist mir unbekannt. Jedenfalls hatte er, als der Kronprinz in Genua landete, bereits alles Erforderliche umsichtig und umfassend vorbereitet.

Unmittelbar nach dem Empfang der bezüglichen Weisungen fuhr der Gesandte in den Vatikan, um den Besuch des Kronprinzen offiziell

[1]) Wurde 1888 seiner Stellung enthoben, weil er Leo XIII. zum Priesterjubiläum im Namen der Stadt, ohne Genehmigung der Regierung, Glückwünsche ausgesprochen hatte.

beim Staatssekretär Jacobini[1]) anzukündigen. Der vom Heiligen Vater mit lebhafter Freude begrüßte Besuch wurde auf den folgenden Tag 1 Uhr nachmittags nach dem vom Kronprinzen und Herrn von Schlözer vorgeschlagenen Modus festgesetzt. Erneut hatte sich dieser als ein zielbewußter und patriotischer Diplomat und genauer Kenner der römischen Verhältnisse erwiesen, und der Kronprinz hielt mit dem Ausdruck seiner Zufriedenheit über die Maßnahmen des Gesandten nicht zurück. Die Schwierigkeit des Gegenbesuches regelte sich noch selbigen Tages in einfacher Weise. Kardinal Jacobini fuhr um 5 Uhr bei Herrn von Schlözer vor, um im Auftrag des Papstes dem Kronprinzen einen Besuch abzustatten, wodurch ohne weiteres der morgige Besuch des Kronprinzen im Vatikan den Charakter eines Gegenbesuchs erhielt.

Für den kommenden Tag, den 18. Dezember, hatte Botschafter von Keudell zu 11½ Uhr den Kronprinzen nebst Gefolge zum Frühstück eingeladen, an dem nur noch die Mitglieder der Botschaft und Herr von Schlözer teilnahmen. Der Kronprinz wählte den Weg zum Palazzo Caffarelli am Pantheon vorüber, um am Grabe Viktor Emanuels II. als Zeichen seiner pietätvollen Erinnerung einen Lorbeerkranz niederzulegen und der Fortdauer seiner verehrungsvollen Freundschaft in dem Augenblick Ausdruck zu geben, als er im Begriff stand, zum Vatikan zu fahren. Nach dem Frühstück erfolgte kurz vor 1 Uhr die Weiterfahrt in drei Wagen des Gesandten von Schlözer. War der Empfang, den der Kronprinz am Pantheon durch das Publikum gefunden, schon enthusiastisch gewesen, so zeigte er sich jetzt nicht minder lebhaft seitens der vatikanischen Bevölkerung, insbesondere auch des Klerus, der sich zahlreich auf der Engelsbrücke und in der Umgebung des Petersplatzes zusammengefunden hatte. Diesen erreichten wir Punkt 1 Uhr und fuhren um Sankt Peter herum in den vatikanischen Palast, wo im Damasushof die Schweizergarde und Nobelgarde Aufstellung genommen hatten. Hier erwartete uns auch der päpstliche Zeremonienmeister Monsignor Cataldi, um uns zunächst in die Sala Clementina zu führen, wo die Schweizergarde Spalier bildete. In dem feierlichen Zuge, der sich nun entwickelte, schritten päpstliche Sänftenträger voran; dann folgte der Kronprinz, geleitet von zwei Geistlichen hohen Ranges, hierauf das Gefolge, dem sich eine Anzahl Kavaliere anschloß. Als wir die Anticamera erreicht hatten, blieb das Gefolge zurück, während

[1]) Kardinal Jacobini war seit 1874 Nuntius in Wien gewesen und hatte die Ausgleichsverhandlungen mit Preußen geführt; als Staatssekretär (seit Ende 1880) setzte er sie erfolgreich fort. Er starb 1887. Sein Nachfolger wurde Kardinal Rampolla.

ein päpstlicher Hofbeamter den Kronprinzen in das Gemach des Papstes führte. Dieser kam in der geöffneten Türe seinem Gaste entgegen, ihn mit ausgestreckter Hand herzlich bewillkommnend. Es dauerte nahezu drei Viertelstunden, bis der Kronprinz wieder erschien und sein Gefolge hereinrief, um uns dem Papst vorzustellen. Als er zuerst den Namen des ältesten von uns, des Generals Grafen Blumenthal nannte, reichte der Papst diesem mit den Worten: „Général, il est inutile de nommer votre nom, il est connu dans le monde," freundlich die Hand. In dem Gefolge, soweit ich mich erinnere, der einzige Katholik, war ich im Zweifel gewesen, ob von mir die Formen zu beobachten seien, die dem Oberhaupt der Kirche von den Katholiken erwiesen zu werden pflegen, oder ob ich mich, weil im Dienst befindlich, wie einem weltlichen Souverän gegenüber zu verhalten habe. Der Kronprinz hatte mir auf meine bezügliche Frage geantwortet: „Handeln Sie so, wie es Ihnen nach Ihrer Konfession geboten erscheint"; aber dazu kam es nicht, denn der Papst reichte mir alsbald die Hand in einer Weise, die jede weitere Ehrenbezeigung abschnitt. Nach Schluß der Vorstellungen sprach der Papst zum Kronprinzen noch einige Worte, seiner Freude über den Besuch Ausdruck gebend und an ihr letztes Zusammensein, ich glaube in Perugia, erinnernd; seitdem habe der Prinz die Welt mit seinem Ruhm erfüllt. Der Papst begleitete dann den Kronprinzen unter wiederholtem Händedruck bis in die Anticamera, von wo es — es war genau 2 Uhr — wieder in feierlichem Zuge durch die Säle des Vatikans zurückging. Nach einem Besuch beim Staatssekretär, Kardinal Jacobini, mit dem der Kronprinz sich unter vier Augen reichlich eine Viertelstunde unterhielt, nahm dieser den Rückweg durch die vatikanischen Museen und verabschiedete sich unter Dankesworten von dem päpstlichen Gefolge.

Was zwischen dem Kronprinzen und dem Papst Leo und Kardinal Jacobini verhandelt worden ist, entzieht sich naturgemäß meiner Kenntnis. In der Umgebung des Kronprinzen wurde alsbald erzählt, die kirchenpolitischen Fragen seien eingehend erörtert worden, jedoch habe sich der Kronprinz auf die seitens des Papstes geäußerten Wünsche und Forderungen großer Zurückhaltung befleißigt, wie das ja auch der Sachlage entsprach. Denn weder befand er sich in einer verantwortlichen oder entscheidenden Stellung, noch konnte er in Verhandlungen eintreten, die an anderem Ort zu erledigen blieben. Unverkennbar war er aber über den Verlauf und das Ergebnis seines Besuchs sehr erfreut und lieh dieser Stimmung wiederholt Worte. Nicht minder befriedigt war das ganze Gefolge von der Liebenswürdigkeit, mit der jeder Einzelne vom Papst Leo begrüßt worden war. Wenn der Papst auf uns den

Eindruck eines körperlich zarten, ja kränklichen Mannes gemacht hatte, dessen anscheinende Hinfälligkeit gegen die Straffheit und Frische des genau gleichaltrigen 73jährigen Grafen Blumenthal auffällig abstach, so waren wir alle, namentlich der Kronprinz, um so mehr überrascht von der außerordentlichen Klarheit des Geistes und der den Körper beherrschenden Energie des Willens. Daß auch in den vatikanischen Kreisen die Genugtuung über die stattgehabte Zusammenkunft und ihren erfreulichen Verlauf allgemein war, wurde von den unterrichteten Seiten übereinstimmend bezeugt. —

Vor der Tafel im Quirinal, zu der etwa 120 Einladungen ergangen waren, machte der Kronprinz mit dem König eine Fahrt zum Pincio und empfing demnächst die Minister und das Diplomatische Korps.

Der 19. Dezember war der Armee gewidmet. Bereits zu früher Stunde hatte der Kronprinz eine Ausfahrt in die Stadt unternommen und kehrte, unterwegs aufgehalten, so spät zurück, daß er den in den Quirinal berufenen Militärattaché von Engelbrecht bitten mußte, den befohlenen Vortrag über die italienische Armee und die neue Befestigung Roms im Ankleidezimmer zu halten, während der Zivilanzug mit der Uniform des Kürassierregiments „Königin" vertauscht wurde. Auf dem weiten Wege vom Quirinal über die Piazza del Popolo bis zum Ponte Molle hatten sich dichte Menschenmassen angesammelt, die den Kronprinzen begeistert begrüßten. An der Tiberbrücke stiegen wir zu Pferde und sprengten zum Wagen der Königin, neben dem der König und der Kronprinz sich aufstellten, um den Vorbeimarsch der Truppen abzunehmen.

Wir befanden uns auf geschichtlichem Boden, denn hier entschied sich 312 der Sieg Konstantins des Großen über Maxentius. „In hoc signo vinces!" In der Stärke von annähernd 15000 Mann hatte man unter dem Kommando des kommandierenden Generals in Rom, Luigi Mezzacapo,[1]) ein Armeekorps vereinigt, in dem auch Truppen vertreten waren, die wir in Deutschland nicht kennen, insbesondere Alpentruppen und Gebirgsartillerie. Es gab uns ein echtes Bild des italienischen Heeres. Die Truppenschau, begünstigt durch schönsten Sonnenschein, und gehoben durch den landschaftlichen Reiz der Umgebung, verlief glänzend. Der Haltung der Truppen sah man unverkennbar die sorgsame und gewissenhafte Einzelausbildung an; die Kavallerie war gut beritten, die Bersaglieri, die im Laufschritt vorbeikamen, machten einen überaus günstigen Eindruck, so daß der Kronprinz, in voller Überein-

[1]) Ist als kommandierender General des VII. (römischen) Armeekorps gestorben.

stimmung mit dem Urteil seiner Umgebung, dem König Humbert seine rückhaltlose Anerkennung bezüglich der Leistungen der Truppen aussprechen konnte. Durch den königlichen Marstall ausgezeichnet beritten gemacht, war die ritterliche Gestalt des hohen Herrn überall der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und stürmischer Ovationen.

Nachmittags fand auf der deutschen Botschaft der Empfang der deutschen Kolonie statt, wobei der Kronprinz seine große Freude über den ihm in Spanien und Italien gewordenen herzlichen Empfang hervorhob, der Abends beim Besuch des Costanzi-Theaters nochmals zum lebhaftesten Ausdruck kam.

Am 20. Dezember, dem letzten Tag unserer Anwesenheit in Rom, besichtigten wir Vormittags das Forum Romanum und nahmen an einem Frühstück in der deutschen Botschaft teil, zu dem auch die Majestäten erschienen waren. Es wurde dem Kronprinzen hoch angerechnet, daß er auch noch Zeit fand, der Deputiertenkammer einen Besuch abzustatten, wo der Ministerpräsident Depretis und der Kammerpräsident ihn begrüßten. Nach dem Familiendiner erfolgte gegen Mitternacht die Abreise. Von der Königin Margherita hatte sich der Kronprinz im Quirinal verabschiedet, der Abschied vom König Humbert erfolgte in überaus herzlicher Weise auf dem Bahnhof. Der italienische Ehrendienst sowie der Botschaftsrat Graf Arco und der Militärattaché Hauptmann von Engelbrecht gaben bis zur Landesgrenze das Geleit. Die Reise durch Italien am nächsten Morgen glich einem Triumphzug. In allen Truppenstandorten, die wir berührten, waren Ehrenkompagnien aufgestellt, große Volksmassen begrüßten überall den Kronprinzen mit Evvivas und Händeklatschen. Auf der Grenzstation Ala, wo der italienische Ehrendienst und die Mitglieder der deutschen Botschaft sich verabschiedeten, war bereits ein Telegramm des Königs Humbert mit herzlichen Dankes- und Abschiedsworten eingetroffen, das der Kronprinz sofort beantwortete. Nach einem Nachtquartier in Bozen, wo der Kronprinz durch einen Fackelzug erfreut wurde, trafen wir am Sonntag, den 23. Dezember, früh 8 Uhr, auf dem Anhalter Bahnhof zu Berlin ein, gerade noch früh genug, um jedem Teilnehmer an dieser denkwürdigen Reise die Feier des Christfestes im Kreise seiner Familie zu ermöglichen.

Als ich mich im Lauf des Tages bei Kaiser Wilhelm nach fast siebenwöchentlicher Abwesenheit zurückmeldete, hatte der Kronprinz über seine Reise bereits Bericht erstattet. Nur über einzelne, dem Kaiser besonders bedeutungsvolle Fragen kam ich daher in die Lage, mich zu äußern.

Am 21. Dezember, dem Tage, an dem der Kronprinz den italienischen Boden verließ, schrieb Kaiser Wilhelm an den Reichskanzler Fürsten Bismarck:

„Nachdem mein Sohn in dieser Nacht seine Rückreise in die Heimat angetreten hat, müssen wir uns Glück wünschen, daß dieser bedeutende Schachzug nach Ihrer, wie immer richtigen Vorhersicht so glücklich in allen Teilen abgelaufen ist. Es war in Spanien und Italien ein wahrer Triumphzug, den mein Sohn im Süden Europas vollzog; ein Glück, daß er mit 52 Jahren ein gereifter Mann ist, so daß ein solcher Succeß ihm den Kopf nicht verdrehen kann!"

Diese Worte zeigen, wie hoch der Kaiser die Ergebnisse der fünfwöchentlichen Reise seines Sohnes bewertete, und wie vollkommen dieser den Erwartungen seines Vaters entsprochen hatte. In der Tat weisen die große Bedeutung der Sendung und ihre geschickte Ausführung, die die alleinige Ursache des Erfolges war, dem Kronprinzen in seiner diplomatischen Tätigkeit zu Madrid und Rom einen wohlverdienten ehrenvollen Platz in unserer neueren Geschichte an. Er entsprach wiederum voll dem Vertrauen, das auch das deutsche Volk auf den Erben der Kaiserkrone setzte. Es kannte ihn als den siegreichen Feldherrn, auf den die Truppen mit Zuversicht blickten, als den klugen und maßvollen Ratgeber überall, wo er zu raten und zu handeln berufen war, als den Mann, auf dessen Einsicht und selbstlose Vaterlandsliebe die Bundesgenossen vertrauten. Jetzt hatte er Gelegenheit gefunden, im Ausland als Vertreter des Kaisers seine staatsmännischen Gaben im Interesse Deutschlands, dessen Lage er klar erkannte, wie zum Nutzen Spaniens und Italiens, denen er aufrichtig zugetan war, zu verwerten. Er wußte die Aufträge seines Souveräns geschickt zur Ausführung zu bringen, die verwickelten Zustände eines ihm bis dahin fremden Landes mit Scharfblick und Takt zu beurteilen und, unter Festigung seines nahen Freundschaftsverhältnisses zum italienischen Königshause und dem ihm seit lange sympathischen Lande, im Interesse seines Vaterlandes persönliche Verbindung mit dem Oberhaupt der katholischen Kirche anzuknüpfen.

Die Reise sollte in Madrid wie in Rom dem Frieden dienen. Der Wunsch des Kronprinzen, daß sein Aufenthalt in Spanien zur Erhaltung des Weltfriedens beitragen möchte, ist, wie wir gesehen haben, von ihm unter dem frischen Eindruck seiner Erinnerungen an einer Stelle ausgesprochen, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Um so bedeutsamer erscheint hier das Bekenntnis seiner Abneigung gegen jeden Krieg, er sei denn zur Verteidigung des Vaterlandes

aufgezwungen. Es entsprang seiner Überzeugung, daß es Pflicht eines jeden Herrschers sei, die Leiden, die auch der gerechteste Krieg den Siegern und Besiegten bringt, seinem Volk und der Welt nach aller Möglichkeit zu ersparen. — Auch die Reise nach Rom verfolgte Friedenszwecke. Die Regierung hatte sich überzeugt, daß die kirchliche Gesetzgebung nicht mehr in allen Punkten zeitgemäß und aufrecht zu erhalten, vielmehr der Augenblick gekommen sei, gegenüber dem friedliebenden Nachfolger von Pius IX. ein Zeugnis ihrer Versöhnlichkeit und ihres Wunsches der Herstellung des kirchlichen Friedens abzulegen. Wie sehr auch der Kronprinz diesen Bestrebungen zuneigte, ist allgemein bekannt. Wäre sein Erscheinen in Rom ohne Erfolg geblieben, so hätte immerhin der Staat seine Friedensliebe gezeigt — jedenfalls ein Vorteil bei fernerem Kampf.

Dieser dem Frieden dienende Zweck beider Reisen war es hauptsächlich, der den Kronprinzen mit so besonderer Freudigkeit an die Ausführung gehen ließ, und es geschah mit vollem Recht, wenn er die erreichten Erfolge zu den guten Erinnerungen seines Lebens zählte. Es waren wohl die letzten glanzvollen, sonnigen Wochen, die ihm, auf den das Vaterland so große Hoffnungen setzte, beschieden waren. Wer hätte es damals ahnen können, daß schon nach wenigen Jahren eine tückische Krankheit ihn in der Fülle männlicher Kraft dahinraffen würde, nachdem zuvor der Tod den hochstrebenden Plänen des jugendlichen Königs Alfons ein frühes Ende bereitet hatte.[1]) Sein Freund König Humbert starb durch Mörderhand. Sie alle überlebte Papst Leo, damals in hohem Greisenalter stehend, um manches Jahr."

---

[1]) 25. November 1885 erlag der König einer Luftröhrenentzündung. Erst nach seinem Tode, am 17. Mai 1886, wurde sein Sohn, Alfons XIII., geboren.

Die einflußreiche Tätigkeit des Nuntius Rampolla, der 1913, nach zehnjähriger Zurückgezogenheit, als der „Einsiedler von Santa Marta" gestorben ist, hatte sich in Spanien beim Besuch des Kronprinzen und bei Gelegenheit des Karolinen-Streits geltend gemacht. Nach dem Tode des Königs trat Rampolla für die Königin-Witwe und für die zunächst in Frage gestellte Dynastie ein.

XII

Die Salamanca-Affäre[1]

Als im Jahre 1885 der spanisch-deutsche Karolinen-Streit[2]) die üblichen parteipolitischen Begleiterscheinungen in Madrid auslöste, erhielt der kurze Aufenthalt in Valencia von 1883 ein kleines Nachspiel, dessen ritterliche und kluge Erledigung durch den General von Loë charakteristisch für ihn und für den Geist des preußischen Offizierkorps ist.

General Don Manuel de Salamanca y Negrete, der Generalkapitän von Valencia, dessen Gastfreundschaft der Kronprinz und sein Gefolge 1883 genossen hatten, war inzwischen Direktor des Militärökonomie-Departements im Kriegsministerium geworden und zugleich Präsident des Centro del Ejército y de la Armada. Doch betrachtete er seine Stellung in Madrid wesentlich als Mittel, um bei passender Gelegenheit die öffentliche Meinung zu gewinnen, und, von seiner Partei auf den Schild gehoben, Kriegsminister zu werden. Jetzt, als die Wogen der Erregung gegen Deutschland hoch gingen, als schon Ausschreitungen

[1]) Auf Grund der Korrespondenz Loës mit dem Gesandten Grafen zu Solms-Sonnenwalde, dem Oberst Edeln von der Planitz, dem Militärattaché Hauptmann von Deines und dem Konsul Richard Lindau.

[2]) Spanien hatte bereits früher Deutschland und England gegenüber erklärt, daß es auf die Karolineninseln keinen Anspruch erhebe. Am 24. August 1885 hißte das Kanonenboot „Iltis“ die deutsche Flagge auf der Insel Yap. Die Nachricht hiervon verursachte in Madrid große Erregung. Infolge ihrer freundschaftlichen Beziehungen einigten sich die beiden Monarchien. Bismarck schlug den Papst Leo XIII. als Schiedsrichter vor. Am 17. Dezember 1885 unterzeichneten in Rom der spanische Botschafter beim Päpstlichen Stuhl, Marquis de Molins, und der preußische Gesandte von Schlözer das Protokoll, welches Spaniens Hoheitsrechte über die Karolinen und Palauinseln anerkannte, den Deutschen aber freie Schiffahrt, freien Handel und Eigentumsrechte auf gewisse Punkte der Inseln zusicherte. (1898 erfolgte der Verkauf der Marianen, Karolinen und Palaus an Deutschland). „En somme, les négociations avaient abouti à un résultat également satisfaisant pour tous les intéressés“ sagt Lefebvre de Béhaine, der damalige französische Botschafter beim Päpstlichen Stuhl („Léon XIII et le Prince de Bismarck“) und fügt die Äußerung eines deutschen Diplomaten hinzu: „Die Herren Hidalgos sind in ihrem Stolz befriedigt und wir haben alles erreicht, was wir wünschten.“ Der Papst sandte Bismarck den Christusorden „Excelso viro Magno Cancellario.“

gegen das deutsche Gesandtschafts-Hotel vorgekommen waren, als „ulano" zum Schimpfwort, der Deutschenhaß zum Kennzeichen eines edeln Spaniers wurde, als die Revolutionäre und Republikaner auf den Umsturz, die Liberalen auf den Fall des konservativen Ministeriums hofften, glaubte der intrigante Streber den Moment für einen Hauptschlag gekommen. In die Madrider Presse wurde die Nachricht lanciert, General Salamanca, der große Patriot, habe das ihm 1883 verliehene Großkreuz des Roten Adlerordens an den Deutschen Kronprinzen mit einem Begleitschreiben zurückgeschickt, in dem der General sagte, wohl sei dieser Orden einst „als Zeichen der Freundschaft einer großen Macht von ihm angenommen worden," dann aber fortfuhr: „der vor kurzem durch das deutsche Geschwader an den Karolineninseln geschehene, den gewöhnlichsten Grundsätzen von Freundschaft und internationalem Recht widersprechende Erwerbsakt hat mir den einzigen Grund, die genannte Dekoration ohne Verletzung meiner Ehre zu tragen, genommen. Ich sende sie deshalb Eurer Kaiserlichen Hoheit hiermit zurück, willens, dem Stolz in meiner Brust durch andern Gewinst Genüge zu tun, indem ich gegen Deutschland kämpfe, sobald die Regierung, wie ich es wünsche, meine Dienste gebrauchen wird."

Gleichzeitig erklärte eine Generalversammlung des centro militar, unter Vorsitz ihres Präsidenten Salamanca, die an deutsche Offiziere verliehene Ehrenmitgliedschaft für verfallen, und die Betreffenden aller daraus erwachsenen Rechte für verlustig.

Der Coup schien geglückt.

Ein Sturm der Begeisterung für Salamanca erhob sich. Sammlungen wurden veranstaltet, um dem „Nationalhelden" einen Ehrendegen zu stiften.

Wohl verurteilten die spanischen Offiziere solches Vorgehen, wohl sprachen der König und der Kriegsminister dem General ihre Mißbilligung aus, aber angesichts seiner Popularität und der allgemeinen Aufregung wagte das Ministerium keine Schritte zu tun.

Die Regierung war nicht mehr Herr der Lage.

Man dachte in Spanien nicht mehr — man fühlte. Und was man fühlte, sollte gleich geschehen. Erst nach der Tat folgte bei Wenigen die Überlegung.

Auf welche Weise aber hatte Salamanca Brief und Orden nach Deutschland befördert?

Den Orden hatte er gar nicht abgeschickt, für den Brief aber einen Weg gewählt, auf dem er an den falschen Mann kam. Denn an seinen Gast vom Jahre 1883, den Generalleutnant Freiherrn von Loë,

jetzt kommandierenden General des VIII. Armeekorps, hatte er den für den Kronprinzen bestimmten Brief offen gesandt, in freundschaftlichem Ton um die Weiterbeförderung gebeten, und mit den Worten geschlossen:

„Es ist ungewiß, welches Schicksal uns beiden durch den Gang der internationalen Verhandlungen zu teil wird. Möglich ist, daß der eine gegen den andern auftreten muß. Wie dem aber auch sei, stets können Sie rechnen auf die unveränderliche Freundschaft Ihres —"

Manch anderer hätte in dieser Lage den Instanzenweg betreten, schon um jegliche Verantwortung von sich abzuschieben. Wobei dann allerdings mit der Möglichkeit gerechnet werden mußte, Salamancas Prestige durch das Hereinziehen der offiziellen Vertretung zu erhöhen.

Loë aber pflegte einer an ihn herantretenden Verantwortung nicht auszuweichen, sondern den Stier bei den Hörnern zu packen. Im Besitz eines Briefes, beleidigend für den Kronprinzen, für den Kaiser, für Deutschland, fühlte er sich als preußischer Offizier in erster Linie selbst beleidigt. War der Brief Salamancas an ihn auch durchaus in den Formen der Höflichkeit gehalten — die Tatsache genügte. Es kam hinzu, daß durch eine rein persönliche Auffassung der Angelegenheit dem spanischen General das Postament, auf das er sich gestellt, unter den Füßen fortgezogen wurde.

Nachdem die erforderlichen Schritte in Berlin getan waren, auch Fürst Bismarck das beabsichtigte Vorgehen als „richtig und schneidig" gelobt hatte, sandte General von Loë den Chef seines Stabes, Oberst von der Planitz, nach Madrid, mit dem Auftrag, dem General den Brief zurückzugeben, ihn in ruhiger Weise — „suaviter in modo, fortiter in re" — über die im deutschen Offizierkorps herrschende Ehrenauffassung sowie über die Loë persönlich zugefügte Beleidigung aufzuklären und zugleich, unter Ablehnung jeder Exkursion auf das politische Gebiet und einer etwaigen Fortsetzung der Korrespondenz, die persönliche Genugtuung dem eigenen loyalen und ritterlichen Gefühl Salamancas anheimzugeben. Im Weigerungsfall sollte Planitz eine Forderung auf die in Spanien landesübliche Waffe, den Degen, überbringen und ein neutrales Land, z. B. Italien, für den Ort der Zusammenkunft vorschlagen.

Um jedes Mißverständnis auszuschließen, setzte Loë in einem an Planitz in französischer Sprache gerichteten Brief seine Auffassung auseinander. Er charakterisierte den Standpunkt des preußischen Offiziers, seine monarchische Gesinnung, seine Stellung zu politischen Fragen.

„Pourquoi est-ce que le Général Salamanca croit que je suis moins sensible sur le point d'honneur national, représenté chez nous par une dynastie séculaire, que le reste de la nation? A quelle occasion lui ai-je donné le droit de douter de mon attachement à l'Empereur et à sa Famille au point d'aller porter au Prince Impérial une lettre qui, je lui en donne ma parole de soldat, a froissé toute l'Allemagne?

J'appartiens à cette vieille race de soldats prussiens qui n'entend pas la politique.

Nous laissons au Roi le soin de diriger la politique extérieure. Nous sommes muets jusqu'au moment où notre voix s'élève, c'est la voix du canon, et nous espérons alors nous faire comprendre de tout le monde."

Auf das Ungewöhnliche der Ordensrückgabe wird hingewiesen: „Si le Général a voulu donner par là une satisfaction à son sentiment national, il voudra bien remarquer que, selon nos habitudes et notre expérience, cette démarche est inusitée entre les officiers des grandes armées européennes, même en cas de guerre déclarée. Je ne me rappelle pas qu'un seul fait de ce genre se soit produit d'aucun côté avant ou pendant nos guerres de Danemark, d'Autriche ou de France. Moi-même, officier de la Légion d'honneur avant la guerre de 1870, pour avoir combattu à côté de l'armée française en Afrique, j'ai tenu cette distinction en grand honneur, malgré la guerre, et je porte cette décoration aujourd'hui comme auparavant. Je ne crois pas qu'un seul officier des armées que nous avons eu l'honneur de combattre ait agi autrement. Nous tous, officiers danois, autrichiens, français, allemands, étions inspirés du même sentiment de courtoisie militaire, nous combattant vaillamment sur les champs de bataille, nous respectant avant, pendant et après. Nous n'avons pas cru que notre patriotisme nous imposât le devoir d'offenser, par des démarches personnelles d'une portée politique avant le commencement des hostilités, ceux qui pensaient devenir nos adversaires. Habitués par la discipline à ne jamais nous occuper de politique, nous avons attendu silencieusement l'ordre du Roi de faire notre devoir. Je ne sache pas que cette froide réserve ait affaibli notre élan et notre dévouement sur les champs de bataille."

Nicht ohne Ironie fügte Loë hinzu:

„Les îles Carolines ne m'intéressent pas plus que la lune. Le Général Salamanca peut être sûr que jusqu'à ce moment j'en ignorais même l'existence. Il est pourtant bien dur d'être la victime de cet archipel lointain, en lui sacrifiant tous ces intérêts militaires qui me tiennent tant au cœur."

Und schloß dann mit den Worten:

„Rien au monde ne changera les sentiments de vénération, d'attachement, de reconnaissance, d'amitié et de sympathie que je ressens pour Sa Majesté le Roi d'Espagne, la famille Royale, l'armée et le peuple espagnols. J'ai gardé de notre séjour à Madrid le souvenir le plus charmant. Je considère comme une faveur du sort toute occasion de pouvoir témoigner aux Espagnols mes sentiments sincères.

Je ne comprends rien à la politique, je ne m'en occupe pas, mais j'espère bien que, s'il y a pour le moment un différend entre les deux peuples, le bon sens des deux gouvernements et l'amitié des peuples le fera certainement cesser.

Partez, mon cher Colonel, soyez l'interprète de mes sentiments sympathiques, de mes souvenirs reconnaissants, de mes meilleurs vœux pour l'avenir de l'Espagne.

Tout à vous

Loë."

Inzwischen war die öffentliche Stimmung Spaniens gegen Deutschland umgeschlagen. In erster Linie infolge des energischen Auftretens des Königs, der nicht allein persönlichen Mut zeigte, sondern auch direkt in die Verhandlungen eingriff und dem Ministerrat erklärte, er wolle unter allen Umständen Frieden mit Deutschland.[1])

Die feste Haltung des Königs und das würdige, taktvolle Benehmen des Gesandten Grafen Solms wurden unterstützt durch eine kleine, aber einflußreiche politische Partei, an deren Spitze der frühere Minister des Innern Moret y Prendergast stand.

Mochte General Salamanca angesichts dieser Situation eine Fortsetzung des von ihm gewählten Weges zum Ruhm nunmehr für inopportun halten, wurde ihm seine Lage durch die energische Haltung des Obersten von der Planitz bedenklich — jedenfalls ging er bei der Zusammenkunft am 11. September mit Loës Abgesandtem in formell chevaleresker Form sofort auf alles ein, nahm seinen Brief ohne jede Bemerkung zurück und erklärte, wie in Gegenwart der Zeugen, des spanischen Brigadiers Jimenez Palacios und des deutschen Konsuls, Bankdirektor Gwinner, zu Protokoll genommen wurde, daß „er bedaure,

---

[1]) Charkteristisch ist, daß Baron des Michels (Souvenirs S. 243) erzählt, als er am 8. Oktober auf seinem Posten in Madrid wieder eingetroffen sei, habe der König ihm höchst erregt eine, schon vor mehreren Jahren in Deutschland erschienene Karte gezeigt, auf der die Karolinen in den Farben der deutschen Kolonien markiert waren, und dabei erklärt, er würde, gebe Berlin ihm keine Satisfaktion, Frankreich zur Seite stehen, sobald es Deutschland den Krieg erkläre.

durch die Überreichung des Briefes an Seine Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen, den General von Loë beleidigt zu haben, dem er im Gegenteil als einem Freund durch diese Vertrauensmission eine Ehre zu erzeigen glaubte".

Für General von Loë war der Vorfall hiermit erledigt.

Als Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, davon hörte, freute sich sein altes Soldatenherz: „Die ritterliche Weise, in der Loë diese Affäre so korrekt und energisch durchführte, steigert meine Wertschätzung für ihn zu wahrer Hochachtung."

Salamanca hatte sich in seiner eigenen Falle gefangen. Sein Prestige schmolz dahin. Es wurde bekannt, daß er den Orden überhaupt nicht abgeschickt, den Brief an den Kronprinzen aber zurückgenommen und den General von Loë um Verzeihung gebeten habe. Seine politischen Feinde nutzten seine „tonteria" (Dummheit) und Taktlosigkeit aus. Die eigenen Gesinnungsgenossen tadelten, daß er nicht die Energie und den Mut besessen habe, die Konsequenzen des einmal unternommenen Schritts in der Ordensangelegenheit zu ziehen. Er hätte nach ihrer Ansicht den Brief überhaupt nicht veröffentlichen sollen, wenn er es aber getan, ihn nicht zurücknehmen dürfen.

Die Möglichkeit einer Kombination mit Salamanca als Kriegsminister war zunächst ausgeschlossen.

Der General befand sich noch im Besitz des Ordens. Jetzt reichte er ihn dem spanischen Kriegsminister ein, mit der Bitte um Rückgabe auf dem Instanzenweg. Da er jedoch nie um die Erlaubnis eingekommen war, das Großkreuz tragen zu dürfen — die Sporteln betrugen 75 Pesetas — so antwortete der Kriegsminister, daß er zu seinem Bedauern nicht in der Lage sei, der vom General erbetenen Vermittlung näher zu treten.

Von Berlin aus wurde der preußischen Gesandtschaft offiziell mitgeteilt, daß der General aus der Ordensliste gestrichen sei.

Zwar glissierte Salamanca in „El Liberal" vom 23. September eine seinem Publikum gefälligere Erklärung, als die tatsächlich von ihm abgegebene. Doch dieser neue Schachzug half dem politischen Streber in den korrekter denkenden Kreisen der spanischen Armee und des spanischen Volks um so weniger, als nach und nach der authentische Wortlaut des Protokolls durchsickerte.

„Este no es un general como los otros, no es hombre honrado", sagte man entschuldigend dem deutschen Militärattaché von Deines. „Dieser General steht nicht auf der Höhe der andern, er ist kein Ehrenmann."

Auch der König sandte später den Geheimsekretär Grafen Morphy zum Hauptmann von Deines und ließ sein vollständiges Einverständnis mit dem Vorgehen des Generals von Loë ausdrücken.

Die tausend Pesetas, welche das revolutionäre Blatt „El Progreso" für den Ehrendegen gesammelt hatte, wurden zum Ankauf des Schiffes „Ejército" bestimmt. Zum Trost wollte man mit den nachträglich eingegangenen Beiträgen ein Salamanca-Album stiften, in welches der Brief an den Kronprinzen und die Namen der Geber eingetragen werden sollten. Diese Ehre nahm der General an.

Indessen beschämte ihn ein junger Eleve der Militärakademie, der vom Kronprinzen, bei dessen Anwesenheit in Toledo, für geschicktes Vorführen seiner Abteilung eine Brillantnadel erhalten hatte. Als in der Presse verbreitet wurde, er habe diese Nadel ebenfalls zurückgeschickt, veröffentlichte der Militärschüler eine Erklärung, in der er sagte, es sei ihm niemals eingefallen, ein ehrenvolles Geschenk zurückzugeben, das er sein Leben lang als teuere Erinnerung bewahren werde. „Ich meine," schloß er, „der wahre Patriotismus wird durch Taten bekräftigt, nicht aber durch unzeitige und augenscheinlich undiplomatische Handlungen."

Als General von Loë nachträglich hörte, daß in einigen spanischen Blättern der allerdings anonyme Versuch gemacht worden war, die Angelegenheit zugunsten des Generals Salamanca zu entstellen, schrieb er an Planitz: „Sollte Salamanca sich persönlich mit einem Dementi seiner Erklärung hervorwagen, dann gehe ich ihm, wenn er nur meinen Namen nennt, sofort zu Leibe, diesmal ohne Vermittlung und Erklärung. Telegraphisch. Mit diesen Leuten ist kein Friede zu machen, außer mit dem Degen in der Hand."

General Salamanca ließ sich indessen auf weitere „Enthüllungen" nicht ein. Auch seine Drohung, die Angelegenheit im Senat zur Sprache zu bringen, führte er nicht aus.

Fünf Jahre später starb er in Habana am gelben Fieber.



XIII

Der kommandierende General

1884—1895

Als Loë an die Spitze des rheinischen Armeekorps trat, kehrte er zum zweiten Mal in seine Heimatprovinz zurück.

„Es war die letzte und höchste Auszeichnung, die mein alter Kaiser mir verlieh."

Schon im nächsten Jahr konnte er das Korps seinem ehrwürdigen Kriegsherrn vorführen. Am 22. September 1885 fand die Parade bei Lommersum statt, auf demselben Platz, wo 1877 der 80jährige Kaiser in Husarenuniform sein Regiment der Kaiserin vorgeführt hatte — das bekannte Bild von Hünten in der Offizier-Speiseanstalt des Königshusaren-Regiments. Als der Kaiser beim Abreiten der Front zum Regiment kam, zog er den Säbel und ritt die Front der in abgeschwenkter Regimentskolonne aufgestellten Eskadrons ab, jeden Offizier salutierend. Abends war Paradediner im ehemals kurfürstlichen Schloß zu Brühl.

Es war das einzige und letzte Mal, daß der Kaiser das VIII. Korps und sein Regiment unter dem neuen Kommandierenden sah.

Aber im Sinn des Kaisers hat Loë das VIII. Korps geführt und ausgebildet. Das bewiesen bald die ihm unterstellten Truppen. Davon können heute noch die Offiziere Zeugnis ablegen, die Schüler dieses an militärischer Erfahrung reichen Lehrmeisters waren, der, selbst ein Vorbild in unermüdlicher Hingabe an seinen Beruf, Verstand mit Tatkraft, Fleiß mit ritterlicher Gesinnung verband.

Wohl selten ist einem kommandierenden General das Glück geworden, sein heimatliches Armeekorps elf Jahre zu befehligen! Aber auch selten ist es einem andern gelungen, das ihm unterstellte Korps so markant aus einem Guß zu formen und ihm den eigensten Stempel aufzuprägen!

Loë begann sein Werk mit der Erziehung des Offizierkorps.

Grund- und Eckstein der militärischen Arbeit war ihm die vornehme Gesinnung. Vornehm denkend und handelnd ging er allen voran.

So konnte er, als er 1895 das Korps abgab, an seinen alten Mitarbeiter und Freund Planitz zum Abschluß seiner Tätigkeit wohl schreiben: „Ich übergebe das Armeekorps in guter Verfassung. Es ist nicht allein die Ausbildung der Truppen, die die Probe überall bestehen werden, es ist vor allem der vornehme Sinn im Offizierkorps, vom Höchsten bis zum Jüngsten, den ich stets zu pflegen bemüht gewesen bin. Ich nehme mit der Hoffnung Abschied vom Korps, daß mein Nachfolger darin dieselbe Bahn einschlagen wird. Denn seit Jahrhunderten ist das Ehrgefühl die Triebfeder und die Grundlage der Leistungsfähigkeit des preußischen Offizierkorps. Wer dieses Klavier nicht zu spielen versteht, der soll die Finger davon lassen."

Die Erziehung seiner Offiziere war ihm nicht Verstandes-, sondern Herzenssache, die Beurteilung ihrer Fähigkeiten ein Gegenstand sorgfältiger Überlegung. Bei Beförderungen und Neubesetzungen unterstützte er das Militärkabinett, soweit dies auf dienstlichem Wege möglich war.

„Die Zeit der Abfassung der Qualifikationsberichte war ihm heilig, durch nichts ließ er sich darin stören," sagt sein ehemaliger Generalstabsoffizier, General der Kavallerie von Hausmann. „Fähigen Offizieren half er nach Kräften vorwärts, während er unerbittlich war, sobald er nach reiffster Überlegung die Ansicht gewonnen hatte, daß ein Offizier seine Stelle nicht ausfüllte oder für die nächstfolgende nicht geeignet war. In diesem Fall vermied er es aber, daß der Offizier durch die notwendige Konsequenz seiner Verabschiedung überrascht wurde, indem er die von ihm im Qualifikationsbericht ausgesprochene Ansicht dem Betreffenden frühzeitig mitteilen ließ."

„Der letzte Akt unsers militärischen Lebens — das gezwungene Ausscheiden aus dem Dienst," schrieb Loë einst, „ist eine schwere Charakterprobe, die ein großer Teil nicht besteht. Wir bilden uns ja alle ein, daß wir unersetzlich und zu etwas Besonderem berufen sind.

Mich interessiert nicht die Person, sondern das ideale Ziel.

Aber unverbesserlich bin ich in dem Bestreben, bei unsern braven Offizieren, denen dieser schwere Moment im Hinblick auf das Wohl der Armee nicht erspart werden kann, die Bitterkeit nach Kräften zu mildern. Mir scheint dies nicht bloß eine Pflicht der Kameradschaft, sondern auch der Klugheit zu sein. Denn in unserer aufgeregten, destruktiven Zeit ist es nicht gleichgültig, die Zahl der Unzufriedenen möglicherweise durch eine Klasse zu vermehren, deren Stimmung recht beachtenswert ist."

Der Erfolg war, daß im VIII. Armeekorps neben dem Bewußtsein, unter einer strengen, aber gerechten und wohlwollenden Beurteilung zu

stehen, eine allgemeine Dienstfreude und jenes gegenseitige Vertrauen, auch zwischen Offizieren und Mannschaften, herrschte, das im Kriege seine glänzenden Früchte trägt.

Wie einst sein Onkel Schreckenstein die Unterstützung eines Offiziers ablehnte, die nicht auf Würdigkeit des Betreffenden beruhte, sondern durch Einflüsse „anormaler Art" herbeigeführt werden sollte, so sprach auch Loë, als einem Offizier, krankheitshalber, durch hohe Protektion ein bevorzugter Posten verschafft werden sollte, seine Ansicht dahin aus: „Das Militärkabinett ist berufen, die Würdigkeit und Bedürftigkeit derjenigen Offiziere zu prüfen, welche durch Krankheit gezwungen sind, sich zu ihrer Diensterhaltung um Schonungsstellen zu bewerben. Diejenigen, die vermögenslos sind und bis dahin tadelfrei gedient haben, verdienen den Vorzug. Das sind in der Armee altbekannte und gültige Grundsätze. Nach ihnen hat auch ein General zu entscheiden, der in einflußreicher Dienststellung ist. Tut er das nicht, so begeht er einen Akt der Begünstigung, der völlig ausreicht, seine bis dahin intakte militärische Vergangenheit zu brandmarken. Und dieser Gefahr möchte ich mich doch am Ende meiner Laufbahn nicht aussetzen.

Für finanzielle Opfer bleibe ich mir allein verantwortlich. Wenn es sich aber um die Geltendmachung meines militärischen Einflusses handelt, dann halte ich unerschütterlich den oben präzisierten Standpunkt fest."

Solche Erziehung, solches Beispiel wirkte von der Spitze des Korps durch das Offizierkorps hinunter auf die Behandlung der Mannschaften.

In jedem Mann wollte der kommandierende General das Ehrgefühl geweckt, die Selbständigkeit entwickelt sehen. Mißhandlungen an Untergebenen, besonders wenn sie aus Roheit begangen wurden, bestrafte er rücksichtslos. Andererseits verlangte er absolute Disziplin und unbedingten Gehorsam — die Bedingungen der glücklichsten Erfolge, wie General von Schreckenstein zu betonen pflegte.

Nicht von allen ward der General verstanden. Fernerstehende glaubten in ihm einen Hofmann zu erkennen. Er war es, aber im vornehmsten Sinne des Wortes. Er war es schon im äußern Auftreten. Er war es, wie er auch zum Diplomaten wurde, wenn es galt, verschlungene Fäden zu entwirren.

Eine Entscheidung nach persönlichen Motiven zu treffen, war ihm wesensfremd. Er fragte nicht: kann mir etwas Unangenehmes passieren?

Mit seiner Person trat er, wie für seine Handlungen, so für den Untergebenen ein. Und diesen Mut verlangte er auch von anderen.

Neidlos erkannte er fremdes Verdienst an. Jeden ließ er seine Meinung, die Gründe für sein Verhalten aussprechen, bevor er die eigene Ansicht, Lob oder Tadel, äußerte. Und wenn er, langsam jedes Wort abwägend und betonend, seine Manöverkritiken abhielt, dann drängte sich alles um den „Kommandierenden". Denn, mochten auch diese Kritiken, besonders bei zunehmendem Alter, oft lang erscheinen, durch ihre Sachkenntnis und Gründlichkeit wurden sie in der Armee zu einer Berühmtheit und — langweilig waren sie nicht.

Nie sprach er verletzend.

Frischen Wagemut wollte er wecken und die Liebe zum Beruf. Und verlangte er volles Einsetzen der Person in jeder Lage, so hütete er zugleich eines jeden Selbständigkeit in dem ihm angewiesenen Wirkungskreis.

In Ehrensachen war Loë ein unbedingter Vertreter jenes altpreußischen Ehrenstandpunktes, dessen Grundpfeiler — Ritterlichkeit der Gesinnung und unbeirrte Selbständigkeit der Entschließung — ihren lapidaren Ausdruck in der Allerhöchsten Kabinettsorder vom 2. Mai 1874 erhalten hatten. An der „Verordnung über die Ehrengerichte für Offiziere" vom selben Tage war er Mitarbeiter gewesen.

Durch sein eigenes Verhalten in der Salamanca-Affäre zeigte er, daß er „einen Flecken auf seiner Ehre nicht mit einem nassen Handtuch abzuwischen" gesonnen war, daß er auch als kommandierender General den Degen zu führen wußte.

„Stets bestrebt," schrieb er damals an den Major von Deines, „fremdes Recht zu achten und jede berechtigte Empfindung zu schonen, bin ich noch nie in der Lage gewesen, eins meiner Worte nachträglich desavouieren oder bedauern zu müssen, gedenke auch für die Zukunft diese Gewohnheit beizubehalten. Also, mein Freund, auch diesmal wie immer: Karten auf den Tisch — et nunquam retrorsum!"

Nie ist an Allerhöchster Stelle gegen die von ihm stets selbst bearbeiteten Gutachten in Ehrensachen entschieden worden.

„Das Vertrauen zu Ihnen wurzelt viel zu tief in der Armee," schrieb ihm einst ein alter Offizier, „um auch nur den leisesten Zweifel daran aufkommen zu lassen, daß eine Angelegenheit, welchen Charakters sie immer sei, bei Ihnen nicht in den besten und sichersten Händen ruhe und auf korrekte und ritterliche Art zum Austrag gelange."

Und die Worte eines seiner früheren Untergebenen: „Ich liebte ihn wie einen Vater!" waren vielen aus dem Herzen gesprochen.

Die speziell militärische Ausbildung im Armeekorps begann ebenfalls bei den Offizieren. Sie sollten Überlegung, Schnelligkeit und

Sicherheit des Handelns verbinden. Im Manöver legte Loë daher besonderes Gewicht auf Abfassung schriftlicher Befehle aus dem Sattel; auf dem Exerzierplatz verlangte er, vom Zugführer aufwärts, Verständnis für den Geist des Reglements.

Für die Kavallerie standen die Worte seines Erlasses im Vordergrund: „Wenn Kühnheit und Entschlossenheit, Geschicklichkeit im Durchreiten jedweden Geländes, Unermüdlichkeit und Widerstandskraft im Sattel heute wie vordem die Eigenschaften einer siegesbewußten Reiterei sind, so verdoppeln dieselben sich in den Truppen, wenn die Offiziere voranleuchten.“ Waffenübungen, Jagdreiten, Übungs- und Distanzritte wurden eifrig gepflegt.

Im Vorwärtsreiten blieb Loë auch als kommandierender General der alte. Bei einer Besichtigung der Königshusaren auf der Wahner Heide 1885 galoppierte er rücksichtslos über eine Stelle, vor deren Karnickellöchern er gewarnt war, und schoß eine Lerche, „trotzdem,“ wie er nachher launig an seinen Freund Albedyll schrieb, „ich bereits im Juli die Anwesenheit der Kaninchen während der Exerzierzeit durch Korpsbefehl verboten hatte. Das Pferd hat sich mit mir gewälzt, so daß das alte Gerippe etwas zusammengeknackst wurde. Ich konnte allerdings wieder aufsitzen und die Besichtigung zu Ende führen, mußte aber nachher zwei Tage aussetzen, um dann die 7. Dragoner bei Kreuznach zu sehen.“

Auf die gute Ausbildung, auf die Qualität der Truppe kam es Loë an. Dazu gebrauchte er tüchtige Lehrmeister, keine „Jongleure der Karriere“, sondern „Könner“ und zugleich Charaktere.

„Mit der guten Bewaffnung ist die Sache nicht getan, wir müssen „qualitativ“ Führer und Truppen haben! Die Nation muß Vertrauen zu der Armee, die Armee Vertrauen zu den Führern haben, wie es 1866 und 1870 in so hohem Maße der Fall war.

Um den unbedingt notwendigen militärischen Erfolg einigermaßen sicher zu stellen, dazu reichen die besten Feldzugspläne und strategischen Kombinationen nicht aus. Der entscheidende Faktor des Sieges ist die Heeresorganisation und die Truppenqualität.

Das ist kein Werk, welches von heute auf morgen vollendet werden kann.“

Die unbedingte Voraussetzung für eine kriegsgemäße Ausbildung sah er ferner in der Beschaffung großer Übungsplätze, und er war einer der ersten, die auf ihre Wichtigkeit, besonders für die Gefechtsausbildung der Infanterie und für das Gefechtsschießen, immer wieder

hinwiesen. Seiner Anregung ist der Kauf des 1890 von ihm rekognoszierten und ausgewählten Geländes bei Elsenborn für einen Truppenübungsplatz zu verdanken.

Lag doch gerade ihm, dem Kavalleristen, vor allem die Entwicklung der Hauptwaffe, der

Infanterie,

am Herzen. „An den Abenden, wo er die ihm Näherstehenden in den herrlichen alten Räumen des Koblenzer Generalkommandos um sich versammelte, unterhielt er sich auf die Dauer am liebsten über die beste Form des Infanterieangriffs." [1])

Als 1888 das neue Exerzierreglement für die Infanterie eingeführt wurde, regten sich große Bedenken in der Armee. Die „Normaltaktiker" verlangten unabänderliche Gefechtsgrundsätze und Gefechtsbilder, die allein eine Bürgschaft für die straffe Leitung und Durchführung des Gefechts zu geben schienen. Das neue Reglement dagegen, den Geist über die Form stellend, griff auf den Gedanken von 1812 zurück: derjenige ist der beste Infanterist, der am wenigsten Maschine ist! Es verlangte die Erziehung zur Selbsttätigkeit nicht nur bei den Führern aller Grade, sondern bei den Schützen selbst.

General von Loë stellte sich mit vollster Überzeugung auf den Boden des Reglements. „Für den Normalangriff und das Feuer in der Bewegung bin ich nicht zu haben!" sagte er. Doch verkannte er die Schwierigkeiten der Durchführung des neuen Reglements nicht. Eine gewisse Mißerziehung in der Truppenführung der Infanterie schien ihm Platz gegriffen zu haben. „Diejenigen höheren Offiziere, welche sich vom Unfug der Verdummungsplätze, d. h. der Exerzierplätze, in ihrer Führung losmachen können, sind wie die weißen Raben."

In seinem bewährten Chef des Stabes, Oberst von der Planitz, glaubte er eine Persönlichkeit zu erkennen, die für die Erziehung der wichtigsten Waffe, der Infanterie, in Zukunft maßgebend werden würde. Als Planitz 1888 zum Brigadekommandeur in Darmstadt ernannt war, schrieb er ihm: „Die hiesigen Manöver nähern sich ihrem Ende. Wenn ich auch über den Schmerz nicht hinwegkommen kann, sie ohne Ihre Gegenwart verlaufen zu sehen, so freue ich mich wenigstens, Ihre helfende Hand auch nachträglich überall zu erkennen. — Sie werden auch in Ihrer neuen Stellung durch Ihre Klarheit, Willens- und Arbeitskraft viel nützen können. Ich sehe immer mehr, daß es eine Hauptaufgabe der Heeresleitung sein muß, für die Ausbildung der Infanterie eine

[1]) v. Loos, Militär-Wochenblatt. 16. Juli 1908.

neue Schule zu gründen. Mit dem neuen Reglement allein ist es nicht abgemacht. Es müssen die Pioniere des Neubaus gefunden werden — und zu diesen Pionieren müssen Sie zählen!"

Und 1889 schrieb er abermals: „Der Fortschritt der Infanterie, welcher durch das neue Reglement erzielt ist, fängt an, Terrain zu gewinnen, obgleich selbst in der höchsten Region noch viele Stimmen dagegen sind. Aber die Einsicht, daß ohne Überweisung geeigneter Ausbildungslokalitäten der Fortschritt ein illusorischer bleiben wird, ist noch wenig verbreitet. Die Frage gipfelt in der Gewährung der Mittel. General Blume[1]) sagte mir, es seien Mittel dafür ausgeworfen worden, aber die Mehrforderung für die Artillerie mache die Erhöhung für dies Jahr unmöglich. Dasselbe wurde mir durch den Kriegsminister bestätigt. Dagegen ist die Gewehrfrage im Fortschritt. Die Erkenntnis des Ernstes unserer Lage gegenüber den Fortschritten unserer Gegner fängt ja an zu dämmern.

Eine zweite Frage ist, ob es gelingen wird, daß die praktische Ausbildung der Führer und Truppen gleichen Schritt mit den Fortschritten der Technik hält. Wie weit wir hierin zurück sind, dafür ist auch an maßgebender Stelle noch nicht das volle Verständnis vorhanden. Meine Beobachtungen bei den bisherigen Manövern laufen darauf hinaus, daß bei der Infanterie bis inklusive der Kompagnien, vielleicht der Bataillone, Fortschritte gemacht sind, daß die Führung der großen Verbände aber noch viel zu wünschen übrig läßt. Es fehlen eben die Lehrmeister!

Sorgen wir dafür, daß unsere Truppen kriegsbereit sind, dulden wir keinen Führer, der Unsinn befiehlt, was sich an den Truppen rächt. Das übrige wird sich finden!"

Loë wollte in seinem Korps nur das geübt sehen, was der Krieg verlangt. Und hier ließen ihn sein klarer, praktischer Verstand und die reichen Erfahrungen, die er auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen gesammelt hatte, den damals herrschenden Anschauungen in mancher Beziehung voran eilen.

„Hinsichtlich der Hauptwaffe," sagt ein ehemaliger Generalstabsoffizier des VIII. Korps,[2]) „ging vor allem sein Bestreben dahin, die Haupterfordernisse jeder Taktik, Ausnutzung der Waffen und Deckung gegen feindliches Feuer, in möglichst durchdachter Weise in Einklang zu bringen. In letzterer Beziehung stellte er hohe Ansprüche an die Benutzung des Geländes und an die Wahl der jedesmal — auch vor

[1]) Gen. der Inf. von Blume war 1888 Direktor des allgem. Kriegs-Departs.
[2]) v. Loos a. a. O.

Eintritt der Truppe in die Gefechtsentwicklung — zweckmäßigsten Formen; in ersterer war sein Bestreben, daß die Verluste dauernd von hinten ergänzt wurden, und daß bis zum Einbruch in die feindliche Stellung der letzte Mann in der Feuerlinie war. Aber um daran zu erinnern, daß auch die besten Taktiker vor 15 bis 20 Jahren in einigen Punkten anderer Ansicht waren, als sie auf Grund neuerer Erfahrungen heute mehrfach vertreten wird, sei daran erinnert, daß der kommandierende General mit besonderer Strenge auf große Tiefengliederung und daher auf verhältnismäßig schmale Fronten hielt, daß er Umgehungen und Umfassungen — wenigstens in kleineren Verhältnissen — nicht sehr liebte und dementsprechend eine gewisse Vorliebe für Übungen hatte, in denen die übenden Truppen auf beiden Seiten durch Flaggenmarkierungen angelehnt waren."

Wie weit der General in kriegsmäßiger Ausbildung und Verwendung der Infanterie seiner Zeit vorausging, werden ältere Soldaten aus einem Erlaß vom 21. November 1887 erkennen.

Der Erlaß weist zunächst auf das Mißverhältnis hin, bei Regiments- und Brigadeübungen im Gelände zwei Drittel der Zeit für Paradeaufstellung, Parademarsch und die sogenannten Rendezvousbewegungen und nur einen kleinen Rest für die Gefechtsausbildung zu verwenden.

Dann heißt es weiter:

„Es liegt mir selbstverständlich fern, den Herren Brigade- und Divisionskommandeuren, welche die Regimenter und Brigaden besichtigen, den Gang ihrer Besichtigung vorschreiben zu wollen, aber ich behalte mir für meine persönlichen Inspizierungen vor, die erste Aufstellung des Regiments, der Brigade, in einer Formation anzuordnen, welche im Ernstfall gewöhnlich der Entwicklung zum Gefecht vorausgeht, und aus dieser Formation sofort das Gefecht beginnen zu lassen. — Ob die Bataillone die unentbehrlichen Eigenschaften, welche der Zweck des Parade- und Schulexerzierens sind, für die Übungen in größeren Verbänden beibehalten haben, davon werde ich mich durch besonders angeordnete Proben (Parademarsch nach dem Exerzieren) zu überzeugen suchen."

Die Befehlshaber sollten den Vorteil freierer Bewegung für die gefechtsmäßige Ausbildung der Truppen ununterbrochen benutzen. „Auf diesen Plätzen und in ihrer Nachbarschaft darf es keinen Hohlweg, keine Erhebung, kein Stück Wald, kein Dorf geben, welches nicht ein Mal für die Darstellung eines bestimmten Gefechtsmoments benutzt worden wäre."

Auf die Bewegungen in entwickelter Front ohne Kommando, mittelst Angabe von Richtungspunkten, wurde besonders hingewiesen. „Ich verkenne nicht, daß entwickelte Infanterie schwer lenkbar ist, daß sie in schwierigem Gelände fortwährend ihre Formen verändern muß, daß sie das Zurückbleiben an einer Stelle durch eine schnellere Gangart nicht ausgleichen, und daß sie in der Zone des wirksamen Feuers nicht mehr evolutionieren kann. Die Geschichte der letzten Kriege zeigt aber an verschiedenen Beispielen, daß auch zum Gefecht entwickelte Infanterie in die Lage kommen kann, eine veränderte Richtung einschlagen zu müssen, und daß sie für diese Fälle eine erhöhte Manövrierfähigkeit besitzen muß, um einesteils schwere Verluste — namentlich durch das Artilleriefeuer — zu vermeiden, anderenteils einen seitwärts liegenden Abschnitt mit derselben oder in veränderter Front in gefechtsmäßiger Ordnung erreichen zu können. Die gefechtsmäßige Ordnung bedingt nur, auch im schwierigen Gelände, in einer gewissen ungefähren Front und Gliederung (z. B. flankierend und echeloniert) an bestimmten Stellen anzulangen, nicht aber irgendeine mathematische Figur durch das Gelände hindurch von a nach b zu tragen. Die Kavallerie hat es in diesen Bewegungen bereits zu hoher Vollkommenheit gebracht. Wenn auch die Ausführungsbedingungen für die Infanterie viel schwieriger sind, so steht nichtsdestoweniger ein dem Charakter der Waffe entsprechender Erfolg außer Frage, wenn bei den Übungen nach denselben Grundsätzen verfahren, resp. dieselben Hilfen angewandt werden, wie bei der Kavallerie. Vorausreitende Führer, Bataillonskommandeure und Kompagniechefs vor der Front ihrer Abteilungen, aufmerksame Teten und lautlos in jeder eingeschlagenen Direktion folgende Kolonnen mögen künftig auch bei der Infanterie die charakteristischen Merkmale dieser Übung sein."

Das Exerzieren in den größeren Verbänden lehnte sich für Loë noch zu sehr „an die heute wertlosen alten Treffenschemata an. Der Kampf der Infanterie — der ausschlaggebende unter den Waffen — war noch immer uniform schablonenhaft". Loë verlangte, daß der Bataillonskommandeur nach Punkten im Gelände oder am Feind disponierte und den Kompagnien die Form überließ, in welcher sie den Raum bis dahin überschreiten und ihre Feuertätigkeit gestalten. Er vermißte die Selbständigkeit der Unterführer, er verlangte weniger detaillierte Befehle und mehr praktische, selbständige Anordnungen. „Gruppenführer, Zugführer und vielfach auch die Kompagniechefs harren im Gefecht auf weitere Befehle. Und was so das ganze Jahr exerziert wird, läßt sich im Gelände — im Manöver wie im Kriege — nicht mit einem Male abstreifen.

Die taktische Gesundheit muß schon auf dem Exerzierplatz herrschen. Keine Uniformität der rasselnden Tamboure, welche ich überhaupt mehr als bisher vom Gewehrgeknatter übertönt sehen möchte."

Den Infanterieangriff, die Krone der ganzen taktischen Ausbildung, verlangte er im Feuer zielbewußter, in der Bewegung kraftvoller.

„Ist eine feindliche Stellung erkannt und der Entschluß gefaßt, sie anzugreifen, so muß dies mit möglichst starken Kräften geschehen. Je gleichzeitiger diese Kräfte, je überraschender sie — nach einer durch das Gelände dem Fernfeuer möglichst entzogenen Entwicklung — auftreten und feuern, desto wirkungsvoller wird ihr Einsatz von vornherein sein."

Das „hochgestellte Ziel, aus jedem Infanteristen einen vollkommenen Schützen, d. h. einen Soldaten zu machen, dessen selbständige Willenskraft, körperliche Gewandtheit, Kühnheit und Selbstvertrauen, Geschicklichkeit im Gebrauch der Schußwaffe und in der Ausnützung des Geländes, sowie Aufmerksamkeit auf seine Führer in den schwierigsten Lagen ausreicht", bezeichnet ein Erlaß als nur erreichbar, „wenn mit dem früheren Massendrill völlig aufgeräumt, wenn jeder Mann, beanlagt oder nicht, der vollkommenen Ausbildung in allen Dienstzweigen wert gehalten und nach seiner Eigenart unterrichtet wird."

Dieser Grundsatz betraf auch die

Kavallerie.

Nur daß hier das gut gerittene, gehorsame Pferd als zweites Ziel hinzu kam, „allein erreichbar durch wohl überlegte Verbindung der Bahndressur mit dem Reiten im Freien und auf langen Linien".

Innerhalb des „durch längere Friedenszeit leicht erzeugten beschränkten Gesichtskreises schematischer Routine, findet die kriegsmäßige Ausbildung keinen Platz mehr, der Felddienst wird als eine Störung und die korrekte Ausführung der Bahnlektionen am Schluß des Winterhalbjahres als ausschließliches Beschäftigungsziel angesehen.

Gott bewahre uns davor, in dieses Extrem pedantischer Ausschließlichkeit zu verfallen, welches jeden Reitergeist ertöten würde! Aber fast noch verhängnisvoller würde das entgegengesetzte Extrem sein, den unersetzlichen Wert stets wiederholter systematischer Bahndressur gering zu erachten und von der altbewährten Praxis der Winterbenutzung für die Auffrischung der Dressur abzugehen."

Und der kommandierende General scheute sich nicht, die Besichtigung der Kavallerie seines Korps durch General von Rosenberg zu erbitten, um das Urteil dieses genialen Spezialisten der Reiterwaffe zu hören.

In der Aufklärung und Sicherung stellte er die höchsten Anforderungen an Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften. „Das Ziel wird

nur erreicht unter der Vorbedingung zweckmäßiger Aufgabenstellung und Leitung der Felddienstübungen. Wenn namentlich die Offiziere nicht mit dem Bewußtsein nach Hause reiten, einer interessanten Übung beigewohnt zu haben, dann ist der Zweck der Übung verloren."

Jedem, der ein Manöver im VIII. Armeekorps mitgemacht hat, wird erinnerlich sein, mit welcher Genauigkeit der kommandierende General den Patrouillen- und Vorpostendienst kontrollierte und besprach.

Ebenso eingehend besichtigte er alljährlich auf den Exerzierplätzen die Evolutionsfähigkeit der Züge — „die unentbehrliche Grundlage der Sicherheit für die Bewegungen der Eskadron wie für die geschlossene Attacke."

Beim Exerzieren wurde besonderer Wert auf das Einschwenken zur Linie und den schnellen, geordneten Aufmarsch gelegt, ferner auf lautloses Direktionsreiten in jeder Formation und Gangart, namentlich in Linie im Galopp. „Eine Eskadron, welche dem Führer ohne Kommando geordnet zu folgen geübt ist, befähigt denselben, die Augen nach vorn zu haben und im richtigen Moment die Attacke anzusetzen. Nur solche Regimenter, welche diesen Grad von Evolutionsfähigkeit besitzen, sind imstande, ihren Platz in größeren Truppenverbänden in wechselndem Gelände auszufüllen. Dagegen ist es nutzlos und überflüssig, Formationsveränderungen nach Zeichen vorzunehmen. Ein solches Verfahren kann leicht zu gefährlichen Mißverständnissen führen. — Aber rasche Entwicklung des Regiments nach allen Seiten, aus allen Formationen und in schwierigem Gelände."

Es sind dieselben einfachen Grundsätze, die General von Schmidt empfahl, auf die General von Schreckenstein hinwies: die Hauptkunst angesichts des Feindes beschränkt sich „auf schnelles Deployieren, Frontmachen, Einschwenken und Aufmarschieren".

Wie Divisionskavallerie im Kriege zu führen sei, das hatte Loë 1870/71 selbst gezeigt. Auch auf ihn paßten damals, im kleineren Rahmen, die Worte des kommandierenden Generals des X. Korps von Voigt-Rhetz: „Wenn man so glücklich ist, den General von Schmidt vor der Front zu haben, so übersieht man die Lage beim Feinde stets wie photographiert."

Bezüglich der Organisation und Verwendung der Kavalleriedivision — „Heereskavallerie" — stimmte der Schüler Schreckensteins mit General von Schmidt überein; hatte er doch mit ihm zusammen die Bestimmungen ausgearbeitet, die allmählich wieder Fundamentalgrundsätze wurden.

Was die

Artillerie

betrifft, so war nach 1870 die Ansicht vorherrschend, daß die Hauptrolle in der Schlacht dieser stark vermehrten Waffe zufalle, die mit

dem verbesserten Schrapnellschuß glänzende Schießplatzergebnisse aufwies. 1870 hatten die Truppen die Wirkung der den Franzosen überlegenen Artillerie nicht abgewartet; jetzt sollte das Artillerieduell — die Niederkämpfung der feindlichen Batterien — dem zweiten Akt, dem Infanterieangriff, vorangehen.

Dagegen sagt das heutige Reglement (1906 Z. 374): „Wenn die vorgängige artilleristische Feuerüberlegenheit auch anzustreben ist, so darf die Durchführung des Infanterieangriffs doch nicht lediglich hiervon abhängig gemacht werden. Ausschlaggebend bleibt die Gesamtlage. Das Vorgehen der Infanterie, noch während des beiderseitigen Geschützkampfes, zwingt den Feind, seine Truppen zu zeigen und der Wirkung des Artilleriefeuers auszusetzen."

Wenn Loë auch zu der Ansicht neigte, daß im allgemeinen der entscheidende Infanterieangriff erst nach Niederkämpfung der feindlichen Artillerie anzusetzen sei, so hielt er hieran doch nicht wie an einem Schiboleth fest. Wie er sich denn in die Gefechtsaufgaben der damals erst in die heutige enge organisatorische Verbindung mit Division und Korps eintretenden Artillerie schnell eingelebt hatte.

*

Neben der Leistungsfähigkeit und Ausbildung der Truppen legte der kommandierende General besonderes Gewicht auf das einheitliche, festgefügte Zusammenwirken in größeren Truppenverbänden zu einem bestimmten Gefechtszweck — die Folge und Frucht langjähriger Beobachtung und Erfahrung. Er erließ hierüber, im Anschluß an stattgehabte Felddienstübungen mit gemischten Waffen und eingestellten Rekruten, eine Order vom 9. April 1891.

Eingehend erörtert er die Anordnung für den Anmarsch, die Aufklärung, den Befehl zur Entfaltung — sobald die Vorhut Fühlung mit dem Feinde gewonnen und die Aufklärung Anhaltspunkte für die Entschlüsse des Führers (Angriffs- oder Verteidigungsgefecht) ergeben hat — den Befehl für das Gefecht selbst, die Erkundung und Beobachtung des Gegners während der Gefechtshandlung.

„Zu den wichtigsten Aufgaben der Kavalleriepatrouillen im Aufklärungsdienst gehört es, wenn der Feind in Stellung gegangen ist, die Ausdehnung der feindlichen Flügel festzustellen. Ohne Kenntnis derselben ist dem Führer ein Erfolg versprechender Befehl für die Entwicklung zum Gefecht kaum möglich."

Der Befehl für die Entwicklung zum Gefecht wird besprochen, besonders unter Zugrundelegung des Angriffs. Nach der Orientierung über den Feind, nach dem eigenen Entschluß wird die Bestimmung

über die Artillerie besonders eingehend behandelt, „weil die Artillerie das Skelett der Gesamtentwicklung bildet, weil ihre erste Stellung die Gesamtangriffsfront bezeichnet, und weil ihr im ersten Kampfakt die Hauptrolle zufällt. Es werden daher für die Wahl ihrer Feuerstellung nicht allein artilleristische, sondern auch allgemein taktische Gesichtspunkte maßgebend sein, welche der Detachementsführer dem Artilleriekommandeur mitzuteilen hat.

Eine ungünstige und vorzeitige erste Aufstellung der Batterien läßt sich schwer rückgängig machen. Sie hat, wie die Kriegsgeschichte beweist, jedesmal einen verhängnisvollen Einfluß auf den Verlauf des Kampfes ausgeübt.

Im nächsten Feldzuge wird die gesteigerte Waffenwirkung der Infanterie in diesem Punkte noch viel höhere Anforderungen an die Voraussicht und das taktische Urteil der Führer stellen. Bei den Friedensübungen kann die Leitung daher nicht aufmerksam genug die richtige Verwendung der Artillerie in allen Stadien des Gefechts verfolgen."

Es folgt der Befehl an die Vorhut und die Bestimmung über die gewöhnlich vor der Vorhut befindliche Kavallerie, deren Rolle während des Artillerie- und Infanteriekampfes meist eine abwartende sein wird, mit ununterbrochener Gefechtsaufklärung und stets bereit, günstige Gefechtsmomente zu benutzen, eine ungesicherte Batterie, unvorsichtig vorgehende Infanterieteile anzugreifen, jedoch stets in Verbindung mit den übrigen Truppen und in jedem Moment zur Verfügung des Führers.

Der wichtigste Moment in der Tätigkeit des Führers ist die Entfaltung und die Einleitung des Gefechts. Der Befehl hierzu, der den bis dahin in der Marschkolonne befindlichen Truppen ihre Plätze in der Gefechtslinie und die Wege dahin anweist — das Produkt der Wahrnehmungen und der Erwägungen des Führers — „ist eine hervorragende Leistung des Geistes. Wem diese Aufgabe zufällt, der muß die Fähigkeit besitzen, in vollem Bewußtsein seiner Verantwortung, in richtiger Erkenntnis der Lage, schnell zu urteilen, alles zu überlegen, nichts zu vergessen, und als Ausdruck seines klaren Entschlusses einen kurzen präzisen Befehl zu geben, welcher jedem Unterführer mit wenigen Worten seine Rolle zuweist und, ohne Eingriff in ihren selbständigen Wirkungskreis, dem obersten Führer die oberste Leitung wahrt. Die Sicherheit des Führers gibt den Truppen die Zuversicht des Erfolges. Zur Lösung solcher Aufgaben gehört Wissen und Können. Das Wissen gibt das Studium, das Können die Übung."

Für die Durchführung des Gefechts werden, ohne Zugrundelegung eines Schemas, verschiedene Möglichkeiten besprochen.

„Bedingungen des Erfolges sind, daß die Artillerie nach erkämpfter Überlegenheit mit ihren verfügbaren Batterien nunmehr die feindliche Infanterie unter Feuer nimmt und der eigenen Infanterie den Weg bahnt, daß die Angriffstruppen einheitlich auf die Angriffsziele angesetzt und tief genug gegliedert sind, um, trotz der Verluste in der vorderen Linie, den Angriff vorwärts zu tragen und die Feuerüberlegenheit zu erringen, daß die Eröffnung des Gewehrfeuers erst auf wirksamer Gewehrschußweite stattfindet, daß alle Stützpunkte im Gelände — namentlich die den Gegner flankierenden — geschickt benützt werden und endlich, daß der unaufhaltsame Drang nach vorwärts die ganze Truppe vom obersten Führer bis zum letzten Tambour beseelt. Vorbedingung ist ferner, daß der Führer der Angriffsinfanterie sein Gefechtsfeld, die Angriffsziele und Marschrichtungspunkte für seine Truppen rechtzeitig erkennt und schnell erfaßt, daß er es versteht, dieselben richtig zum Angriff zu entwickeln und zu dirigieren. Der Ansatz der Truppen ist der wichtigste Akt seiner Führertätigkeit. Die Vorschriften des Reglements bezüglich dieses Aktes sind völlig klar, aber es wird bei den Übungen noch oft gegen dieselben gefehlt."

Nach Loës Ansicht reichte das Reglement völlig aus, um den Führern aller Grade in jeder Gefechtslage sichere Handhaben für ihre Befehlserteilung zu geben. „Wenn diese Vorschriften, wie es häufig geschieht, nicht befolgt werden, so liegt die Schuld nicht am Reglement, sondern am mangelnden Verständnis und an der fehlenden Übung." Letztere Mängel sollten durch Übungsritte ergänzt werden. „Es fehlt noch viel, bis die Ziele des neuen Reglements erreicht sind. Das ist aber nicht die Schuld der Reglements, sondern der Lehrmeister. Wo die Lehrmeister, d. h. die Regimentskommandeure, gut sind, da geht die Sache vorwärts."

„Das Bewußtsein, im Detail gründlich ausgebildete Truppen, in der Kenntnis und der Anwendung der Reglements erfahrene Führer zu besitzen, wird uns mit dem Bewußtsein des Gelingens erfüllen.

Wir werden, wie einst, den Sieg an unsere Fahnen fesseln, wenn wir die Quantität unserer Feinde durch die Qualität unserer Truppen und die Überlegenheit unserer Führung aufzuwiegen imstande sind. Die Überlegenheit der Qualität wird auch gewiß durch den altpreußischen Geist der Armee getragen, welche — einmütig in der Anhänglichkeit an den Kriegsherrn und im Bewußtsein, die Existenz des neu erstandenen Deutschen Reiches zu verteidigen — mit vollem Vertrauen ihren Führern folgt. Es ist die ernste und erste Pflicht der Befehlshaber, diesen Geist des Vertrauens schon im Frieden zu entwickeln, indem sie den Mann-

schaften das Bewußtsein wohlwollender und gerechter Behandlung seitens ihrer Vorgesetzten, sachgemäßer, zielbewußter Beschäftigung, vernünftiger Abwechslung zwischen Arbeit und Ruhe und selbstbewußten Fortschreitens im Soldatenberufe erhalten. Dazu dient vor allem ein vernünftiges System der Ausbildung, wie solches die Einleitung zur Felddienstordnung empfiehlt, ein System, welches für die Beseitigung der Mißhandlungen, des Mißmuts und der Desertionen sehr viel wirksamer sein wird, als die allerdings auch unentbehrliche Anwendung der Kriegsgesetze. Wir wollen an ihrer strengen Handhabung, wo es not tut, wahrhaftig nichts nachlassen. Aber wir alle, in deren Hand Seine Majestät der König neben der Aufrechterhaltung der Disziplin die Fürsorge für seine Soldaten gelegt hat — wir wollen vom General bis zum jüngsten Kompagniechef danach streben, die Fälle zu mindern, in denen die Anwendung der Kriegsgesetze notwendig wird.

Die zweite Bedingung überlegener Qualität ist die kriegsgemäße Ausbildung der Führer, namentlich der Unterführer und der Truppen. Sehen wir auf alle Schlachten, die wir erlebt haben, zurück: überall erkennen wir, daß der geniale, strategische Gedanke, der unsere Heerführung beseelte, ohne die tatkräftige, kriegserfahrene, opferbereite Ausführung der Kompagniechefs und ihrer tapferen Leute resultatlos geblieben wäre. Arbeiten wir also rastlos, damit auch in dem bevorstehenden Feldzug die Überlegenheit der Infanterie im Marschieren, im Manövrieren, in der Benutzung des Terrains, im Schießen, in der Allgewalt des altpreußischen Hurra! auf unserer Seite sei. Zum Erfolg solch rastloser Arbeit gehört aber eine weise Verteilung von Zeit und Kräften, welche nur durch die überlegte, zielbewußte Einwirkung der Befehlshaber, namentlich der Regimentskommandeure, erreicht werden kann."

*

In Loës praktischer Natur lag es, daß, mehr als große Operationspläne, organisatorische Fragen ihn beschäftigten.

Die gründliche *Heeresreform* erschien ihm eine Notwendigkeit.

Hierbei teilte er die Bedenken derer nicht, die sich angesichts etwaiger Kriegsaussichten vor der Gefahr fürchteten, unfertige Zustände zu schaffen und dadurch die Sicherheit der Mobilmachung, das Vertrauen der Nation in die Armee und der Armee in ihre eigene Kraft zu erschüttern.

„Was geschehen *muß*, *kann* geschehen," schrieb er, „ohne daß die Schlagfertigkeit der Armee nur während 24 Stunden in Frage gestellt wird. Sehr viel größer wird nach meiner Empfindung die Verantwortung derjenigen Männer sein, welche heute die Schwächen unserer

Armee erkennen und mit der Aufbesserung zögern, bis der Krieg über uns hereinbricht. In diesem Falle würde das: Zu spät! ein hartes, aber gerechtes Verdammungsurteil enthalten."

In der Artilleriefrage schreibt Loë im Januar 1889 an Planitz: „Die Entscheidung der Artilleriefrage zugunsten der Vermehrung dieser Waffe ist ein gutes Zeichen. Es handelt sich, wie Sie wissen, um eine Meinungsverschiedenheit, die einen ziemlich akuten Charakter angenommen hatte. Sämtliche kommandierenden Generale waren zur Ansichtsäußerung vom Kriegsminister[1]) aufgefordert, und zwar hatte derselbe, im Hinblick auf die disponibeln Mittel, die Frage so gefaßt, ob es besser sei, die Artillerie oder die Infanterie in ihrem jetzigen Zustande zu lassen. (Der Ausdruck war: Auf Kosten der Präsenzziffer der Infanterie.) Ich habe mich nun dadurch nicht abhalten lassen, bei meiner ursprünglichen Ansicht zu bleiben und kategorisch die Vermehrung der Friedenscadres der Artillerie zu fordern. Was die Infanterie anbetrifft, so habe ich gesagt: „das eine tun und das andere nicht lassen", denn die für das Land teuerste Armee ist eine dem Feinde gegenüber minderwertige. Wie ich höre, hat ein Teil der kommandierenden Generale ebenso gestimmt und ein anderer Teil, impressioniert von der Herabminderung der Infanteriepräsenz, welche der Kriegsminister als die unmittelbare Folge der Artillerievermehrung bezeichnete, sich für die Ansicht des Kriegsministers ausgesprochen."

Im Juni 1894: „Es handelt sich um den Vorschlag, die Stelle des Inspekteurs der Feldartillerie eingehen zu lassen, und die Artillerie auch bezüglich ihrer Schießausbildung den kommandierenden Generalen ganz zu unterstellen. Ich weiß, daß meine Amtsbrüder in größter Zahl für den Vorschlag sind, der, wie man mir sagt, auch in der Artillerie selbst zahlreiche Anhänger hat. Ich stehe der Frage sehr zweifelvoll gegenüber. Die gute Schießausbildung ist bei der Artillerie doch die Hauptsache. Ich fürchte aber, daß dieselbe abnehmen wird, wenn sie nicht mehr durch einen kundigen Fachmann besichtigt und gefördert wird. Ich wenigstens traue mir nicht die Kenntnis zu, auf diesem Gebiet den Inspekteur zu ersetzen. Ich sehe auch keinen Nutzen für die Waffe, wenn der kommandierende General sich in seinem Urteil auf den Artillerie-Brigadekommandeur oder auf den Artillerieoffizier des Generalkommandos stützen muß".

Für ein Reformprojekt der Armee stellte Loë in einer Denkschrift vom 9. Juli 1892 folgende Punkte als besonders wichtig auf:

[1]) General der Infanterie Bronsart von Schellendorf (Paul), Kriegsminister 3. März 1883 bis 8. April 1889.

1. Umgestaltung des Wehrgesetzes, um den Rahmen der aktiven Armee als Friedensschule für die gesamte Wehrkraft zu erweitern, um die Mannschaften der gesamten Feldarmee einschließlich der Reserve-Formationen zu verjüngen und letztere, im Kriegsfall, den Linien-Truppenteilen annähernd gleichwertig zu machen. Dazu gehört unerläßlich:

2. Vermehrung der Friedenscadres und Erhöhung des Etats, namentlich an Offizieren und Unteroffizieren, um im Frieden der gesteigerten Lehrarbeit genügen zu können — um im Kriege den Neuformationen die erforderliche Festigkeit zu geben. Es ist wohl unnötig, diese beiden Forderungen näher zu begründen. Wer unsern Mobilmachungsplan auch nur oberflächlich kennt, der weiß, welche Ungleichheit heute in Bezug auf die Verteilung und den kriegerischen Wert der Altersklassen herrscht. Die ganze Ersatzreserve wird wegen mangelhafter Ausbildung den Ersatzbataillonen zugeteilt, während die älteren, verheirateten Landwehrleute sofort ins Feld rücken. Über den Wert der Reservedivisionen können wir, die wir der Zernierungsarmee von Metz angehört haben, uns wohl keiner Täuschung hingeben. Die Landwehrdivision Kummer besaß zwei Linienregimenter, und doch richteten die Franzosen mit Vorliebe und Erfolg ihre Stöße gegen den von dieser Division besetzten Abschnitt, weil sie die geringe Widerstandsfähigkeit dieser Truppe kannten. Wenn zugunsten der Landwehr die späteren Erfolge der Reservedivisionen bei der Werderschen Armee angeführt werden, so darf nicht übersehen werden, daß dieselben noch schlechteren Truppen, als sie selbst waren, gegenüber gestellt wurden. Auf diesen Vorteil dürfen wir das nächste Mal nicht rechnen. Wenn mir die Wahl gelassen wird, ob ich die Reservedivisionen in ihrer jetzigen Verfassung mit ins Feld nehmen oder zu Hause lassen will, so glaube ich, daß ich mich für das letztere entscheiden würde. Sie sind vorläufig zu nichts gut, als vom ersten Tage an die Lazarette zu füllen und den übrigen Truppen das schlechte Beispiel des Ausreißens zu geben.

Bei der Vorlage eines neuen Wehrgesetzes wird nun die Dauer der Präsenzzeit unter der Fahne einen wichtigen Faktor der Erwägung und der Diskussion bilden. Dann kommt also die Frage der „zweijährigen Dienstzeit“ aufs Tapet. Ich hoffe, das allgemeine Verständnis hat hinreichende Fortschritte gemacht, um diese Frage allen politischen Beiwerks zu entkleiden und sie lediglich vom Standpunkt militärischer Zweckmäßigkeit zu betrachten. Meine Ansicht über diesen Punkt lautet dahin, daß eine dreijährige Dienstzeit besser als eine zweijährige ist, wenn

wirklich die ganze Altersklasse drei Jahre bei der Fahne bleibt, was bekanntlich heute nicht der Fall ist. Es genügt aber für die kriegsmäßige Ausbildung auch eine zweijährige Dienstzeit, wenn:

a) Das Personal an Lehrkräften — Offizieren und Unteroffizieren — entsprechend erhöht wird. Da diese Chargen heute schon über das Maß der menschlichen Kräfte angespannt werden, so ist ein Mehr von ihnen nicht zu verlangen.

b) Die Anwerbung der Unteroffiziere, namentlich aus den besseren Ständen, durch Erhöhung der Zulagen, vermehrte Aussicht auf Zivilversorgung usw. erleichtert wird. Ich hebe die Anwerbung aus den besseren Ständen hervor, weil ich hierin — sowie in der Gewährung genügender Ausbildungslokalitäten — das wirksamste Mittel erblicke, einen Krebsschaden der Armee, die Mißhandlung der Mannschaften durch die Unteroffiziere, auszurotten.

c) Die Disposition der Militärbehörden über die Mannschaften des Beurlaubtenstandes (Einberufung zu Übungen usw.) gesetzlich erweitert wird. Man gebe jedem Armeekorps einen großen Übungsplatz mit entsprechendem Barackenlager, auf welchem die Schieß- und Gefechtsübungen gründlich betrieben werden können, man gestatte uns, die Mannschaften des Beurlaubtenstandes mit einem gewissen Prozentsatz alljährlich einzuberufen, und erhöhe die Etats, um die Übungscadres mit der hinreichenden Zahl von Berufsoffizieren und Unteroffizieren zu besetzen, dann ist uns die Möglichkeit gegeben, den Reserveformationen im Kriegsfalle jüngere Mannschaften zuzuteilen, und ihnen größere Festigkeit zu geben. Wenn uns alle diese Bedingungen zugestanden werden, dann wollen wir gern auf die dreijährige Dienstzeit bei der Fahne verzichten, welche heute doch nur noch dem Namen nach geblieben ist.

So lautet meine Ansicht über die Frage der zweijährigen Dienstzeit — und ich möchte kaum glauben, daß sie heute in der Armee viele Widersacher finden wird.

Was nun die Vermehrung der Friedenscadres anbetrifft, so soll die beabsichtigte Vorlage an erster Stelle dem gewiß recht fühlbaren Notstand der Fußartillerie abhelfen. Dieser Vorschlag wird von allen kriegserfahrenen Offizieren mit Freuden begrüßt werden. Ich möchte aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, in dieser Richtung auch für die Feldartillerie noch ein gutes Wort einzulegen, bei welcher Waffe der Mangel an Berufsoffizieren im Mobilmachungsfalle schädlicher als bei allen anderen ist. Es ist ja in den letzten Jahren, Gott sei Dank! manches für die Waffe geschehen. Sollte aber jetzt nicht der Augen-

blick gekommen sein, falls im Mobilmachungsfall pro Armeekorps ein Korpsartillerie-Regiment formiert werden soll, für dasselbe Friedenscadres zu schaffen und die Artillerie mit einer hinreichenden Anzahl von Stabs- und älteren Offizieren auszurüsten, um auch dem Reserveartillerie-Regiment einen Kommandeur, den Reservebatterien Batteriechefs aus dem aktiven Dienststand zu geben?

3. **Überweisung eines großen Übungsplatzes an jedes Armeekorps und Verbesserung der Ausbildungslokalitäten in den Garnisonen.** Ich weiß, daß die Überweisung großer Übungsplätze, welche im Kriegsministerium unter mißverständlicher Zitation des Lagers von Châlons jahrelang beanstandet wurde, endlich in die Wege geleitet und in der Ausführung begriffen ist. Ich begrüße die Maßregel mit Freuden und erblicke in ihr die Möglichkeit, den Truppen in der kriegsmäßigen Handhabung unserer Feuerwaffen die erforderliche Übung zu verschaffen, unsere vortrefflichen Reglements auch für die größeren Truppenverbände zu sinngemäßer Geltung zu bringen, für die höheren Stellen in einer bestimmten Richtung Truppenführer zu erziehen — auf diese Weise die bisher noch mangelnde einheitliche Ausbildung in der ganzen Armee zu fördern. Wenn in früherer Zeit stets die Folgen des Lagers von Châlons als abschreckendes Beispiel gegen die Einrichtung großer Übungsplätze angeführt wurden, so ist dem entgegenzuhalten, daß die beste Armee, welche Napoleon I. je besessen, 1804 im Lager von Boulogne von ihm gebildet worden ist. Wenn also die Lager von Boulogne und von Châlons verschiedenartige Resultate für die dort gebildeten Armeen ergeben haben, so ist der Grund wohl nicht in der Natur der Übungsplätze, sondern in der Verwertung derselben zu suchen. Merken wir uns diese Lehre, dann wird der Erwerb der Übungsplätze für unsere Armee von großem Nutzen sein.

4. **Vervollkommnung der Festungsausrüstung im Kriegsfalle.** Wenngleich dieses Gebiet für mich terra incognita ist, so habe ich den Punkt der Vollständigkeit wegen in meiner Aufzählung nicht weglassen wollen.

5. **Vereinfachung und Verbesserung der Bekleidung und Ausrüstung bei allen Waffengattungen.** Auch diesen hochwichtigen Vorschlag zu begründen, hieße Eulen nach Athen tragen. Die Vervollkommnung der Feuerwaffen hat die Rolle aller Waffengattungen verändert, sowie die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des einzelnen Mannes erhöht. Der Infanterist soll, nach großen Marschleistungen und bei schneller Vorbewegung in der von 2000 Meter beginnenden Feuerzone, erfolgreich schießen, ohne dem Feind einen guten

Zielpunkt zu bieten. Der Reiter soll auf weite Entfernung sehen, ohne gesehen zu werden — der Artillerist im feindlichen Feuer seine Geschütze mit Geschicklichkeit und Behendigkeit bedienen. Es ist nur eine Stimme in der Armee, daß unsere heutige unbequeme, ungesunde, grellfarbige, schwerfällige Bekleidung und Ausrüstung im direkten Gegensatz zu den erwähnten Forderungen steht. Die Heeresleitung übernimmt eine schwere Verantwortung, wenn sie die Armee in diesem Anzug ins Feld rücken läßt. Wir müssen der numerischen Überlegenheit unserer Gegner gegenüber den Krieg mit den Beinen führen, indem wir schnell die Vorteile benutzen, die der Gegner uns vielleicht bietet. Das Vorbild ist die musterhafte Kriegsführung Napoleon I. im Feldzuge 1814 — die Vorbedingung eine überlegene Marsch- und Bewegungsfähigkeit der Truppen, welche durch eine zweckmäßige Bekleidung begünstigt werden muß. Sie ist von besonderer Wichtigkeit für die Leistungen der Reservetruppen, welche an die unbequeme militärische Tracht und an die großen Marschleistungen ohnehin nicht gewöhnt sind. In einer jüngst hierher gelangten Mitteilung des Kriegsministeriums über die Erfahrungen, welche im vorigen Jahre bei der Reservedivision des IV. Armeekorps gemacht worden sind, ist auf diesen Punkt besonders hingewiesen. Ich habe bis jetzt keine Gelegenheit versäumt, die Notwendigkeit einer radikalen Reform an maßgebender Stelle zur Sprache zu bringen, sowohl bei Beantwortung seitens der Anfragen des Kriegsministeriums als in meinen Inspizierungsberichten an Seine Majestät den Kaiser.

Hiermit möchte ich die Bezeichnung der hauptsächlichsten Gesichtspunkte als beendigt ansehen, welche sich bei einem etwaigen Reformprojekt der Erwägung empfehlen. Mir scheint, daß sie alle dringender Natur sind, daß das Bedürfnis in der Armee tief empfunden und von der Volksvertretung, bei richtiger Behandlung, anerkannt werden wird. Allerdings wird es, um den Reichstag der Bewilligung neuer großer Lasten geneigt zu stimmen, unerläßlich sein, ihm rückhaltlos, ohne Beschönigung früherer Irrtümer und Fehler unserer Regierung, den Ernst unserer Lage zu schildern. Wir dürfen uns ferner nicht scheuen, dem einen obersten Zweck — der Kriegstüchtigkeit der Armee — alle Nebendinge dekorativer Natur, alle Schlagworte, die ihre Bedeutung für den Krieg verloren haben, zu opfern. Die Regierung muß dem Reichstag zeigen, daß überall, wo Ersparnisse gemacht werden können, solche auch gemacht werden sollen. Sie muß alle Wünsche, welche bezüglich der Armeeverwaltung aus der Mitte des Reichstags kommen, mit Objektivität prüfen und ohne Parteiunterschied entgegenkommend behandeln.

Unsere Lage erfordert das einmütige Zusammenhalten der ganzen Nation, die größte Opferwilligkeit, um die starke Widerstandskraft Deutschlands rechtzeitig zur Geltung zu bringen. Der bedeutsamste Faktor ist die Stärkung der Armee, und daher müssen die Verhandlungen über die Militärvorlage, falls solche wohlerwogen und gründlich bearbeitet vorgebracht wird, den Charakter der Wahrheit — des Vertrauens — des einmütigen Patriotismus tragen, ohne welche das große Ziel — die Verteidigung unserer staatlichen Existenz — unerreichbar ist. Nehmen wir uns in diesem Punkte ein Beispiel an der auf allen anderen Gebieten parteisüchtigen französischen Kammer. Sobald Fragen aufs Tapet kommen, welche die Armee bzw. die Revanchepolitik betreffen, sind Regierung und Kammer in der ruhigen, diskreten, zielbewußten Behandlung einig."

Von der Diplomatie erwartete Loë keine günstigere Gestaltung des europäischen Schachbretts. Er faßte daher die in seiner Denkschrift niedergelegten politischen Betrachtungen in die Worte zusammen: „Ich glaube, es hat die Einsicht immer mehr Platz gegriffen, daß Deutschland hauptsächlich auf seine eigene Kraft angewiesen ist. Ich will zugeben, daß die Tatsache keine erfreuliche und unsere Lage eine ernste ist, aber ich möchte die klare Erkenntnis dieser Wahrheit an maßgebender Stelle als ein Glück bezeichnen. Wir werden dadurch vor der Gefahr bewahrt, für den Kriegsfall unsere Gegner zu unterschätzen und für die Verstärkung unserer Streitkräfte mit Faktoren zu rechnen, die sich dann als trügerisch erweisen . . .

Tritt der Finanzminister einer Heeresreform mit dem Argument entgegen, daß die Reichsfinanzen solche Ausgaben nicht gestatten, so folgt daraus mit logischer Konsequenz, daß Deutschland im Vergleich zu seinen Gegnern nicht reich genug ist, um auf die Dauer seine Größe und seine Eroberungen zu bezahlen. Dann gebietet die politische Klugheit und Voraussicht, baldmöglichst unsern bisherigen Größenetat einzuschränken und den unserem Vermögen angepaßten Platz im „Mittelstande" einzunehmen, denn eine militärische Niederlage, eine verlorene Schlacht würde noch viel größere Kosten, als die Heeresreform verursachen. Oder Regierung und Nation sind entschlossen, die bisherige auswärtige Politik ohne irgendwelche Gebietsabtretung an Frankreich, ohne Preisgabe des Balkans und Österreichs an Rußland fortzuführen, dann m u ß Deutschland reich genug, die Nation bereitwillig sein, die Mittel zur Schöpfung einer Wehrkraft herzugeben, welche zur Durchführung des Vorsatzes ausreicht.

Wollen wir den Kampf aufnehmen, so müssen wir die Chancen des Sieges in dem einzigen Faktor suchen, der uns bei ernstem Willen und rastlosem Fleiß nicht streitig gemacht werden kann — in der besseren Qualität unserer Offiziere und Truppen.

Wahrlich — die heutige preußische Armee würde ihres alten Kriegsruhmes unwürdig sein, wenn in uns der Zweifel Platz griffe, ob diese Überlegenheit — unser angestammtes Erbe — auch der gesteigerten Kriegstüchtigkeit unserer Gegner gegenüber aufrecht zu erhalten ist. Aber sie ist es nur unter der Bedingung, daß wir uns im Bewußtsein der Vergangenheit nicht in falscher Sicherheit wiegen, sondern uns einen klaren Blick für die Forderungen der Gegenwart — ein objektives Urteil über die Beschaffenheit unserer Armee und ihre Mängel bewahren und, getragen von der einmütigen Opferwilligkeit der Nation, alle unsere Kraft einsetzen, um in energischer Friedensarbeit das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Der Augenblick scheint gekommen, wo die Regierung — in klarer Erkenntnis dieses Zieles — die Mitwirkung der Nation zu beanspruchen sich anschickt."

Neben der dienstlichen Tätigkeit des kommandierenden Generals, der sich Loë mit der ihm eigenen Passion und jenem Pflichtbewußtsein widmete, das er am Beispiel Kaiser Wilhelms gelernt hatte, unterhielt er nach vielen Seiten einen regen Gedankenaustausch über militärische Fragen. In Karlsruhe, wohin sein Weg ihn häufig führte, mit dem Großherzog und mit General von Schlichting, dem Schöpfer des Infanterie-Exerzier-Reglements, der 1884 und 1885 unter ihm die 15. Division geführt hatte;[1]) in Straßburg besonders mit General von Heuduck.[2]) Dessen Nachfolger, von Lewinski,[3]) führte nur kurze Zeit das Korps. „Er ist durch sein Leiden ein schwer getroffener Mann, der eine bewundernswürdige Festigkeit an den Tag legt," schrieb Loë. „Sein Nachfolger (General von Blume)[4]) ist wohl der rechte Mann auf dem rechten Fleck. Verständig und charakterfest hat er einen klaren Blick und die Gabe, größere Verhältnisse zu beurteilen."

[1]) 1. Juni 1885 Kommandeur der 1. Gardeinfanteriedivision. 1888 kommandierender General des XIV. Armeekorps.

[2]) 16. September 1885 Führer, 15. Januar 1887 kommandierender General des XV. Armeekorps.

[3]) 1889 Gouverneur von Straßburg. 1890 kommandierender General des XV. Armeekorps. Mußte 1892 eines Augenleidens wegen seinen Abschied nehmen.

[4]) 1892—1896 kommandierender General des XV. Armeekorps.

Von der im XVI. Korps durch Graf Haeseler eingeführten taktischen Ausbildung suchte Loë sich persönlich ein Bild zu machen. So ging er 1891, nach Beendigung der eigenen Herbstübungen, noch zu den Manövern in Lothringen, um zugleich mit Haeseler „über manche Verhältnisse einer vielleicht nicht allzufernen Zukunft Rücksprache zu nehmen." Auch die Erfolge des Generals Lentze, der von 1887 bis 1890 die 16. Division kommandierte, und dann das XVII. Korps erhielt, verfolgte er mit Interesse. Als Lentze nach Trier kam, schrieb Loë: „Ihn als Führer kennen zu lernen, ist mir weniger von Interesse, als seine Leitung der Ausbildung der Division zu sehen. Daß er als Führer eine volle Ziffer bedeutet, weiß ich." Vom kommandierenden General meinte er später: „Unser alter Lentze ist doch ein ganzer Mann, wenn auch die Tatze nicht immer eine Seidenpfote ist."

Kann man zu Loës näheren Freunden die beiden Generalstabschefs, die Grafen von Waldersee und von Schlieffen, außerdem den langjährigen Chef des Militärkabinetts, von Albedyll — „ein so hervorragend begabter Soldat und kluger Mann, daß er instinktiv fühlt, was das Richtige ist" — und den Meister der Kriegswissenschaft in ihrer applikatorischen Lehrmethode, General von Verdy, rechnen, so war es doch vor allem der spätere General der Artillerie von der Planitz, mit dem ihn eine vertraute mündliche und briefliche Aussprache fast ununterbrochen bis zuletzt verband. Als Planitz im August 1888 die 49. Infanteriebrigade in Darmstadt erhielt, schrieb ihm Loë aus Baden-Baden: „So sind denn unsere beiderseitigen Hoffnungen, in deren Aussprache wir uns innerlich zusammenfanden, schnell zerstört worden. Der Schmerz darüber packt mich tiefer, als ich ohne Egoismus dulden darf. Sie haben mir in unserm Zusammensein die Arbeit durch Ihr Verständnis meiner Ziele, Ihre unermüdliche Arbeitskraft, Ihre vornehme Behandlung aller Personalangelegenheiten, Ihre umfassende Kenntnis aller Zweige Ihres Geschäftsbetriebes so leicht gemacht, daß ich zunächst aus Egoismus den Verlust bitter empfinde; Sie werden mich darin nicht mißverstehen. Gott sei Dank hat für mich die ideale Seite unserer Beziehungen stets im Vordergrunde gestanden. Sie sind mir nicht bloß ein verständnisvoller, ritterlich denkender, ich darf wohl sagen, in allem gleichgesinnter Gehilfe, Sie sind mir auch ein wahrer Freund geworden. Das erste Verhältnis soll also nun endigen — viel, viel früher, als ich gehofft und gewünscht hatte. Das zweite wird aber nicht endigen, solange ich lebe, ob mit oder ohne Uniform, das ist dabei gleichgültig."

Auch Caprivi stand Loë nahe, bis der exponierte Charakter der Stellung als Reichskanzler „eine größere Isolierung und Abschließung

gegen jeden äußern Verkehr" zur Folge hatte. In den Charakter, die Begabung und Leistungsfähigkeit von Bismarcks Nachfolger setzte er das größte Vertrauen, wenngleich er glaubte, daß Caprivi „namentlich für den auswärtigen Dienst nicht über die erforderlichen Kräfte verfüge". Von Graf Waldersee, auf dessen Gegensatz zu Caprivi er vermittelnd einzuwirken suchte, hielt Loë viel; er rühmte seinen weiten Blick und das Verständnis für politische Situationen und schätzte seine Tätigkeit als Chef des Generalstabes hoch ein. „Ich habe, so lange er im Amt ist, vielleicht mehr als die Mehrzahl der Generale Gelegenheit gehabt, seine geschäftliche Tätigkeit und seine Erziehung und Verwendung der Generalstabsoffiziere zu beobachten. Ich kann nur sagen, daß die von ihm getroffene Auswahl ihm die größte Ehre macht!"

*

Die politische Seite von Loës Wirken kann hier nur kurz berührt werden. Wurde er infolge seines nahen Verhältnisses zum Königshaus oft mit Missionen und Aufträgen vertraulichen Charakters betraut, so war dies besonders bei den Fragen der Fall, deren Lösung eine treu katholische aber nicht ultramontane Gesinnung, verbunden mit unerschütterlicher Anhänglichkeit an Kaiser und Reich erheischte.

Ein Mann wie Loë, der infolge dieser seiner Stellung vielfach dazu veranlaßt wurde, in wichtigen Momenten seine Ansicht auszusprechen, der außerdem die Entwicklung Deutschlands seit den 40er Jahren miterlebt und lange Zeit aus nächster Nähe Augenzeuge aller entscheidenden Ereignisse gewesen war, mußte für Politik zeitlebens ein erhöhtes Interesse empfinden. Wenn auch nur, wie er bescheiden meinte, „weil die nachmalige Kontrolle durch die Geschichte, ob ich richtig oder unrichtig vorgesehen, einen gewissen akademischen Wert für mich hat".

Groß war der Kreis der Männer aus allen Ständen und von verschiedenster Richtung, mit denen der General in Verbindung stand. Und hierin bildete gerade das, Koblenz so nahe Segenhaus einen Mittelpunkt seltener Art. Hier, auf ihrem Witwensitz, lebte und wirkte die Loë schon seit der Kindheit bekannte und befreundete Fürstin-Mutter zu Wied, die Vertraute und Helferin vieler, mit den meisten Dynastien verwandt, dem preußischen Königshaus, dem badischen Großherzogspaar herzlich zugetan, vor allem durch und durch eine deutsche Frau. Hier, in dem stillen Winkel des Westerwaldes, hoch oberhalb des Rheines, kamen die verschiedenartigsten Gäste zusammen. Gekrönte Häupter, Künstler, Gelehrte wie Max Müller, Springer, Bernays und manch schlichte Gestalt. Standesunterschiede schienen vergessen. Die fürstliche Hausherrin gab dem Ganzen Zusammenhalt und Stil. Hier traf man

Georg von Bunsen, den Diplomaten Morier, „einen der treuesten Freunde," wie Roggenbach sagte, den Staatsminister von Stosch — nach dem Ausscheiden aus dem Dienst hatte er sich in Östrich am Fuß des Johannisberges niedergelassen — am häufigsten den Vertrauten des Kronprinzen und der Kronprinzessin, Franz von Roggenbach, mit dem Loë besonders freundschaftliche Beziehungen verbanden.

Brennpunkt des Gesprächs in Segenhaus wie in Östrich und Ehnerfahrnau, dem Landsitz Roggenbachs bei Schopfheim im Oberschwarzwald, bildete immer wieder die Politik Bismarcks. Roggenbach, der Kämpfer für eine freiheitliche Entwicklung Deutschlands unter der Führung Preußens, fand Bismarck zu leidenschaftlich und autokratisch, konnte sich aber in seinem gesunden Sinn der staatsmännischen Einsicht des gewaltigen Mannes nicht verschließen, von dem Stosch sagte: „Ich kann ihn nicht lieben, aber ich muß ihn bewundern mit allen meinen Kräften."

Auch Loë war viel zu sehr Patriot, um Bismarcks Größe nicht voll und ganz anzuerkennen. Wenn der General manche Maßnahmen des Kanzlers mißbilligte, wenn er in der äußern Politik wünschte, daß sich der Dreibund vom starren Festhalten an der Friedenstendenz freimache, wenn er, besonders zur Zeit Boulangers, den Moment gekommen glaubte, loszuschlagen, ehe der Gegner seine Kräfte verstärke, so betonte er dabei stets, daß er über alle politischen Fragen, als nicht zu seinem Ressort gehörend, lediglich theoretische Anschauungen haben könne.

„Selbst im intimsten Familienkreise," schreibt die Tochter des Feldmarschalls, „habe ich ihn nie anders als voll Hochachtung von Bismarck sprechen hören."

In Loës späteren Aufzeichnungen sollte sich die Wiedergabe des Erlebten, des Selbstempfundenen auf das „Berufsleben" beschränken.

Zugleich wollte der General, in ritterlicher Treue und Dankbarkeit, neben dem Kaiser auch der Kaiserin Augusta ein Denkmal setzen.

Hatte der Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen", nach eigenem Geständnis, „ein schärferes Auge für Schwächen als für Vorzüge", so wird denen, die die Kaiserin nicht gekannt haben, gewissermaßen eine Erklärung für Bismarcks Auffassung durch Loës Charakterbild gegeben: „die Kaiserin war eine tatkräftige Natur, voller Leidenschaft, mit scharfem Verstande begabt; sie ging ungestüm vorwärts, wenn sie die höchsten Interessen der Menschheit oder das Wohl ihres Vaterlandes bedroht glaubte." Hier lagen Keime für Konflikte einem Kanzler gegenüber, der sich auf politischem Gebiet nur dem konstitutionellen Monarchen verpflichtet fühlte, und der unerbittlich wurde, wo er seine Kreise gestört sah.

Loë war und blieb in erster Linie Soldat. Am Ausgang des Todesjahres der beiden Kaiser schrieb er: „Welchen Einfluß diese Ereignisse auf die Geschichte unseres Vaterlandes üben werden, das wird die Zukunft lehren. Natürlich mangelt es an Propheten nicht, welche je nach ihrem Alter Optimisten oder Pessimisten sind. Ich für meine Person wage mich an diese Kunst, die mir seit den Tagen des Alten Testaments recht viel schwieriger geworden zu sein scheint, nicht heran und beschränke mich auf die Beobachtung."

Nur dann sehen wir den General in der Politik tätig, wenn eine Mission ihm dies gebot, wie die Entsendung zur Beglückwünschung des Papstes anläßlich des 50jährigen Bischofsjubiläums am 19. Februar 1893, oder wenn im Kulturkampf seine vermittelnde Einwirkung hier und da gewünscht wurde.

Und hier treffen auch auf ihn recht eigentlich Roggenbachs Worte zu: „Ich habe im besten Falle von einem mehr oder weniger günstigen Parterresitz dem wechselnden Schaustück meiner Zeit und ihrer Begebenheiten zugesehen und nur ganz wenig in dieselben mit handelndem Einfluß eingegriffen. Keineswegs bin ich der Versuchung ausgesetzt, letzteren zu überschätzen und ihm die geringste Wichtigkeit beizulegen."[1])

Von dem Augenblick an, da Loë das Kommando des VIII. Armeekorps übernahm, gestalteten sich die Beziehungen zum Großherzoglichen Paar in Karlsruhe und zur Kaiserin Augusta besonders innig.

Weilte die Kaiserin alljährlich in Koblenz, dann verging kaum ein Tag, an dem die geistig hoch stehende Fürstin den General nicht zu sich befahl, um alles, was ihr auf dem Herzen lag, zu erörtern und namentlich Vorgänge und Zustände in der Rheinprovinz zur Besprechung zu bringen.

„Wenn seit dem ständigen Aufenthalt des Prinzen und der Prinzessin von Preußen 1850 bis 1857 die warme Anhänglichkeit der Rheinländer an die Dynastie und das preußische Gesamtvaterland stets gewachsen ist, so gebührt der Prinzessin an diesem Erfolge kein unwesentlicher Teil des Verdienstes. Sie ließ nicht nach, die Vaterlandsliebe der Bevölkerung in allen Kreisen, die ihr zugänglich waren, zu pflegen und zu befestigen. Durch ihren Wohltätigkeitssinn, ihre Barmherzigkeit, ihren unermüdlichen Eifer, sich überall der Bedrängten und Notleidenden anzunehmen, hat sie sich ein unvergängliches Denkmal in den Herzen der Bevölkerung gesetzt."[2])

In dieser Verehrung der geistvollen und energischen Fürstin begegneten sich die beiden Rheinländer, der Soldat Loë und der

[1]) K. Samwer. Zur Erinnerung an Franz von Roggenbach. 1909. S. 183.
[2]) Loës „Erinnerungen". S. 54.

Parlamentarier Gustav von Mevissen, der hervorragende Kenner und Vertreter wirtschaftlicher Fragen, der ein Menschenalter hindurch das Vertrauen der Kaiserin in hohem Maße genoß. 1858, als manche die preußischen und die rheinischen Interessen noch für unvereinbar hielten, hatte Mevissen gesagt, der Prinzregent und seine Gemahlin seien lange Jahre hindurch „mit der unwiderstehlichen Macht des Herzens alles Trennende beseitigend und unauflösliche Bande knüpfend, durch die Rheinlande geschritten.“ [1])

Noch 1859 hatte man das Wort gehört, die westlichen Provinzen seien das Unglück Preußens. [2])

Wenn man die Männer nennt, die dies heute fast vergessene Verhältnis beseitigt und dem leichtfüßigen, geistig beweglicheren Rheinländer das Preußentum in seiner Tüchtigkeit und Kraft näher gebracht haben, so wird der Name Loë nicht fehlen.

Mit dem Jahr 1887 kam die große Trauerzeit für das Haus Hohenzollern — für das ganze deutsche Volk.

Auf den Neujahrstag fiel das 80jährige Dienstjubiläum des Kaisers. Denn am 1. Januar 1807 war der damalige Prinz Wilhelm in Königsberg zum Offizier ernannt, in Anbetracht der außerordentlichen Zeitumstände vor dem Antritt seines 10. Lebensjahres, wie es sonst der alte Brauch des Hohenzollernhauses verlangt.

Als am 1. Januar 1887 im Berliner Schloß die königlichen Prinzen, die Feldmarschälle, die kommandierenden Generale, die Kommandeure der Leibregimenter sich versammelt hatten, überbrachte an ihrer Spitze der Kronprinz — ein Bild männlicher Schönheit auf der Höhe des Lebens — dem erlauchten Vater die Glückwünsche des Heeres.

Am 22. März desselben Jahres feierte ganz Deutschland in nationalem Stolze den 90. Geburtstag des ersten Deutschen Kaisers.

Wenige Wochen später hielt schwere Sorge um den Kronprinzen ihren Einzug in das Schloß. Über die Gefährlichkeit der Krankheit schien bei den behandelnden Berliner Ärzten kein Zweifel zu herrschen. Aber die von ihnen für notwendig erkannte Operation wurde durch Dr. Mackenzie vereitelt, der erklärte, das Leiden auch ohne operativen Eingriff heilen zu können.

---

[1]) Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815 bis 1899. Von J. Hansen. 1906. I. S. 722 ff.

[2]) Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha. Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. II. S. 445.

Trotz der Krankheit hielt der Kronprinz es für seine Pflicht, im Juni nach London zur Jubiläumsfeier der Königin zu fahren. In seinem Gefolge befand sich General von Loë.

Im Herbst ward die Reise nach dem Süden angetreten. Als Loë im Dezember bei seinem kranken Sohn in San Remo weilte, schrieb er an die Gattin: „Obgleich ich den Kronprinzen in den drei Tagen meines Aufenthaltes viel gesehen habe, möchte ich mir doch kein Urteil über seinen Zustand bilden. Er ist etwas magerer geworden als er in London war, aber das tut seinem gesunden Aussehen keinen Eintrag. Die Gesichtsfarbe ist frisch — die Züge fest — die Haltung aufrecht — der Gang ganz wie früher — die Stimmung wechselnd. Er ist bald teilnehmend — bald in sich gekehrt, aber dann sieht er nicht aus, wie jemand, der deprimiert am Leben verzweifelt, sondern wie jemand, der sich entsetzlich langweilt, von allen Geschäften fern zu sein. Ich habe für diese Empfindung das tiefste Verständnis! Es muß furchtbar sein, hier planlos am Strande umher zu gehen — besonders, wenn die Interessen ganz wo anders sind. Dabei fühlt er sich gar nicht krank — nur die Stimme ist absolut tonlos, so daß er das Nichtstun um so schwerer empfindet. Dr. Mackenzie ist auf seiner regelmäßigen Inspizierungsreise hier. Sein Urteil über den Zustand des Kronprinzen lautet ungefähr ebenso, wie damals, als ich ihn in London sah. Er sagt: „Ob die Krankheit des Kronprinzen in der Entwicklung krebsartig wird oder nicht, kann niemand vorher wissen. Im November waren für die schlimmere Wendung Anzeichen, die jetzt völlig verschwunden sind. Es steht aber fest, daß der Kehlkopf von einem Krankheitsprozeß ergriffen ist." Und abermals in San Remo, während der von Dr. Bramann am 9. Februar ausgeführten Operation, schrieb Loë: „Seit ein paar Tagen hatten die Atembeschwerden derartig zugenommen, daß seit gestern die Operation in Aussicht genommen war. Heute früh wurde an Bergmann nach Berlin telegraphiert, er möge kommen, und der Kronprinz wurde benachrichtigt. Von 11 Uhr bis 1 Uhr war ich bei ihm. Als ich eintrat, empfing er mich, mir sagend, die Operation müsse gemacht werden. Ich erwiderte ihm, was sich in solchem Momente erwidern läßt. Darauf ging er auf andere Dinge über, ließ sich eine Stunde von mir vorlesen und sich über die Mobilmachung einen Vortrag halten, dem er mit dem größten Interesse zuhörte. Um 1 Uhr verließ ich ihn und machte einen Spaziergang. Während dieser Zeit nahmen die Beklemmungen derartig zu, daß die Ärzte sich entschlossen, die Operation ohne Aufschub zu machen. Dr. Bramann hat sie in 20 Minuten vortrefflich gemacht. Jetzt schläft der Kronprinz. Die Kronprinzessin hat ihm nun seit Jahresfrist heldenmütig zur Seite gestanden.

Vor 5 Minuten sagte mir Dr. Mackenzie,[1]) seit Beginn der Krankheit sei seine Überzeugung, keinen Krebs vor sich zu haben, noch nie so stark gewesen, wie jetzt. Er könne die Möglichkeit des Krebses ja nicht in Abrede stellen, aber die Wahrscheinlichkeit sei mehr als je dagegen."

Am 24. Februar reiste Loë von San Remo nach Rom, jetzt nicht mehr hoffnungsvollen Herzens, „aber, wie ich glaube, richtig erkennend, daß unter den obwaltenden Verhältnissen meine Ablösung durch Herrn von Roggenbach sehr förderlich sein werde. — Meine Absicht ist, nach hiesigem kurzen Aufenthalt nach San Remo zurückzukehren, falls Ihre Kaiserliche Hoheit, die Frau Kronprinzessin, bei dem jetzigen Zustande des Kronprinzen meine Anwesenheit für wünschenswert hält." [2])

Jäh war auch der Enkel des Kaiserpaares, Prinz Ludwig von Baden, erkrankt. Den schwer geprüften Eltern hatte Loë als treuer Freund zur Seite gestanden. Jetzt kam die Nachricht vom Tode des Prinzen, dem es, wie Loë an den Großherzog schrieb, „nur kurze Zeit vergönnt war, den Sonnenschein seiner unvergeßlichen Persönlichkeit überall dahin zu tragen, wo er erschien.

So groß aber auch der Schmerz um den heimgegangenen Sohn ist, er reicht nicht aus, die Angst und den Kummer um den heldenmütigen Dulder, der noch unter uns weilt — die Sorge um die kaiserlichen Eltern zu unterbrechen. Keine menschliche Empfindung reicht ja aus, all diesen Jammer zu umfassen."

Am 9. März starb Kaiser Wilhelm.

Totkrank trat Kaiser Friedrich seine Fahrt nach dem Norden an. Und starb am 15. Juni.

Die große Epoche der Einigung Deutschlands schloß ab.

Eine neue Generation kam ans Ruder.

Mit 29 Jahren bestieg Kaiser Wilhelm II. den Thron, noch umgeben von den Paladinen seines Großvaters.

General von Loë, der vom Kaiser Friedrich als Generaladjutant übernommen worden war, erhielt den ehrenvollen, aber schmerzlichen Auftrag, das Ableben seines Herrn in London anzuzeigen; zugleich erfolgte die Notifizierung der Thronbesteigung des Thronfolgers.

---

[1]) „Ich traue ihm nur manuelle Geschicklichkeit zu, sonst nichts. Er ist kein wissenschaftlicher Arzt und dabei unzweifelhaft ein wenig anständiger und gewissenhafter Mensch," schrieb Franz von Roggenbach. K. Samwer a. a. O. S. 155.

[2]) Brief an den Großherzog von Baden, Rom, 6. März 1888. — Diese Korrespondenz wurde aus dem Geheimen Kabinet Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden zur Verfügung gestellt.

Als die schwere Prüfungszeit von 1888 sich abermals zu jähren begann, kam neue Trauer über das Hohenzollernhaus. Am 7. Januar 1890 starb die Kaiserin Augusta.

Drei Wochen vor ihrem Tode, am 17. Dezember 1889, war Loë zum letztenmal von der Kaiserin im Schloß zu Koblenz empfangen worden. „Ein großer Teil des Gesprächs galt dem Wohle der Provinz, die ihr besonders am Herzen lag. Wenn sie bei diesem Abschied auch nicht zu ahnen schien, daß sie die Stätte ihres langjährigen segensreichen Wirkens nicht wiedersehen würde, so lag doch in ihren Worten und ihrer ganzen Erscheinung ein tiefer Ernst, der durch die offensichtige Gebrechlichkeit ihres Körpers bei mir erhöht wurde und das Schlimmste befürchten ließ."

In Berlin verlebte die 78jährige Kaiserin den Neujahrstag in schmerzlichem Erinnern an Gemahl und Sohn. Der schwergeprüften Mutter zur Seite zu stehen, hatten sich der Großherzog und die Großherzogin von Baden in Berlin eingefunden. In gewohnter Weise brachten die kaiserliche Familie, der Hof und die höchsten Würdenträger ihre Glückwünsche dar. „Als wir Alten das Palais verließen, taten wir es in der wehmütigen Gewißheit, daß das Leben der Kaiserin Augusta, der Vertreterin der vergangenen großen Zeit, sich dem Abschlusse zuneige."

Am 3. Januar hatte die greise Kaiserin die kommandierenden Generale zur Tafel befohlen. In seinen „Erinnerungen" erzählt Loë, wie er, am Nachmittag ins Palais berufen, die Kaiserin in ihrem Sessel fand, tief gebrechlich und dennoch vom Wunsche erfüllt, vor ihrem Ende von den Paladinen ihres Gemahls Abschied zu nehmen. Die Großherzogin bat sie, sich zu schonen. Schließlich willigte die Kaiserin ein, nur einen Augenblick zu den Generalen zu sprechen — erschien, als alle zur Tafel versammelt waren, im Rollstuhl — dankte zuu letztenmal den treuen Gehilfen des dahingegangenen Kaisers und forderte sie auf, in Erinnerung an die Vergangenheit weiter zu arbeiten.

Drei Tage darauf, morgens 5 Uhr, ließ der Kaiser den eben von Trachenberg nach Berlin zurückgekehrten General von Loë ins Palais rufen. Gegen 5 Uhr abends verschied die Kaiserin.

Im Jahre 1892 sollte das VIII. Armeekorps Kaisermanöver haben. Der Generalstab des Korps bestand damals aus Oberstleutnant von Holstein, Major von Hausmann, Hauptmann von Hänisch; General-

leutnant von Münnich[1]) kommandierte die 15., Generalleutnant von Seebeck die 16. Division, Oberst von Thümen die Kölner, Oberst Freiherr von Gemmingen die Trierer Kavalleriebrigade. Nachdem alles vorbereitet und die Truppen nach Trier zur Kaiserparade in Marsch gesetzt waren, traf am 5. September ein Telegramm des Kaisers ein, daß er mit Bedauern wegen der Choleragefahr — die Cholera war von Hamburg nach Koblenz eingeschleppt — die Einstellung der Manöver befohlen habe. Eine um so härtere Enttäuschung, als der Kaiser, außer bei einer Kölner Parade, Truppen des Armeekorps noch nicht gesehen hatte.

1893 fand dann in Lothringen das Kaisermanöver gegen das XVI. Armeekorps statt. Das VIII. Korps, dem eine nach der mobilen Rangliste zusammengesetzte Reservedivision zugeteilt war, wurde zum erstenmal nur aus kriegsgemäß requirierten und an den Eisenbahnen beladenen Lebensmittelkolonnen verpflegt, deren Heranziehen infolge der ungünstigen Wegeverhältnisse oft seine Schwierigkeiten hatte. Die bis zuletzt frischen Truppen zeigten sich auf der Höhe und leisteten trotz großer Anstrengungen Vorzügliches. Nur die Führung der dem Korps zugeteilten Kavalleriedivision versagte. Am letzten Manövertag wurde Loë zum Generaloberst mit dem Rang eines Generalfeldmarschalls ernannt.

Wie hoch der inzwischen à la suite seines alten Husarenregiments gestellte General von Loë militärisch eingeschätzt wurde, geht daraus hervor, daß er für den Kriegsfall zum Armeeführer bestimmt war, mit General von der Planitz als Chef des Stabes und Oberst von Falkenhausen, dem Loë auch freundschaftlich nahe stehenden früheren Generalstabsoffizier des VIII. Korps und späteren Kommandeur des Augustaregiments, als Oberquartiermeister. „Unsere Orientierungsreise," schrieb Planitz aus dem Elsaß, „war hochinteressant. Von Saarburg aus fuhren wir mit Krümperwagen, kamen aber sehr bald in Schnee und konnten, als dieser bis über die Achsen ging, nicht mehr vorwärts. Zurück wollte General Loë nicht, und so marschierten wir zu Fuß weiter, bis über die Knie im Schnee."

Im Dezember 1893 überbrachte Loë, im Auftrag des Deutschen Kaisers, an der Spitze einer Abordnung, den Feldmarschallstab an den Feldmarschall Erzherzog Albrecht von Österreich.[2]) In seiner Ansprache hob er hervor, wie der Erzherzog das Beispiel liefere, daß der unverwelkliche kriegerische Lorbeer nicht ein launisches Geschenk des Glücks, sondern die Frucht hervorragender, angestammter Begabung — zielbewußter

[1]) Gest. 1897.

[2]) Oberbefehlshaber im siegreichen Kriege gegen Italien 1866.

Pflege und zäher Arbeit von Jugend auf — loyaler Soldatentreue und selbstloser Vaterlandsliebe — kurz einer seltenen Vereinigung von Verstandes- und Charaktereigenschaften sei.

„Wenn Erzherzog Albrecht jedesmal, so oft er den Degen zog, den Sieg an die kaiserlichen Fahnen fesselte, so war der Erfolg nicht allein ein Triumph seiner Feldherrnkunst, sondern auch des unbedingten Vertrauens, welches seine Truppen in den tapferen und glücklichen Sohn des Siegers von Aspern, in den berühmten Schüler des Meisters Radetzky zu setzen gewohnt waren.

Und wenn heute, wie seit Jahrzehnten, die kaiserliche und königliche Armee — fortgeschritten auf allen Gebieten der Kriegskunst — treu und tapfer das feste Bollwerk des Thrones und des Vaterlandes ist, so verdankt sie diesen Ruhm nächst dem Vorbilde, der Fürsorge, der Weisheit ihres ritterlichen Kaisers der unermüdlichen Friedensarbeit Eurer Kaiserlichen Hoheit.

Davon hat die Armee vor wenigen Monaten, auf Ungarns Gefilden, vor Europa glänzende Proben gegeben, und das ist der Augenblick gewesen, da Seine Majestät der Deutsche Kaiser, unser Allergnädigster Herr, der ein gründlicher Kenner militärischer Tüchtigkeit ist, durch die Verleihung der Feldmarschallwürde im eigenen Heere in Eurer Kaiserlichen Hoheit den langjährigen und erfolgreichen Lehrmeister der befreundeten Armee zu ehren den Wunsch hatte." Der Kommandostab sollte, wie Loë hinzufügte, „ein Symbol der Einigkeit zwischen den verbündeten Monarchen sein, ein Band der Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Armeen. Beide vereint in der Treue gegen ihre Herrscher, in der Liebe zum Vaterland, in pflichtmäßigem Streben nach höchster kriegerischer Tüchtigkeit, welche der sicherste Hort des Weltfriedens, des kostbarsten Gutes aller Nationen, ist."

*

Im Jahre 1894 nahte die Zeit, wo die Führung des VIII. Armeekorps abgegeben werden mußte.

„Bis zum 22.," schrieb Loë am 16. September an General von der Planitz, „bin ich in Bewegung, dann beeile ich mich, den Inspizierungsbericht und die Qualifikationsberichte fertigzustellen, die mein Nachfolger wohl geordnet in meinem Schreibtisch vorfinden wird. Dann bin ich bereit, meine militärische Tätigkeit abzuschließen, mit dem tiefempfundenen Dankesgefühl gegen die Vorsehung, welche mir ein so reiches Dienstleben beschieden hat. Ich bin den vier Herrschern, denen ich gedient habe, vor allem meinem alten, lieben Herrn dankbar für alle Gnade und Ehren, mit denen ich überhäuft worden bin. Ich weiß ferner, daß ich

die hohe Befriedigung beim Ausscheiden vor allem dem Vertrauen der Truppen, welche ich während 27 Jahren in Krieg und Frieden kommandiert habe, und der wirksamen Unterstützung derjenigen Kameraden verdanke, mit denen ich jahrelang in näheren Beziehungen gestanden, und die mir ihre Freundschaft bewahrt haben. Dazu gehören Sie in erster Linie, und deshalb sind mir Ihre Worte so wohltuend und wertvoll gewesen."

Und am 22. Dezember:

„Soeben erhalte ich das alljährliche Kabinettsschreiben, daß die kommandierenden Generale zum 1. Januar in Berlin zur Gratulation erscheinen sollen. Das wird nun in dieser hochachtbaren Gesellschaft meine letzte Vorstellung sein.

Hier habe ich heute dienstlich meinen Abschluß gemacht. Die Manöverberichte sind an die Divisionen mit meinen Bemerkungen zurückgegeben, der Jahresbericht an Seine Majestät über die Ausbildung und den Zustand des Armeekorps liegt zur Absendung bereit. An den Qualifikationsberichten habe ich gestern um Mitternacht den letzten Federstrich getan. Alles wie gewöhnlich, und wie Sie es kennen. Nur habe ich dieses Mal mit der Gewissenhaftigkeit eines Mannes, der sein Testament schreibt, gearbeitet. Ich scheide mit dem Bewußtsein, daß auf allen Gebieten des Dienstes, namentlich auf dem so wichtigen Personalgebiet, meinem Nachfolger derartig vorgearbeitet ist, daß er im nächsten Jahre die Karre nur laufen zu lassen braucht. Sie wird ihr altes Geleise innehalten. Die ganze grobe Arbeit ist getan. Namentlich wird auch denjenigen Offizieren, deren Zukunft durch meine Qualifikationsberichte in Frage gestellt ist, noch durch mich und zwar vor dem 1. Januar ihre Beurteilung und somit ihr Schicksal mitgeteilt werden. Die Verantwortung für solche unangenehme Dinge muß nach meiner Empfindung den Betroffenen gegenüber der tragen, der sie in Wirklichkeit hat — und das bin ich! Mein Nachfolger hat dann die Annehmlichkeit, reine Bahn zu finden und als bon prince sein Amt zu beginnen. Ob er es bleiben kann, ist eine andere Frage. Ich kann ihm nur raten, auf diesem wichtigen Gebiet meinen Weg einzuschlagen. Peinliche Momente liegen natürlich auf diesem Wege, aber der Weg führt gerade, ohne Schleichwege zum Ziel — und das ist doch die Hauptsache."

Am 10. Januar wurde General von Loë unter Entbindung von der Stellung als kommandierender General zum Oberbefehlshaber in den Marken und zum Gouverneur von Berlin ernannt.

Er nahm Abschied von dem ihm teuern Korps, mit welchem er dreifach — durch heimatliche Bande, durch gemeinsame glorreiche Er-

innerungen und durch elfjährigen Oberbefehl verbunden war. Zum letztenmal begrüßte er die Regimenter, „die vor 25 Jahren unter meinem unvergleichlichen Vorgänger so manchen Sieg erfochten hatten". Er dankte den Generalen und Regimentskommandeuren für ihre tatkräftige Unterstützung, vor allem für die Erhaltung und Pflege des vornehmen Geistes, „welcher in der preußischen Armee die Wurzel aller Leistungsfähigkeit und dieses Armeekorps Zierde ist". Er dankte dem Offizierkorps für den kameradschaftlichen Geist, er dankte Unteroffizieren und Mannschaften „für den Eifer, die Mannszucht, die unerschütterliche Zuverlässigkeit, womit sie allerorts und jederzeit den Ruf des rheinischen Armeekorps aufrechterhalten und unserer heimatlichen Provinz sich würdig gezeigt haben".

Aber es war nicht allein der kommandierende General, der große militärische Erzieher, der die Führung des Armeekorps in andere Hände legte. Eine so überragende Position auch in Lebensfragen der Provinz hatte vorher kein anderer gehabt und konnte sie auch nicht haben.

Hier griffen die mannigfachen Beziehungen ein, die der Angehörige der rheinischen Ritterschaft zum Rheinland, zur katholischen Kirche, der Vertrauensmann der Dynastie zum Kaiser und seinem Hause besaß. Und Sonderinteressen gab es für Loë nicht, kam das Ganze in Frage.

Kurz hintereinander folgten sich jetzt in der Führung des Armeekorps die Generale von Bülow und Vogel von Falckenstein; bis 1897 der Erbgroßherzog von Baden zum kommandierenden General ernannt wurde.

Als der Kaiser damals in Koblenz weilte, sagte er in seiner Ansprache: „Das schöne Korps, welches ich aus den Händen eines Generals nahm, dessen Name Tapferkeit, dessen Wesen Ritterlichkeit und dessen Leben Treue auf den Schlachtfeldern und im Frieden gewesen ist, ich habe es jetzt Dir gegeben, dem Enkel des großen Kaisers, dem Sohne der hohen Fürstin, die sich nicht hat nehmen lassen, heute hier zu erscheinen und im Geiste Ihrer hochseligen Mutter mit uns in Erinnerung hier zu weilen."

XIV

Berlin, Düsseldorf und Bonn

1895—1908

Für Loë, dem das Waffenhandwerk über alles ging, mußte die Stellung des preußischen kommandierenden Generals „die erste, nicht allein in der Armee, sondern in der Welt“ sein.

Es war, als habe die ihn immer von neuem anregende Tätigkeit inmitten der Truppen sein altes Nervenleiden nicht aufkommen lassen, als habe der heimische Boden ihm stets frische Kraft gegeben.

In Berlin erfolgte ein den General tief niederdrückender Zusammenbruch. Langsam erholte er sich; aber er erbat seinen Abschied.

Noch war es ihm vergönnt, am 8. April 1897 sein 50jähriges Dienstjubiläum in Bonn zu begehen, ausgezeichnet vom Kaiser und vom Großherzog zu Baden, gefeiert von nah und fern. Neben den Vertretern des Heeres, der Regierung, der Stadt und Universität, der Kriegervereine sah man manchen Kriegskameraden und einstigen Angehörigen seines Stabes, wie Planitz, Moßner, Hausmann, Loos, Dulitz. Oberst von Winterfeld, an der Spitze des Offizierkorps des Husarenregiments, sprach dem ritterlichen Führer von 1870/71 die Glückwünsche des Regiments aus. Nachdem dann der Rektor der Universität, Geheimrat Seuffert, eine Anrede an den ehemaligen stud. jur. Bonnensis gehalten hatte, der die Alma mater stets in treuer Erinnerung bewahrt, überreichte der Dekan der juristischen Fakultät, Geheimrat Loersch, dem General in Anerkennung seiner staatsmännischen Verdienste das Diplom des juristischen Ehrendoktors.[1]) In seiner Antwort erinnerte

[1]) „Qui quondam in commilitio studiorum ordini nostro adscriptus / tum militiae munera adgressus / dum splendido curriculto ad altissimam dignitatem militarem enititur / praefectus alae Bonnensis quam in bello gloriose rexit / post ultra X annos Rhenano toti peditum equitumque corpori praepositus / universitati nostrae eiusque praeceptoribus nunquam cessavit praestare pietatem amicitiam favorem.

Idemque in difficillimis temporibus ac rebus / locis arduis et eminentibus per legationes et mandata vel consilia publica politica virtute probatus ius gentium usu atque experientia tractavit et actuosa vita regis patriaeque commodis honori amplitudini inseruit.“

Loë daran, daß die nahen Beziehungen, die er als Kommandeur wie als kommandierender General zur Universität stets unterhalten habe, im gegenseitigen Interesse nicht fruchtlos gewesen seien. Bei Erwähnung des rühmlichen Anteils der Studenten an den Erfolgen von 1870/71 gedachte er insbesondere der Freiwilligen des Husarenregiments. „Man konnte sich immer darauf verlassen, daß sie, ging es zur Aufklärung gegen den Feind, viel weiter ritten, als vorgeschrieben war, so daß ich hiergegen einen Befehl erlassen mußte. Wohl selten kommt ein Regimentskommandeur in solche Lage!"

Oberbürgermeister Spiritus, an der Spitze der Stadtvertretung, überbrachte, als Ausdruck der Verehrung und des Dankes für das warme Interesse, das der kommandierende General stets Bonn gezeigt, das Kostbarste, was eine Stadt zu verleihen vermag, das Ehrenbürgerrecht.

Ein Festmahl, zu dem auch der kommandierende General des VIII. Armeekorps, der Erbgroßherzog von Baden, erschien, versammelte Abends die Teilnehmer in der Offizierspeiseanstalt des Husarenregiments.

Am 28. April 1897 erfolgte die Stellung zur Disposition unter Belassung in der Stellung als Generaladjutant und à la suite des Husarenregiments König Wilhelm I.

Aber der tätige Mann sah sich bald nach neuen Aufgaben um, denen er seine Kräfte noch gewachsen glaubte.

Wohl wurde er zum lebenslänglichen Mitglied des preußischen Herrenhauses berufen, und am 1. Januar 1905, gleichzeitig mit den Generalen von Hahnke und Graf Haeseler, zum Generalfeldmarschall ernannt, Zeichen der Gunst und des Vertrauens, das Kaiser Wilhelm II. dem Mitarbeiter und glühenden Verehrer seines Großvaters bis zuletzt bewahrte. Wohl wurde Walter von Loë auch weiterhin mit Missionen diplomatischer oder repräsentativer Art betraut. Das, was ihn indessen von jetzt ab dauernd in Anspruch zu nehmen begann, war eine neue Betätigung seines erzieherischen und organisatorischen Talents: die Oberaufsicht über die rheinische Ritterakademie Bedburg.

Um dem ihm befreundeten General die Erfüllung dieser Aufgabe zu erleichtern und ihm, nach dem Ausscheiden aus dem Dienst, einen Wohnsitz nicht allzufern von Bedburg zu verschaffen, stellte ihm Fürst Leopold von Hohenzollern das königliche Schloß Jägerhof in Düsseldorf zur Verfügung, in dem sein Vater Karl Anton von Hohenzollern als Divisionskommandeur residiert hatte.

Unter hauptsächlicher Mitarbeit von Loës Vater war die Akademie einst von der rheinischen Ritterschaft gegründet worden, um die heranwachsende Jugend „in Gottesfurcht, christlicher Religion und fester Treue zum Thron" zu erziehen. Als einer ihrer begabtesten und eifrigsten Schüler hatte Walter Loë 1845 die damals in Bedburg zum erstenmal abgehaltene Reifeprüfung bestanden. Zeitlebens lag ihm die Anstalt am Herzen. Mit Schmerz verfolgte er ihr Zurückbleiben hinter den Anforderungen der Zeit. Als ihm jetzt, im Frühjahr 1897, das eigens für ihn geschaffene Amt eines „Protektors" der Anstalt übertragen wurde, wollte er daher nicht nur „dekorative Spitze" sein. Voll Tatkraft und mit der Gewohnheit, nichts halb zu tun, packte der 70jährige Mann, trotz zunehmender Leiden, sein letztes Lebenswerk an — Bedburgs Reform.

Es handelte sich darum, die veraltete Organisation der Zeit entsprechend umzugestalten, die Finanzlage der Anstalt zu regeln, das Verhältnis zwischen Schule und Eltern auf eine neue Grundlage zu stellen. „Denn ohne prinzipielle Übereinstimmung der Eltern mit der Anstaltsleitung, ohne ihr Vertrauen und ihre Achtung vor den Schulgesetzen ist die Erziehungsaufgabe nicht zu lösen, soll in der Überweisung an die Anstalt nicht lediglich eine gegen Bezahlung erlangte Befreiung von der Erziehungspflicht erblickt werden."

Vor allem wollte Loë tüchtige Lehrer und Erzieher gewinnen. Unendliche Mühe gab er sich in dieser Beziehung in Berlin, in Koblenz, in Karlsruhe, hier von der Großherzogin Luise von Baden in ihrem hochherzigen Interesse für alle gemeinnützige und erzieherische Tätigkeit unterstützt. Zunächst allerdings erfolgte stets dieselbe Antwort der Staatsbehörde: der Mangel an geeigneten Lehrern ist so groß, daß wir selbst die Vakanz kaum decken können.

Ein anderer Ausweg zur Beschaffung von Lehrkräften wäre gewesen, die Ritterakademie einem Orden zu unterstellen. Aber diesem, von verschiedenen Seiten gemachten Vorschlag, stand der General ablehnend gegenüber. „Ich glaube nicht," schrieb er, „daß ein Orden der Ritterakademie zu neuem Aufschwung, wie ich ihn im Sinne habe, verhelfen wird." Der ursprüngliche Charakter der von der Rittergenossenschaft und für die Genossenschaft gegründeten Anstalt sollte beibehalten, ihre Unabhängigkeit, unter Aufrechterhaltung der traditionellen guten Beziehungen zur kirchlichen Behörde in Köln, gewahrt werden. Er dachte sich diese Schule, von der er vor allem die Pflege des vaterländischen

Geistes verlangte, wohl auch als eine Pflanzstätte für künftige Offiziere. Einer Änderung in der Leitung war er außerdem um so mehr abgeneigt, als es bereits zwei geistliche Erziehungsanstalten für seine Standesgenossen gab, außer Feldkirch — hier stellte der rheinisch-westfälische und süddeutsche Adel das Hauptkontingent — die von den Jesuiten in Belgien, unweit von Aachen, neugegründete Anstalt Sittard, welcher ihre reichen Mittel und darum guten Lehrkräfte, bei niedrigem Pensionspreis, großen Erfolg versprachen. Mit letzterem Institut „könne Bedburg nur durch Steigerung seiner wissenschaftlichen und erzieherischen Leistungen in Konkurrenz treten".

Zu Beginn jedes Semesters — abgesehen von anderen Besuchen bei besonderer Veranlassung — erschien der General in Bedburg, orientierte sich über die gesamte Lage, wohnte einer Konferenz bei, suchte sich über Lehrer und Zöglinge ein Urteil zu bilden und stellte in den Unterrichtsstunden selbst Fragen, besonders aus der vaterländischen Geschichte, mit seinem Tadel nicht zurückhaltend, wenn die Schüler über die Hauptereignisse der Gründung des Deutschen Reiches nicht orientiert waren.

Neben der Gymnasialbildung galt es, die Freistunden in geeigneter Weise auszufüllen. Ohne in den Kasernenton eines französischen Lyzeums — „la Boîte" — zu fallen, wurde eine Art von militärisch-praktischer Jugenderziehung eingeführt. „Denn nichts befördert mehr die schlechte Laune, die Unzufriedenheit und die bösen Sitten, als der gezwungene Müßiggang." Um das hierzu mangelnde Aufsichtspersonal zu beschaffen, den anstrengenden Dienst des Direktors zu entlasten und dabei die Zöglinge frühzeitig an preußisch-militärische Zucht zu gewöhnen, hielt der General es für zweckmäßig, sie außerhalb der Unterrichtsstunden und während der körperlichen Übungen der Aufsicht eines geeigneten Feldwebels zu unterstellen, der dadurch, daß er nach dem Ausscheiden aus dem Heer das Recht behielt, die Uniform weiter zu tragen, sich auch äußerlich in seiner Autorität gestärkt sah.

Auf der anderen Seite sollte die fehlende mütterliche Fürsorge durch Augustinerinnen ersetzt werden, die für die Gesundheit der zum Teil noch sehr jungen Zöglinge zu sorgen und die häuslichen weiblichen Pflichten zu erfüllen hatten.

Dem modernen Sportbedürfnis wurde Rechnung getragen, der Spielplatz erweitert, neben Fußball- und Tennisplätzen auch ein Schießstand eingerichtet.

Der Klugheit und Geschicklichkeit Loës gelang es, den Einfluß aller Gegenströmungen gegen seine Tendenzen zu eliminieren. Er hatte die

Genugtuung, in Rom den Segen des Papstes für die von ihm und in seinem Sinne reformierte Schule zu erhalten. Dieses, für eine preußische Erziehungsanstalt ungewöhnliche Ereignis brach dem Vorwurf die Spitze ab, die Ritterakademie habe durch die Reformen ihren katholischen Charakter verloren und stände unter dem Zeichen des Militarismus. Bei Gelegenheit der Firmung in Bedburg am 26. Mai 1900 verkündete der Weihbischof Fischer in feierlicher Weise den päpstlichen Segen. Das Festmahl wurde, auf Veranlassung von Loë, mit der Rede auf den Kaiser eröffnet. Der dann folgenden Dankrede auf den Papst schlossen sich die Toaste auf den Erzbischof von Köln, den Weihbischof und die Ritterakademie an.

So ging die Anstalt einem neuen Aufschwung entgegen. Sogar Familien des süddeutschen katholischen Adels fingen an, ihre Söhne anstatt nach Feldkirch nach Bedburg zu senden.

Unterstützt wurde Loë in seinen Bestrebungen von einzelnen Mitgliedern der Adelsgenossenschaft, besonders dem zum Kommissar ernannten Grafen Clemens von und zu Hoensbroech, ferner dem auf seine Veranlassung von Bonn nach Bedburg berufenen verständnisvollen und überaus pflichttreuen Direktor Poppelreuter. Er selbst verdankte seine Erfolge weniger den ihm als Protektor zustehenden Machtmitteln, als seiner Persönlichkeit, seinem stets wachen Interesse, seiner Menschenkenntnis und der Klugheit, mit den vorhandenen Kräften zu rechnen, um Schritt für Schritt das ihm vorschwebende patriotisch-pädagogische Ziel zu erreichen.

Noch mancherlei andere Aufgaben, auch privater Art, traten an den stets zu Rat und Tat Bereiten heran, hauptsächlich als er 1899 in seine engere Heimat zurückkehrte, nach dem ihm und seiner Gattin lieben Bonn. Wußte er hier doch auch seine Tochter Margarete in der Nähe.

Hin und wieder ergriff der vollendete Redner wohl noch das Wort, am liebsten bei einer Erinnerungsfeier an die große Zeit der Einigung Deutschlands.

Am 22. Juli 1900 wurde in Maikammer in der Pfalz das Denkmal des Generals Freiherrn von Hartmann enthüllt, der im Krieg 1870 das II. Bayrische Armeekorps führte. Sein Sohn war mit Loës Stieftochter vermählt. Nachdem der als Ehrengast eingeladene Generaloberst von Loë sich zunächst seines Auftrages entledigt hatte, allen Teilnehmern an der Feier den kaiserlichen Gruß zu entbieten und die kaiserliche

Anerkennung denen auszusprechen, die dem heimgegangenen Helden ein Ruhmesdenkmal auf heimatlicher Erde errichtet, wies er, oft vom Beifall der Versammlung unterbrochen, auf die Waffenbrüderschaft der deutschen Stämme hin, die, nach dem Vorbild ihrer Fürsten unter der Führung des Kaisers, in einem Daseinskampf Deutschlands wiederum die Siegesparole sein würde. Dann brachte er das Hoch auf den Prinzregenten aus, den treuen Bundesgenossen dreier Kaiser, die feste Stütze des Deutschen Reichs, den hervorragenden Fürsten und Kriegsmann, Bayerns weisen Regenten.[1])

Bei dem an das Festmahl sich anschließenden Volksfest, zu dem Loë, begrüßt vom Hohenfriedberger Marsch, erschien, wurde die preußische Uniform der Gegenstand lebhafter Ovationen. Der Pfälzer Bevölkerung war eine willkommene Veranlassung geboten worden, ihrer reichstreuen Gesinnung Ausdruck zu geben.

Häufig sah man Loë bei der Kaiserin Friedrich auf Schloß Friedrichshof, dem künstlerisch ausgestatteten Mittelpunkt der kaiserlichen Familie, in dem alles den Geschmack jener hochbegabten Fürstin verriet, die sich so gerne in die Zeit der Medici versetzte. Dort traf Loë wohl auch den kunstsinnigen Domkapitular Schneider, dem Bonn die Restaurierung der Münsterkirche verdankt. Im Jahre 1900 war für die schwer Erkrankte die oberhalb Lerici herrlich gelegene Villa Marigola am Golf von Spezia als Aufenthalt gewählt. Loë, dorthin eingeladen, schrieb am 26. März allzu hoffnungsvoll: „Es ist erstaunlich, was Ihre Majestät zu Fuß — selbst in schwierigem Gelände — leistet. Sie ist nach solchen Spaziergängen so wenig ermüdet, daß sie ihre geistige Beschäftigung — Lektüre und Korrespondenz — mit voller Frische aufnimmt. Auch malt sie fleißig, wenn das Wetter den Aufenthalt draußen gestattet. Dagegen haben die rheumatischen Schmerzen, unter denen die Kaiserin bereits im vorigen Sommer litt, nicht abgenommen. Sie leidet in Zwischenräumen manchmal sehr empfindlich darunter, aber ihre Widerstandskraft läßt nicht zu, daß die Schmerzen die Oberhand über den Willen gewinnen. Sie zeigt im Ertragen eine bewunderungswürdige Energie — ja eine wahrhaft christliche Ergebung.“ [2])

„Je viens de rencontrer une femme supérieure,“ hatte Ernest Renan von der Fürstin gesagt.

Von Lerici fuhr Loë im April 1900 nach Rom, wo er am 20., sofort nach seiner Meldung im Quirinal, zu einem kleinen Diner als einziger Gast eingeladen wurde. „Beide Majestäten waren in gewohnter

[1]) Vergl. Fränkische Presse, 23. Juli 1900.

[2]) Brief an den Großherzog von Baden, 20. März 1900.

Weise gütig und freundlich. Der Kaiser hat an König Humbert einen treuen und zuverlässigen Bundesgenossen ... Frankreich macht große Anstrengungen, um Italien in sein Fahrwasser zu bekommen, aber König und Regierung halten tapfer gegen. Hier kommt es in unserem Interesse besonders darauf an, daß Englands Flotte ihr Übergewicht im Mittelmeer nicht einbüßt, sonst fällt Italien in die uns feindliche französische Machtsphäre. Der König ist von der Notwendigkeit durchdrungen, daß Englands europäische Machtstellung nicht geschwächt werden dürfe." [1])

Am 26. April wurde Loë von Papst Leo XIII. in Audienz empfangen. Zu jener Zeit schwebten die Fragen betreffend die Ernennung des Monsignor Zorn von Bulach zum Bischof von Metz und die Errichtung der katholischen Fakultät an der Universität Straßburg. Loë, der im Denken und Handeln stets der kirchentreue „deutsche" Katholik blieb, hatte den Eindruck, daß Rampollas Einfluß mit dem Alter des Papstes zugenommen habe und überwiegend sei.

„Je mehr dieser Einfluß sich befestigt, um so mehr gewinnt die Aufgabe der Regierung an Wichtigkeit, ihr Augenmerk auf die künftige Papstwahl zu richten. Nach Ansicht hiesiger, kundiger Persönlichkeiten wird Kardinal Kopp im Konklave eine einflußreiche Rolle spielen. Es wird aber günstig sein, wenn er nicht allein bleibt, sondern bald in der Kardinalsernennung des Erzbischofs Simar von Köln [2]) eine Unterstützung findet. Mein hiesiger Aufenthalt hat meine Überzeugung befestigt, daß die Regierung in dem Erzbischof Simar den richtigen Mann für Köln gefunden hat."

In offiziellem Auftrag erschien Loë 1902 noch einmal in Rom, um, zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums des Papstes, Geschenk und Glückwunsch des Deutschen Kaisers zu überbringen.

Der ihm beigegebene Kommandeur der 28. Kavalleriebrigade, General von Hausmann — derselbe, der ihn schon 1893, damals Major im Generalstab des VIII. Armeekorps, nach Rom begleitet hatte — „konnte feststellen, wie vollkommen frisch der alte Herr geistig noch war; sobald er in einem Salon erschien, beherrschte er die ganze Stimmung durch seine geistreich angeregte Konversation".

Neben den politischen Aufgaben schrieb er „so amüsante Briefe", wie die Tochter von Oswald Achenbach erzählt, in dessen Haus in der Goltsteinstraße zu Düsseldorf der General ein stets froh begrüßter Gast war. In einem Brief schilderte er die Audienz südfranzösischer Pilger,

[1]) Brief an den Großherzog von Baden, Rom, 29. April 1900.

[2]) Starb 1902. Sein Nachfolger wurde Weihbischof Fischer.

der er beigewohnt. Die temperamentvollen Kinder der Pyrenäen hatten dem Heiligen Vater in ihrer warmherzigen Art „Hundert Jahre alt zu werden“ gewünscht; worauf Leo XIII. lächelnd antwortete: „Mes chers enfants, nous ne voulons pas mettre des bornes à la providence.“ [1])

Loë kehrte aus Rom zurück mit dem Auftrag des Papstes, dem Deutschen Kaiser den Dank dafür zu überbringen, daß im Deutschen Reich, wo noch Zucht, Ordnung und Disziplin, Respekt vor der Obrigkeit und Achtung vor der Kirche herrsche, jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben könne.[2])

*

Verließ der General Bonn, dann war für ihn der heimischste Aufenthalt Baden-Baden. Dort fand auch der Kranke stets „die unbeschreiblich freundliche Gastfreundschaft der Großherzoglichen Herrschaften“ — dort lebte er in der Erinnerung an die gemeinsam verlebte große Vergangenheit, an den unvergeßlichen Kaiser.

Zum 9. September, dem Geburtstage des Großherzogs, schrieb Loë: „Euer Königlichen Hoheit Altersgenossen, zu denen ich mich zählen darf, erinnern sich in tiefer Dankbarkeit der großen Zeit, da Euer Königliche Hoheit als der treueste Bundesgenosse dem Kaiser Wilhelm im entscheidenden Moment Allerhöchst dero kräftige Hilfe zur Gründung des Deutschen Reiches geliehen haben. Ein Menschenalter ist seitdem vergangen — eine Zeit unausgesetzter Kämpfe zur Erhaltung des Baues, den der große Kaiser errichtet. Wenn Deutschland trotz aller Stürme mit Vertrauen auf den erlauchten Nachfolger blickt, der das Werk seines Großvaters befestigt und mit starker Hand die Fahne hoch hält, so weiß die Nation, daß der Kaiser in jedem Moment auf Euer Königlichen Hoheit erfahrenen Rat, auf Allerhöchst dero bewährte Unterstützung zählt. Erfüllt von diesem Bewußtsein ist die Nation von der Ostsee bis zu den Alpen gewohnt, auf Euer Königlichen Hoheit Worte aufmerksam zu hören. So beleben und erhalten Euer Königliche Hoheit weit über die Grenzen des badischen Landes hinaus den Geist der Treue und der Vaterlandsliebe in allen deutschen Stämmen — den kriegerischen Sinn, in dem Euer Königliche Hoheit bei jeder Gelegenheit die alten Soldaten an ihre Taten erinnern und die Jungen zur Nacheiferung anspornen. Ich wage heute hier auszusprechen, was jeder treue Mann empfindet — aber jedermann weiß auch, in wie hohem

---

[1]) Oswald Achenbach in Kunst und Leben von Caecilie Achenbach. Köln 1912.

[2]) An diese Worte knüpfte sich die bekannte politisch-konfessionelle Polemik.

Maße Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin — die erlauchte Tochter des großen Kaisers — die Erbin seiner Pflichttreue — Euer Königliche Hoheit unterstützt."

Im Jahre 1901 erfolgte der erschütternde Heimgang der Kaiserin Friedrich. Loë schrieb an seine Gattin: „Die Kaiserin hat, so furchtbar auch die körperlichen Leiden waren, seelisch mehr gelitten, und ihr Heldenmut war bewunderungswürdig." Und an den Großherzog von Baden: „Das Bewußtsein, daß die Kaiserin ihre Schmerzenslaufbahn, ihr schwergeprüftes Leben vollendet hat, muß jeden Schmerz um ihren für uns unersetzlichen Verlust verstummen machen."

So sah der treue Diener einen nach dem andern im Herrscherhause schwinden.

Aber in glänzenden Schilderungen wurden damals vergangene Zeiten wieder lebendig. Friedjungs „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" erschien und dann das Geisteswerk eines Heros — „Gedanken und Erinnerungen".

Loë schrieb an Planitz[1]) hierüber: „Friedjung vereinigt mit der Liebe zu seinem Vaterlande, zu seinem Kaiserhause, eine seltene Klarheit des Urteils, eine staunenswerte Objektivität, einen Gerechtigkeitssinn gegen das Unglück und die Besiegten, eine Lebendigkeit der Schilderung, wie ich in keinem Geschichtswerk gefunden habe. Thiers besitzt auch die Schilderungsgabe, aber er benützt sie, um die Unwahrheit auszuschmücken. Die Schilderung der Schlacht bei Königgrätz ist prachtvoll und dabei wunderbar klar, die Charakteristik Benedeks ergreifend. Das ist der Mann, wie er mir 1860 in Verona bei 14tägigem Aufenthalt erschienen — ein frischer tatkräftiger Soldat; aber in Verhältnisse gebracht, die er nicht beherrschen konnte, mußte er scheitern."

Bei der Lektüre der „Erinnerungen" des großen Staatsmannes mit dem „weit vorausschauenden Blick und dem staunenswerten Unternehmungsgeist", hatte er die Empfindung, „daß der Subjektivismus dem Werte des Werkes als Geschichtswerk Eintrag tut. Einzelne Kapitel sind prachtvoll, z. B. Nikolsburg. Andere bedauerlich, wo der Verfasser seitenlang die gegen ihn gerichteten Intriguen erzählt. Das hat jeder große Staatsmann ertragen müssen."

Die Korrespondenz Loës nach allen Seiten blieb eine rege. Auch der alte General Galliffet — „le fidèle et bruyant Galliffet," wie ihn die Fürstin Metternich nannte, „que j'aime avec ses grandes qualités et malgré ses immenses défauts" — ließ ab und zu von sich hören.

[1]) Diese Korrespondenz wurde durch den Sohn des Generals, Rittergutsbesitzer Edlen von der Planitz, zur Verfügung gestellt.

So schrieb er am 10. Januar 1902:

„Mon vieil ami,

Par surcroît de précaution j'ai fait traduire par un véritable interprète votre article de 9bre. Je ne me suis pas contenté de le lire, je l'ai fait lire par beaucoup d'hommes distingués. Tous ont été avec moi d'accord sur la valeur et l'impartialité de vos jugements. Je vous reproche cependant de m'avoir décerné un éloge peu mérité — venant d'un homme tel que vous, il pourrait me gonfler de vanité. De vous à moi, j'ai dû sur requête prêter ma traduction à quelqu'un qui voulait la faire lire par l'Impératrice Eugénie, en ce moment encore à Paris. Je ne connais pas encore son impression . . .

. . . Nous sommes ici en crise politique perpétuelle. L'Esprit Saint n'a pas élu domicile en France. Ceux qui se „nomment" Conservateurs!! ont tout fait pour m'obliger à quitter le ministère — et aujourd'hui ils me reprochent aigrement d'avoir été sensible à leurs injures d'alors. Aujourd'hui il me suffit d'être insensible à leurs regrets, du moins en ce qui me concerne.

Les temps héroïques ne se retrouvent plus que dans le lointain. Tout est à l'industrie et au commerce.

Cependant j'aurais bien voulu qu'il me fût permis d'utiliser mes vieux jours au profit de ces braves Boërs.

Mille amitiés et bons souhaits de votre vieux camarade

10 rue Châteaubriand. Galliffet."

Nachdem Galliffet am 29. Mai 1900 freiwillig von seiner Stellung als Kriegsminister zurückgetreten war, wurde der demokratische General André sein Nachfolger — der 31. Kriegsminister seit dem Bestehen der dritten Republik. Dieser begabte Idealist wollte die Gleichheitsideale in das Heer einführen: „Wir sehen ja, wie das Volk magnetisch von ihnen angezogen wird. Wollen wir also die Kluft füllen, so müssen wir dieselben Ideen proklamieren."

Die reaktionären Generale wurden gemaßregelt. Der Kastengeist des Offizierkorps sollte ausgerottet werden, die parlamentarische Kontrolle das ganze Heer durchdringen.

*

In das Jahr 1902 fiel das 50jährige Garnisonsjubiläum des Husarenregiments König Wilhelm I. Den Höhepunkt des Festes bildete der 17. Juni mit der Parade vor dem Kaiser. Auch die Kaiserin, der in Bonn studierende Kronprinz, Prinz und Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe waren anwesend.

„Wir Bonner sahen unsern Regimentskommandeur aus großer Zeit damals zum letztenmal in militärischer Stellung. Während des Abendfestes am Rhein stand er inmitten seiner Husaren und richtete markige Worte und ernste Ermahnungen an sie. Am folgenden Tage führte er dem Kaiser das Regiment im Parademarsch vor. Ein ergreifendes Bild — der greise Feldmarschall zu Pferde, an der Spitze seines stolzen Regiments, den Degen gesenkt, den Blick scharf auf den Kaiserlichen Herrn gerichtet. So wird er Bonn in Erinnerung bleiben.“ [1])

Zu den Sonnenblicken dieses Jahres gehörte auch die Ernennung des Generals von Deines — dem Hause Loë als „Königshusar“ seit dem Jahre 1870 befreundet — zum kommandierenden General des VIII. Armeekorps.[2]) „Es ist wohl natürlich,“ schrieb ihm Loë, „daß ich am VIII. Armeekorps mit allen Fasern meines Herzens hänge. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß mir der Erbgroßherzog an der Spitze dieses Armeekorps eine hochsympathische Persönlichkeit war, nicht allein als Sohn seiner von mir hochverehrten Eltern, sondern auch wegen seiner Eigenschaften. — Sie übernehmen ein Korps, in dem der Ihnen bekannte, von uns beiden so hochgeschätzte Geist lebendig geblieben ist.“

Für eine so tätige Natur wie die von Walter von Loë mußte das Alter den schwersten Kampf des Lebens bringen, den Kampf eines tapfern Geistes mit den abnehmenden körperlichen Kräften, mit Krankheitserscheinungen, die sich nicht bannen ließen.

Dazu ein neuer ihn tief ergreifender Trauerfall. Schon 1897 hatte der General den einzigen Sohn verloren. Von seinen beiden Töchtern war die ältere, Helene, mit ihrem Vetter Franz Freiherrn von Loë vermählt. Sie starb im Oktober 1902.

Einst war des Feldmarschalls Wahlspruch gewesen: Solange wir mittun, ein frisches Auge und ein fröhliches Herz!

Jetzt schrieb er doch an den treuen General von der Planitz: „Das Alter von 75 Jahren zieht die Grenzen. Dazu kommt die Last des schweren Jahres 1902, der Verlust meiner ältesten Tochter, die Anstrengung der Sendung nach Rom und ihre Folgen. Es war zuviel! Ich würde nach einem reichen Leben — inmitten der Armee, die ich über alles geliebt, und meiner Kameraden, die, wie im Leben so auch im Tode fest und treu zu mir halten — glücklich sein zu sterben, wenn nur das Ende ein rasches, nicht so qualvolles wird. Ich kämpfe jede Nacht den Todeskampf. Aber ich will nicht klagen! Vor mir

---

[1]) Nach dem Nekrolog in der Bonner Zeitung vom 8. Juli 1908.

[2]) 18. Oktober 1902. — A. von Deines a. a. O. S. 259.

hängt das Bild des Kaisers Friedrich, welches er mir nach der spanischen Reise und dem Schlußakt Salamanca geschenkt hat."

Immer lieber versenkte er sich in die Vergangenheit — jene große Zeit, aus der das Bild seines alten Herrn leuchtete, aus der er sich selbst aber nie Aufzeichnungen gemacht hatte. Und er begann „Erinnerungen" niederzuschreiben. Er tat es fragmentarisch, ein feines Taktgefühl lenkte die Feder. Wie er auch kurz vor seinem Tode, durch Memoiren-Publikationen veranlaßt, die umfangreiche Sammlung der an ihn gerichteten Briefe von Fürsten und Fürstinnen, Politikern, Militärs teils selbst vernichtete, teils zur Vernichtung bestimmte, um den geringsten Vorwurf zu vermeiden, er habe sich des ihm geschenkten Vertrauens nicht würdig gezeigt. Um Kaiser Wilhelm und die Kaiserin Augusta gruppiert sich das ganze Buch. Nur die Pariser Zeit bildet gleichsam ein Bild für sich. Doch läßt das Werk sich mit den mündlichen Erzählungen des Feldmarschalls nicht vergleichen. Die kleinen Züge fehlen, denen der Meister der Unterhaltungskunst durch feines Mienenspiel einen unvergleichlichen Reiz zu geben verstand.

Diese sachlich und zeitlich begrenzten „Erinnerungen aus meinem Berufsleben" bildeten, je mehr die Stube den alten Reitergeneral fesselte, eine neue Tätigkeit. Sie erschienen in den Jahrgängen 1901, 1902 und 1905 der „Deutschen Revue". 1906 wurden sie in Buchform herausgegeben, völlig umgearbeitet und ergänzt, von vielen Nebensächlichkeiten befreit, erst jetzt der Absicht mehr entsprechend.

Der Kaiser hatte dem Feldmarschall 1905 telegraphiert: „Ich stehe unter dem frischen Eindruck der gestrigen Lektüre des neuesten Teils Ihrer Lebenserinnerungen. Die großen, mit dem Feldzuge 1866 in Verbindung stehenden Ereignisse bringen Sie darin in so klarer und packender Weise zur Darstellung, daß ich das mir freundlichst übersandte Heft ohne Unterbrechung gelesen. Im besonderen drängt es mich, Ihnen meine Anerkennung und meinen Dank für das Verständnis auszusprechen, mit welchem Sie die Gestalt und das Wesen meines hochseligen Herrn Großvaters in ihrer schlichten Größe so anschaulich und treffend der Nachwelt überliefern."

Auch sonst ließ der Kaiser keine Gelegenheit vorübergehen, des Generaladjutanten dreier Kaiser zu gedenken. So, wenn er 1905 nach der Parade bei Koblenz telegraphierte: „Ich konnte das Königshusaren-Regiment und das ganze VIII. Armeekorps heute nicht sehen, ohne Ihrer und Ihrer treuen Arbeit auf dem hiesigen Boden dankbar zu gedenken. Empfangen Sie meinen herzlichen Soldatengruß und meine besten Wünsche für gute Besserung."

Oder, wenn er im nächsten Jahr den Kranken von Berlin aus mahnte: „Ich hoffe und erwarte, daß Sie Ihrer Gesundheit Rechnung tragen. Diese kommt in erster Linie, alles übrige hat Zeit. Besten Gruß. Wilhelm R."

*

Am 7. April 1907 — dem Erinnerungstag an die Übernahme des Kommandos der Königshusaren vor 40 Jahren — war die Feier des 60jährigen Dienstjubiläums des Generalfeldmarschalls, des jetzt rangältesten Offiziers der preußischen Armee.

Die öffentlichen Gebäude Bonns hatten geflaggt. Vor dem Loëschen Hause in der Poppelsdorfer Allee spielte die Kapelle des Infanterieregiments Nr. 160.

Als die ersten Gratulanten erschienen — es galt dem Ehrenbürger, dem Ehrendoktor der juristischen Fakultät — der Oberbürgermeister Spiritus im Namen der Stadt, dann eine Vertretung der Universität, an ihrer Spitze der Rektor Professor Grafe. In humoristischer Weise gedachte der Jubilar seiner Studentenzeit.

Der Oberpfarrer überbrachte die Glückwünsche der katholischen Gemeinde, Graf Spee die der rheinischen Ritterschaft.

Der Empfang des kommandierenden Generals von Ploetz und des Divisionskommandeurs Generalleutnant von Hausmann erweckte die Erinnerungen an die gemeinsamen Kriegserlebnisse, vor allem an die Tage von Bapaume. Mit außerordentlicher Gedächtniskraft entsann sich der Feldmarschall der Einzelheiten des Kampfes, besonders des Sturmes auf Biefvillers, bei dem General von Ploetz, damals Leutnant im 33. Infanterieregiment, verwundet wurde. General der Kavallerie von Deines überbrachte die Wünsche der alten Königshusaren, die am Kriege teilgenommen. Anschließend erschien das Offizierkorps des Husarenregiments König Wilhelm I. unter Führung des Majors beim Stabe von Baumbach. Vom Exerzieren kommend, war das Regiment, unter den Klängen des „Lehm op"-Marsches, huldigend am Hause seines Feldobersten vorübergezogen.

Es folgten der Kommandeur des 9. rheinischen Infanterieregiments Nr. 160, Oberst von Bodelschwingh, und die inaktiven Generale, unter ihnen die alten Freunde des Hauses, Generalleutnant von Morsbach und der langjährige Militärattaché in Rom, Generalleutnant von Engelbrecht.

Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Freiherr von Schorlemer, überbrachte die Wünsche der Provinz. Vertreter der Militärvereine, des Korps Borussia schlossen sich an.

Vom Herrscherhaus erschienen Prinz und Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe.

Der Kaiser hatte, mit einem herzlichen Handschreiben, seine Marmorbüste von Begas gesandt. Unter den zahllosen schriftlichen und telegraphischen Kundgebungen der Verehrung aus Nah und Fern standen in erster Linie die Glückwünsche des ehrwürdigen Großherzogpaares aus Karlsruhe.

In der liederfrohen Stadt durfte am Abend der Männergesangverein nicht fehlen. So klang dem Sohn des Rheinlandes der Tag aus, in dankbarer Erinnerung an die Jugendzeit, an das reiche Wirken des Mannesalters.

Die Feier hatte erfrischend auf den greisen Feldmarschall gewirkt.

Aber nur für kurze Zeit, dann stellten sich wieder Krankheitserscheinungen ein. Ein Aufenthalt in Sestri brachte wenig Linderung.

Immer kleiner wurde der Kreis der alten Freunde und Waffenbrüder. Fürst Leopold von Hohenzollern war dahingegangen und mancher andere.

Auch Roggenbach. Einer der wenigen, die Deutschlands Entwicklung noch miterlebt, hatte er dem neuen Deutschland zugerufen: „Die heutige Jugend hat andere Ziele. Sie ist dadurch meistens geschützt, für Ideale zu bluten. Möge sie das geeinigte Vaterland, an dessen Gründung sie unbeteiligt ist, wenigstens erhalten und nicht gefährden, wie es die reichen Söhne mit dem schwer erworbenen Wohlstand arbeitsamer Väter machen, das ihnen mühelos zufiel."

Noch im vergangenen Jahr, im November und Dezember 1906, waren Loë und Roggenbach[1]) Gäste auf Schloß Baden gewesen. Der achtzigjährige Großherzog hatte mit den beiden Jugendfreunden gemeinsame Erinnerungen aus allen Zeiten ihres Lebens ausgetauscht und die Energie bewundert, mit der der Feldmarschall die körperlichen Leiden trug und überwand.

Jetzt brachte der Herbst die Nachricht: am Morgen des 28. September 1907 war der Großherzog von Baden gestorben.

Der Feldmarschall eilte, trotz seiner Krankheit, nach Karlsruhe, um der Trauerfeier in der Schloßkirche beizuwohnen. Es war tief ergreifend: der greise, treue Freund des Großherzogs, der letzte aus alter Zeit, an der Bahre des heimgegangenen Fürsten — erschütternd der Abschied von der Großherzogin, die wußte, daß sie den bewährten Diener nicht wiedersehen würde.

Der Feldmarschall fühlte seine Zeit gekommen.

---

[1]) Staatsminister von Roggenbach starb den 24. Mai 1907.

Er schloß ab mit der Erinnerung an die große Vergangenheit, in deren Mittelpunkt für ihn sein Kaiser und König stand. Noch einmal weilte er unter den Offizieren seines alten Regiments, bei der Gedächtnisfeier, die am 22. März, dem Geburtstage Kaiser Wilhelms I., alljährlich begangen wird. Mit den Worten: „Sie sehen mich zum letztenmal," nahm er Abschied.

Die Pflicht über alles setzend, ließ der Rastlose sich nicht davon abbringen, nach Bedburg zu fahren, um in der Ritterakademie mehrere Stunden hindurch der Prüfung beizuwohnen.

Es war das letzte Aufflackern eines starken Geistes.

Am 6. Juli 1908 endete das Leben dieses tapfern Mannes.

Unter den Söhnen des Rheinlandes war er einer der Besten.

Selbst schlicht und anspruchslos, zeigte er sich stets bereit, das eigene „Ich" höheren Zielen unterzuordnen. Ein gläubiger Katholik. Ein Patriot, der sich bis zuletzt das warme Herz für die Größe seines Vaterlandes bewahrt hatte. Treu dem Hohenzollernhaus. Treu dem geliebten Kaiser und Herrn. Und da sich in diesem Kaiser deutsches Pflichtbewußtsein, deutsches Nationalgefühl verkörperten, so wurde beides auch für Loë das Steuer durchs Leben.

Er starb in Bonn.

Einst, am 25. Juli 1870, war er an der Spitze seines Regiments, unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches, aus der rheinischen Stadt gezogen, nach Frankreichs Gefilden.

Und abermals an einem Julimorgen schmetterten die Trompeten durch die Stadt. Die Husaren geleiteten ihren Feldoberst auf seinem letzten Wege — mit dem Preußenmarsch von Hohenfriedberg. So hatte der alte Reitergeneral es sich gewünscht.

Beilagen

A. Im Kaukasus[1]

1862

Am 1. September 1862 schiffte sich Prinz Albrecht von Preußen in Pest an Bord eines österreichischen Lloyddampfers ein, um nach dem Kaukasus zu gehen und dort an einer Expedition der Russen gegen die Tscherkessen teilzunehmen. Das Gefolge des Prinzen bestand aus dem Hofmarschall Oberst von der Schulenburg, zuletzt Kommandeur des Gardekürassierregiments, dem Flügeladjutanten Major Freiherrn von Loë, dem Major von Reclam, à la suite des 1. Gardelandwehrregiments und Platzmajor der Festung Stettin, dem persönlichen Adjutanten Rittmeister Freiherrn von Maltzahn, à la suite des 2. Leibhusarenregiments, dem Leibarzt Dr. Viking,[2]) dem Sekretär Hofrat Ströhmer und sechs Dienern.

Auf dem Donaudampfer

Die Reisegesellschaft, schreibt Loë, bildete eine bunte Musterkarte aller Nationen. Österreichische Offiziere, die vom Urlaub in ihre Garnisonen im Banat und an der Militärgrenze zurückkehrten, armenische Priester in langen, schwarzen Kaftans und runden Hüten modernster Fasson, französische Ingenieure, die sich zu Bauanlagen nach der Türkei begaben, englische Touristen, türkische Militärs auf der Fahrt nach Belgrad, um sich dort vor der aufgeregten serbischen Bevölkerung in die Zitadelle einzuschließen, dazu serbische Schweinehändler.

Eine recht interessante und nützliche Bekanntschaft, die wir an Bord machten, war die eines deutschen Arztes Dr. Wagner aus Odessa, der, ein geborner Preuße, während des Feldzuges 1828 als Militärarzt in russische Dienste gegangen war und sich später in Odessa niedergelassen hatte. Trotz 35jähriger Trennung war er dem Vaterland im Herzen treu geblieben. Da er mit vielen hervorragenden russischen Persönlichkeiten in näherer Beziehung gestanden hatte und eine scharfe Beobachtungsgabe zu besitzen schien, konnte er uns über die russischen

[1]) Nach Tagebuchaufzeichnungen und Briefen an die Gattin.

[2]) Begleitete den Prinzen auf allen Reisen und während der Feldzüge in Schleswig, Österreich, Frankreich. Bekannter Homöopath. Auch Schriftsteller unter dem Namen Ludwig Rüben.

Verhältnisse sehr interessante Aufschlüsse geben. Wir hörten auch von ihm, daß wir den Feldmarschall Fürsten Barjatinsky leider nicht in Tiflis antreffen würden, da er sich seiner Gesundheit halber in der Schweiz befinde und voraussichtlich aus dem Dienst scheiden werde.

Nach Vukovar, der Besitzung des Grafen Eltz, und Peterwardein, der letzten ungarischen Stadt auf dem rechten Ufer, erreichten wir Semlin, wo die Passagiere für Belgrad ausgeschifft werden, da der Dampfer an der Festung nicht anlegen darf. Wir sahen hier die ersten Türken, schöne, kräftige Leute, in malerischem, wenn auch meist zerlumptem Kostüm. Es ist ewig schade, daß die türkische Armee das Nationalkostüm gegen den europäischen Waffenrock vertauscht hat! Ersteres trägt der Türke mit Stolz, während die unglücklichen türkischen Soldaten im Waffenrock vollständig unwahrscheinlich aussehen. Belgrads vielumkämpfte Zitadelle am Einfluß der Save in die Donau — der „Schlüssel der Türkei" — ist ein wirres Konglomerat von altem Mauerwerk, aus dem nur ein stattliches Gebäude, das Palais des Paschas, hervorragt. Die Stadt ist quer über einen Bergrücken gebaut. Der südliche Abhang des Berges gehört ausschließlich der serbischen Bevölkerung; zunächst der Donau hatten sich die Türken angesiedelt, wie man von weitem an den Minarets der Moscheen erkennt. Jetzt steht dieser Stadtteil leer, denn die Serben haben ihn im Juni dieses Jahres überfallen, die Häuser niedergebrannt und die Türken totgeschlagen. Alles, was sich retten konnte, flüchtete in die Zitadelle. Am folgenden Tag bombardierte allerdings der Pascha die Serbenstadt; allein die Türken führen dennoch in Belgrad eine höchst ungemütliche Existenz. Als der neue Gouverneur kürzlich mit dem Dampfschiff ankam, bat er den Kapitän des österreichischen Schiffes flehentlich, ihn an den Mauern der Festung von Belgrad und nicht in Semlin auszuschiffen, da er auf dem Wege von Semlin nach Belgrad jedenfalls von den Serben überfallen werden würde. Der Kapitän war nicht imstande, dem Ansinnen zu entsprechen, aber er telegraphierte nach Semlin um eine österreichische Eskorte, die den geängstigten Gouverneur sicher in seinen neuen Wirkungskreis geleitete.[1])

Von Belgrad abwärts nimmt das rechte Donauufer einen anderen Charakter an, die Ausläufer des Balkans treten dicht an den Fluß heran und bilden ein steiles, felsiges Ufer, bis der Strom bei dem sogenannten Babakay, einem mitten in der Donau liegenden Felsen, kaum noch eine Breite von 380 Schritt zählt. Vom Babakay bis zum

[1]) 1867 wurde die Festung von den Türken geräumt.

„Eisernen Tor" jenseits Orsova ist der schönste Teil der Donau. Die senkrecht aus dem Wasser emporsteigenden roten Felsen bilden auf beiden Seiten des Flusses eine bewaldete Gebirgskette — das Ganze an wilder Romantik den Rhein und Schwarzwald übertreffend.

In Drenkova gingen wir an Bord eines kleineren Schiffes, das mit Rücksicht auf die Passage des Eisernen Tores geringeren Tiefgang hatte. Orsova ist der äußerste Punkt der österreichisch-ungarischen Militärgrenze, deren rein militärische Verfassung und administrative Einteilung in Regiments- und Bataillonsbezirke aus der Zeit der Türkenkriege stammt. Der damals organisierte Kordondienst besteht noch heute. Längs der ganzen Grenze wurden alle paar tausend Schritt kleine, gemauerte Wachthäuschen — der Überschwemmung wegen gewöhnlich auf Pfählen — gebaut. Diese Häuschen — man sieht sie auf der Fahrt von Semlin nach Orsova längs des ganzen linken Donauufers — werden stets von einem 4—5 Mann starken Wachtposten bezogen. Jeder Bewohner der Militärgrenze ist verpflichtet, alljährlich vier Wochen diesen Wachtdienst zu tun. Dort steht nun der Kroat und lauert. Sein Anzug — Pudelmütze, leinenes Hemd, leinene, weite Hosen, Sandalen, alles von unbestimmten Farben — verrät, daß bei dieser Beschäftigung weniger Wert auf Eleganz als auf Wachsamkeit gelegt wird, die sich, seitdem es keine Türkeneinfälle mehr gibt, den Schmugglern zuwendet. In Orsova visitierte der österreichische Grenzkommandant die Pässe; dann fuhren wir durch das „Eiserne Tor" nach Turn-Severin, wo die Donau sich wieder ausbreitet, die Ufer flach werden, und wir unser kleines Schiff mit dem großen Donaudampfer „Széchényi" vertauschten. Als wir durch die pittoreske Felsenpartie des „Eisernen Tores" fuhren, lag unterhalb des Katarakts das eiserne Wrack einer Dampferjacht des Paschas von Belgrad, die dort kürzlich auf die Felsen gelaufen und leck geworden war. Die Bemannung wurde gerettet; man hätte auch das Schiff vielleicht flott machen können, allein in der Nacht steckten die Serben es in Brand.

In Vidin, der ersten türkischen Stadt, saßen die Türken auf den Balkons ihrer Wohnhäuser (meist elende Baracken), Tschibuk rauchend, und in so würdevoller Haltung, als ob sie ein Marmorpalais bewohnten. Einige kamen ans Schiff, boten Obst, besonders Trauben von seltener Schönheit zum Verkauf an, oder waren den Passagieren beim Auf- und Abladen der Sachen behilflich. Der Kapitän sagte uns, daß für alle Kommissionen die Türken den Serben und Walachen vorzuziehen seien. Der Türke ist durchaus ehrlich, die Serben und Walachen aber stehlen wie die Raben. Auch einige türkische Frauen sah man ver-

schleiert am Ufer sitzen. Wenn aber die berühmten Houris des mohammedanischen Paradieses diesen Damen gleichen, so lohnt es nicht die Mühe, sich den türkischen Himmel zu verdienen.

Vidin gegenüber liegt das aus dem letzten Russisch-Türkischen Kriege bekannte Kalafat. Omar-Pascha — ein Kroat namens Michael Latas — überschritt hier am 16. Oktober 1853 die Donau und legte einen Brückenkopf und ein verschanztes Lager an. Auf Grund dieser Operation proklamierte die gesamte türkenfreundliche Presse Omar-Paschas Feldherrnruhm. Kalafat hieß der wichtigste strategische Punkt des ganzen Kriegstheaters, der Schlüssel der Walachei, obgleich kein vernünftiger Mensch begreift, weshalb. Wenn Omar-Pascha wirklich die Offensive über die Donau ergreifen wollte, wie er es gegenüber den zersplitterten russischen Kräften recht gut konnte, so ist es doch einleuchtend, daß er die Donau überschreiten mußte, wo sie an Bukarest, die russische Rückzugslinie, am nächsten herantritt, nämlich bei Tutvakan (Oltenitza). Allerdings hat er auch diesen Übergang versucht und daselbst am 4. November 1853 ein den Russen ungünstiges Gefecht geliefert; da er aber nicht nachstieß, sondern sofort wieder über die Donau zurückging und seine ganzen Kräfte nach Kalafat, also dem äußersten linken Flügel schob, vergrößerte er nur seinen Fehler. Die Ansichten über Kriegsführung sind, wie alles andere, der Mode unterworfen. Damals sollte Omar-Pascha, des Sultans Günstling, durchaus der Held des Tages sein, und alles, was er tat, waren tiefe, strategische Kombinationen, die zu verstehen niemand klug genug war. Was aber niemand versteht, das ist eben unverständlich, wie es auch Omar-Paschas Kriegsführung von 1853 war.

Die monotonen Ufer, auf der walachischen Seite flach, auf der bulgarischen hügelig, gleichen sich in ihrem wüsten Aussehen — nicht die Schuld der Natur, sondern nur der Trägheit und Stumpfheit ihrer Bewohner.

Von Giurgewo, wo angelegt wird, führt die Poststraße nach Bukarest. Die walachische Post stand am Ufer. Der Hauptwagen, ein schwerer, unförmlicher Kasten zu 15 Personen, war mit acht Pferden bespannt, kleinen, mageren, unansehnlichen Tieren, scheinbar kaum imstande, den Wagen im Schritt von der Stelle zu bringen. Sobald jedoch Passagiere und Gepäck unter vielem Geschrei eingeladen waren, ging die Reise mit Peitschenknall und Schellengeläute im Galopp los, um die 15 Meilen bis Bukarest in diesem Tempo zurückzulegen. In Giurgewo präsentierte sich auf dem Schiffe ein Adjutant des 1859 zum Fürsten der vereinigten Fürstentümer Moldau und Walachei gewählten

Bojaren und ehemaligen Obersten Cusa,[1]) um ein Bewillkommnungsschreiben an den Prinzen zu überbringen. Die reiche, goldgestickte Uniform des Adjutanten, der in den Berliner Militärbildungsanstalten seine Erziehung genossen hatte, stach grell gegen die Lumpen der walachischen Schildwachen an der Landungsbrücke ab. Giurgewo gegenüber liegt die türkische Festung Rustschuk, das Zentrum der türkischen Verteidigungslinie an der Donau, deren linken Flügel Vidin, deren rechten Silistria bildet. Silistria, wo wir abends anlangten, wurde bekanntlich im letzten Türkisch-Russischen Kriege von den Russen unter Paskjewitsch während sechs Wochen vergeblich belagert. Die Türken verteidigten den nichts weniger als festen Platz ebenso tapfer wie geschickt unter Leitung des Obersten Grach, eines ehemaligen preußischen Feuerwerkers der Gardeartillerie, der hier seinen Tod fand. Die Russen, in ihren Belagerungsarbeiten durch die türkische Hauptarmee unter Omar-Pascha und durch die englisch-französische Division geniert, versuchten mehrere schlecht vorbereitete Stürme, wurden aber stets zurückgeschlagen und traten am 26. Juni infolge der österreichischen Einwirkung ihren Rückzug über die Donau an. Seit dieser Belagerung sind die Werke von Silistria verstärkt worden. Vom Schiffe aus ist natürlich von der Festung wenig zu sehen; die dominierenden Punkte im Vorterrain, scheinen, besonders nach Osten hin, zweckmäßig mit Erdwerken versehen zu sein.

Von Galatz aus beabsichtigte Seine Königliche Hoheit mit dem Obersten von Schulenburg, dem Major Reclam und dem Leibarzt Dr. Biking die Reise nach Odessa zu Lande zu machen, während wir übrigen die Reise zu Wasser über das Schwarze Meer fortsetzen sollten. Schon von Turn-Severin war an das preußische Konsulat telegraphiert worden, die Postpferde zur sofortigen Weiterreise bereit zu halten. Bei unserer Ankunft in Galatz kein Konsul, keine Pferde. Die Depesche war nicht angekommen, sondern unterwegs irgendwo stecken geblieben — die in der Walachei übliche Beförderungsart. Endlich waren die Pferde herbeigeschafft.

Nach der Abfahrt des Prinzen warf ich einen Blick in das Innere der Stadt Galatz. Es genügte, um mich die Kürze des Aufenthalts nicht bedauern zu lassen. Die Straßen sind tiefe Sumpflöcher, in denen Scharen von herrenlosen Hunden ihren Hunger an toten Pferden und ähnlichen Gegenständen stillten. Unter den schmutzigen, meist einstöckigen Häusern erfüllt der Anblick des ersten Gasthofes „Grand Hotel

---

[1]) Dankte 1866 ab. Ihm folgte Karl von Hohenzollern.

de Paris" bei dem Gedanken, dort übernachten zu müssen, die Seele mit tiefem Grausen.

Unterhalb Galatz teilt sich die Donau in unzählige Arme von bedeutender Breite, um sich schließlich in vier Mündungen in das Schwarze Meer zu ergießen. Die gewöhnliche Ausfahrt für Schiffe ist die sogenannte Sulinamündung, über welche im diplomatischen Notenwechsel des Orients schon Tausende von Bogen geschrieben worden sind. Um 6 Uhr abends gingen wir in See. Bald tauchte die Sonne glühend in die Fluten des „Gastlichen" — wie die Griechen sagten — Meeres unter, um einer jener wundervollen Nächte Platz zu machen, die nur der Süden kennt. Wir blieben auf dem Verdeck. Eine laue, feuchte Brise brachte Kühlung. Über uns wölbte sich in tiefer, wolkenloser Bläue der klare Sternenhimmel, und unter uns kräuselten sich die schwarzen Wellen um den Kiel des „Metternich", der sie pfeilschnell durchschnitt.

Wäre nach unserem Glauben der alte Meeresgott nicht längst seines Thrones verlustig erklärt, unser dankbares Herz hätte ihm gerne, in Odessa angelangt, nach Art der Griechen ein Schaf oder eine Ziege geopfert.

Gegen drei Uhr morgens ertönte das Signal „Hafen in Sicht!" Bald lag der „Metternich" auf der Reede von

Odessa.

Noch ruhte die Stadt in tiefem Schlummer. Allmählich traten die Paläste auf dem Quai aus dem Nebel hervor, bis der erste Sonnenstrahl uns das Panorama von Odessa in vollem Glanze entrollte. Odessa besitzt die Koketterie, den zur See Ankommenden seine schönste Seite, den sogenannten Boulevard, in einer Höhe von etwa 100 Fuß über dem Hafen, zu zeigen; auf ihm reihen sich die modernsten Häuser der Stadt, die Palais Woronzow, Stroganow, das Palais des Gouverneurs, die neue Börse aneinander. In der Mitte des Boulevards befindet sich ein runder Platz mit einer Statue für den Generalgouverneur Herzog von Richelieu, den Gründer des Wohlstandes und der Schönheit der Stadt. Hier mündet auch die Hauptstraße, die Jekaterinskaja, und von hier führt eine mächtige Granittreppe zum Meer hinab.

Von der See aus gesehen, macht Odessa einen großartigen Eindruck. Um aber diese günstige Erinnerung an die Stadt zu bewahren, ist es ratsam, das Schiff nicht zu verlassen, sondern gleich wieder abzufahren. Das Innere der Stadt entspricht keineswegs der glänzenden Außenseite.

Zunächst ist keine einzige Straße gepflastert. Infolgedessen liegt auf Odessa im Sommer eine Plage, welche Gott gewiß noch für den König Pharao von Ägypten in Reserve hatte, wenn er bei der Siebenten nicht zahm geworden wäre: ein unermeßlicher, alles verhüllender Staub. Wir Berliner, die wir so manches Jahr auf dem Kreuzberg uns getummelt, glaubten uns zu der Annahme berechtigt, daß der vaterländische Exerzierstaub unübertroffen dastehe. Alles Kinderspiel! Der Kreuzberg im dichtesten Staubgewölk ist ein frischer Orangenhain, im Vergleich zu Odessa. Man kann im heißesten Sommer niemals ohne Mantel ausgehen, weil man nach zwei Minuten wie ein Neger aussieht. Die Bäume sind grau, die Häuser grau, die Menschen grau, die Wagen sieht man nicht, man hört sie nur. Der Staub vertreibt im Sommer die Bewohner von Odessa, sobald es ihnen nur irgend möglich ist, sich zu entfernen. Die Reichen ziehen in ihre Datschen, allein sie gewinnen nicht viel, denn auch die Villen sind in Staub gehüllt, und man müßte im Meere leben, um dem Staub zu entgehen. Wir hatten Gelegenheit, die Datsche des kommandierenden Generals, Baron Wrangel, zu sehen. Nicht ein grünes Blatt, nicht ein Grashalm — alles verdorrt und mit Staub bedeckt. Beim Betreten des Landes wurden wir vom Staube als erstem Repräsentanten der Stadt bewillkommt — und, der Wahrheit die Ehre, er ist uns auf unserer Reise durch die Steppe ein treuer Gefährte geblieben. 1400 Werst waren wir von Tagesanbruch bis zum Abend in jenen feinen Staub gehüllt, der, wie der Araber sagt, „die Umhüllung eines Eidotters durchdringt."

Der Charakter der, hinter der Meerfassade weit auseinandergebauten Stadt mit ihren breiten Straßen und den kleinen einstöckigen Häusern, unter denen das Palais Royal, eine mesquine Kopie des Pariser Vorbildes, und das Theatergebäude hervorragen, beweist, daß die moderne Zivilisation hier nur ruckweise fortschreitet.

Um 6 Uhr verließen wir das Schiff, nachdem der zu unserem Empfang an Bord gekommene preußische Vizekonsul, Herr Schulz, die Beschleunigung der Paß- und Douanerevision veranlaßt hatte.

Um 11 Uhr traf der Prinz ein und wurde in seinem Quartier, dem Hause des preußischen Konsuls Mahs, eines der reichsten Kaufleute der Stadt — der Sohn des Hauses machte für seinen in Teplitz befindlichen Vater die Honneurs — von dem Gouverneur ad interim General Gerkowski, dem kommandierenden General des V. Armeekorps, Baron Wrangel, dem Militärgouverneur und mehreren anderen Generalen, empfangen. Der eigentliche Gouverneur von Neurußland und

Bessarabien, Graf Stroganow, Schwiegervater der Großfürstin Marie (verwitweten Herzogin von Leuchtenberg),[1]) ist im Begriffe, seine Entlassung zu nehmen und war in Odessa nicht anwesend. Glücklicherweise fanden keine weiteren Festlichkeiten statt, so daß uns der Rest des Tages gegönnt wurde.

Um 5 Uhr wurde diniert. Außer uns waren nur die beiden zur Aufwartung beim Prinzen kommandierten russischen Offiziere und der Wirt des Hauses anwesend.

Der folgende Tag — Sonntag, der 8. September — war der Namenstag des Kaisers Alexander. Wir begaben uns zum feierlichen Tedeum in die Kathedrale, nachdem wir vorher der russischen Generalität unsere Besuche abgestattet hatten.

Der mit äußerem Pomp reich ausgestattete griechische Gottesdienst verfehlt im ersten Moment nicht, einen feierlichen Eindruck zu machen. Der Erzbischof von Odessa — eine hohe, stattliche Gestalt, die schönen regelmäßigen Züge von langem, weißen Bart umrahmt; die Mitra, der Krummstab, die Gewänder aus Goldbrokat mit zahllosen Edelsteinen besetzt — zelebrierte das Tedeum mit viel Würde. Er war umgeben von 6 Archimandriten und 16 Priestern, auffallend schönen Leuten. Beobachtete man die Gesichter aber länger und besonders während der Zeremonie, so lag in ihnen eine gewisse Stumpfheit, ja man kann sagen Roheit. Die griechische Kirche ist hauptsächlich durch ihre hierarchische Verfassung — der weltliche Herrscher ist zugleich das kirchliche Oberhaupt — in einen Zustand von Stagnation und Verknöcherung geraten, der sich ihren Zeremonien und Priestern mitgeteilt hat. Die ehrwürdigen Formen der römischen Mutterkirche sind größtenteils geblieben, allein der belebende Geist ist von der griechischen Kirche gewichen — ihn sucht man vergeblich auch in den Physiognomien der Priester.

Nach Beendigung des Tedeum wurde das Gebet für den Kaiser verrichtet; dann trat alles an den Erzbischof heran, um kniend das Kreuz zu küssen. Mein Freund Maltzahn, der neben mir stand, schien wenig Lust zu haben, sich dieser Zeremonie anzuschließen. Ich riet ihm, die Sache per procura zu machen, d. h. einem sehr hübschen Mädchen, das neben ihm stand, mit der Bitte um Weitergabe, einen Kuß zu geben. Allein auch dazu wollte er sich nicht verstehen — und folgte schließlich dem Beispiel der übrigen.

Meine ursprüngliche Absicht war gewesen, die Reise durch die Steppen des südlichen Rußlands nicht im Gefolge des Prinzen zu

[1]) Schwester Alexanders II. Wiedervermählt 1856 mit Gregor Graf Stroganow.

machen, sondern zur See nach der Krim zu gehen, den Kriegsschauplatz zu besichtigen, demnächst in Poti an der Westküste des Kaukasus zu landen und dort erst den Landweg nach Tiflis einzuschlagen, wo ich nach meiner Berechnung zu gleicher Zeit mit Sr. Königlichen Hoheit eintreffen mußte.

In Odessa war aber inzwischen die Nachricht eingegangen, die russischen Truppen an der Kubanlinie bereiteten sich zu einer größeren Expedition gegen die Tscherkessen vor. In der Besorgnis, daß ich durch meinen Abstecher die Expedition und somit meinen eigentlichen Reisezweck verfehlen könne, beschloß ich, den Prinzen auf dem Landwege nach Tiflis zu begleiten.

In aller Eile mußte nun ein Wagen gekauft werden. Der zur Aufwartung beim Prinzen kommandierte russische Major Polger, ein in allen Tausch- und Handelsgeschäften scheinbar routinierter Mann, ging mir hierbei mit Rat und Tat zur Hand. Mit Hilfe von fünf Juden spürten wir bei einem russischen Obersten, der, wie mir Major Polger wiederholt versicherte, ihm persönlich bekannt sei, einen „Tarantaß" auf, den ich für 145 Rubel akquirierte. Der „Tarantaß", die russische Nationalequipage, ist in seiner Konstruktion darauf berechnet, sowohl dem tollen Fahren als den schlechten Wegen zu widerstehen. Im schnellsten Jagen über Stock und Stein riskiert man nie, die Federn des Tarantaß zu brechen, weil er keine hat. Der Tarantaß besteht aus zwei Hauptteilen, dem Wagenkasten von beliebiger Form (Berliner Coupé oder Kalesche) und dem durch zwei bis vier, etwa 8 Fuß lange, elastische Stangen gebildeten Rädergestell, auf dem der Wagenkasten ruht. Bricht eine von diesen Stangen, so ist der erste beste Bauer imstande, mit der Axt eine neue zu liefern und die Reise kann weiter gehen. Ich leugne nicht, daß ich, trotz der Ehrenhaftigkeit des russischen Obersten, beim Ankauf meines Tarantaß einiges Mißtrauen in seine Haltbarkeit hegte, allein die Zukunft hat gelehrt, daß ich unrecht hatte.

Außer dem Tarantaß existiert für die Postfahrten in Rußland noch das Marterwerkzeug der „Telega" und die etwas bessere, gewöhnlich von Kurieren benützte „Posttelega" (Pereкladnája Telе́ga), ein kleiner vierrädiger Karren mit einem in Stricken hängenden Sitz. In der Perekladnaja ist man imstande, 400 Werst in 24 Stunden zu machen. Wer aber nicht die erforderliche Konstitution besitzt und außerdem an dies Fahren nicht gewöhnt ist, wird nach den ersten drei Stationen genötigt sein, seine Glieder einzeln zusammenzusuchen. Ich spreche aus Erfahrung, da ich manche Station mit dem Kasak, der als Kurier vorausging, in der Perekladnaja gemacht habe.

In der Frühe des 9. standen die, vier und drei Pferde breit bespannten Wagen vor dem Hotel Mahs aufmarschiert; um 4 Uhr setzten wir uns in Bewegung. Den Schluß der Kolonne bildete mein Tarantaß, in den ich vorsichtshalber den russischen Major Polger gesetzt hatte, damit er die 100 deutschen Meilen bis nach Nowo-Tscherkaßk, — so weit begleitete er uns — Gelegenheit erhielt, die Ehrenhaftigkeit seines Freundes selbst zu erproben.

Durch die südrussische Steppe

Wer das Fahren in Rußland nicht erlebt hat, macht sich keinen Begriff davon. Ist ein Wagen mit vier Pferden bespannt, so gehen zwei an der Deichsel, während zwei rechts und links, die Köpfe nach außen gebunden, auf der Wildbahn galoppieren. Beim Dreigespann (Troika) geht das stärkste Pferd in der Mitte in der Gabel, unter der Duga, zwei galoppieren auf der Wildbahn. Sobald der Jamschtschik (Postillon) auf dem Bock sitzt und die Zügel ergriffen hat, lassen die Leute, welche die Pferde auf der Wildbahn festhalten, die Köpfe los, und nun geht die Reise in gestreckter Karriere vorwärts; weder Stein noch Furchen, weder Abhang noch Anhöhe, weder Fluß noch Brücke sind imstande, dieses Tempo zu mäßigen. Je mehr die Pferde laufen, desto mehr ermuntert sie der Jamschtschik mit Zuruf und Peitschenknall. Oft kam es vor, daß sich am Fuße eines Abhanges die Straße wendete und eine Brücke ohne Geländer, wie man sie in Rußland meistens findet, überschritt. Anfangs waren wir überzeugt, daß hier gestoppt werden würde, allein der langbärtige Bursche auf dem Bock schien seine Freude daran zu finden, bei einer solchen Gelegenheit noch mehr zuzulegen und die Wendung wurde stets so gemacht, daß die Hinterräder, ohne den Boden zu berühren, mehrere Schritte seitwärts schleuderten. Der Jamschtschik ist in steter Konversation mit seinen Pferden. Manchmal nehmen seine Liebkosungen einen poetischen Anflug: „Lauft, meine goldenen Täubchen, lauft, was ihr könnt, morgen bekommt ihr goldenen Hafer." Oder er ahmt pfeifend den Gesang der Nachtigall nach — dann scheinen die Tiere in Schnelligkeit sich selbst übertreffen zu wollen. Ein notwendiger Bestandteil jeder russischen Equipage ist die Glocke. Der helle Ton der Glocke ist der Stolz des russischen Jamschtschik und auch auf die Pferde scheint er den größten Einfluß zu haben. Ist der Ton der Glocke im Schritt schleppend und melancholisch, dann lassen auch die Pferde die Ohren hängen und gehen trübselig weiter. Wenn aber im gestreckten Lauf die Töne hell und heiter klingen, dann spitzen sie die Ohren und besonders die Wildbahnpferde geben durch Bogen-

säße ihre Freude zu erkennen. Sobald die Equipage auf der neuen Station ankommt, springen mehrere Leute zu, spannen die Pferde ab, die frischen stehen bereit, und in zehn Minuten ist alles zum Weiterfahren fertig.

In diesem Tempo haben wir das Steppenland von Odessa bis nach Wladikawkas, dem Eingang zu den kaukasischen Bergen, in zehn Tagen mit einem Ruhetag zurückgelegt und täglich an 25 deutsche Meilen gemacht.

Die südrussische Steppe — unendlich wie das Meer — ist im Frühjahr und im Herbst so verschieden, daß man glaubt, in zwei Weltteilen zu sein. Als wir sie durchfuhren, erschien sie als wüste Einöde von dunkelbrauner Färbung, ohne jegliche Vegetation, mit verdorrtem Gras und Disteln bewachsen. Selten zeigte ein Stoppelfeld, daß Menschenhände hier gearbeitet hatten. Eine eigentliche Straße war nicht sichtbar. Unzählige Geleise liefen willkürlich nebeneinander, nur die Telegraphenstangen — das einzige Produkt der Zivilisation — gaben in trostloser Monotonie die Hauptrichtung der Straße an. Ab und zu am Wege ein toter Ochse, ein totes Pferd, an dem sich Geier und wilde Hunde erfreuten. Dörfer gibt es außer den Poststationen nicht. Man fährt oft stundenlang, ohne ein lebendes Wesen zu sehen. Hier und da begegnet man einem Gefangenentransport nach Sibirien, von Kasaken eskortiert. Oder einer Karawane von Ochsenkarren, die Hunderte von Meilen weit das Getreide nach Odessa schleppen, in schwarzen Staub gehüllt langsam weiterschleichend oder ruhend — dann sind die Zugtiere ausgespannt und suchen sich ihr spärliches Futter, das niemand ihnen streitig macht.

So ist die Steppe, wenn die Strahlen der Sonne sie drei Monate lang ohne einen Tropfen Regen versengt haben.

Welch ein Kontrast im Frühjahr! Die anscheinend sterile Wüstenei ist ein fruchtbares Land im üppigsten Gras, mit tausenderlei Blumen besät, von Getreidefeldern durchzogen, überreiche Ernte versprechend. Und diese ganze Vegetation produziert der Boden aus eigener Kraft, ohne daß ihm jemals die Unterstützungsmittel unserer zivilisierten Ökonomie zuteil werden. Der schwarze, fette Humus, welcher die Steppen überall bedeckt, ist die eigentliche Goldgrube Rußlands. Leider fehlen die Hände, die Erzeugnisse dieser Fruchtbarkeit zutage zu fördern. Unermeßliche Strecken besten Landes bleiben liegen, ohne daß je die Pflugschar sie berührt, höchstens werden sie als Weideland benutzt. Die Regierung hat versucht, deutsche Kolonisten heranzuziehen, um durch deutschen Fleiß und deutsche Intelligenz das Land urbar zu machen. Die Resultate

dieser Kolonisierung haben auch völlig den gehegten Erwartungen entsprochen. Auf unserm Wege haben wir einige deutsche Kolonien berührt, und, ohne daß wir es wußten, sagte uns die Physiognomie des Landes, daß vaterländischer Fleiß, daß vaterländische Ausdauer sich hier angesiedelt habe. Die Bestellung war im vollen Gange, überall sah man Getreidemieten aufgebaut — dazwischen gepflügte Äcker — kurz, es war nicht mehr die russische Steppe, sondern wir sahen die, wenn auch geringen Anfänge eines kultivierten Landes. Der Übelstand ist nur, daß das Heranziehen der Kolonisten in sehr geringem Maßstabe stattfindet; ob durch die Schwierigkeit, sie zu bekommen oder durch Mangel an Entgegenkommen von seiten der Regierung, ist eine Frage, die zu beantworten ich mir nicht anmaßen will.

Nachdem wir Odessa verlassen hatten, kamen wir in das schon von den alten Griechen aufgesuchte Gebiet. Der verwöhnte Großstadtdichter Roms aber schrieb verzweifelte Briefe von der Westküste des Schwarzen Meeres, wo noch heute sein Name in „Ovidiopol" nachklingt. Dann erreichten wir Nicolajew am Bug, der sich hier zu einer bedeutenden Breite ausdehnt und für Kriegsschiffe größter Gattung schiffbar wird.

Nach der Zerstörung von Sebastopol war Nicolajew von der russischen Regierung als Marinestation für die Flotte des Schwarzen Meeres ausersehen. Da dies großartig angelegte Unternehmen durch den Pariser Frieden sehr eingeschränkt wurde, so hat sich die Aufmerksamkeit von Nicolajew wieder abgewendet. Jetzt liegen nur ein paar Kriegsschiffe, die Reste der ehemals mächtigen Pontusflotte, im Hafen.

Am 10. September überschritten wir den breiten, mehrere Inseln bildenden Dnjepr bei der Stadt Borislaw, einem Haufen elender Lehmhütten, aus denen fünf Kirchen mit den gewöhnlichen grünen Dächern und Kugeln stattlich hervorragen, und gelangten gegen Sonnenuntergang in eine deutsche Kolonie, die ehemaligen Besitzungen des Herzogs von Anhalt; jetzt gehören sie seinem früheren Pächter, einem gewissen Fein. Herzog Leopold hat hier keine guten Geschäfte gemacht und mußte immer zuzahlen. Augenblicklich aber soll das Land vortreffliche Einkünfte abwerfen. Auf den Stoppelfeldern der Kolonie Anhalt-Köthen sahen wir die ersten Trappen, die sich in Südrußland in Menge vorfinden. Maltzahn, mit dem ich fuhr, nahm die Doppelbüchse zur Hand, allein wir bemühten uns vergeblich, dem Jamschtschik begreiflich zu machen, daß er uns an die Trappen heranfahren solle. Endlich wurde ich ungeduldig, sprang auf den Bock und ergriff die Zügel. Eine junge Trappe war die Beute dieser kurzen Pirschfahrt. Auf der nächsten Station gaben wir die

Trappe dem Postmeister und handelten dafür eine Wassermelone ein, die bei der Temperatur von 30° für uns von bedeutend höherem Wert war. Spät abends erreichten wir unser Nachtquartier Melitopol.

Am 11. September wurde die Hitze fast unerträglich und erst gegen Mittag durch einen frischen, aus dem Gebirge kommenden Wind gemildert. Bald entdeckten wir rechts von uns in der Ferne einen Silberstreifen — das Asowsche Meer. Noch 18 Werst längs der Küste, und wir hatten die bedeutende See- und Handelsstadt Berdjansk erreicht, wo wir im Hause des zuvorkommenden französischen Konsuls Bonnet zu Mittag blieben. Madame la Consule, eine schöne Frau in der Mitte der Dreißiger, auf dem Kopfe eine himmelblaue, mit Perlen umwundene Toque, machte auf das Liebenswürdigste die Honneurs des Hauses. Sie war das Jahr vorher in Paris gewesen und fand Paris viel angenehmer als Berdjansk. Mit Rücksicht auf die, heute mit den Konsularflaggen aller Nationen geschmückte Fischerdorfphysiognomie ihrer Residenz konnte man der guten Frau diesen Geschmack nicht übelnehmen.

Abends erreichten wir Mariupol — ebenfalls am Asowschen Meer gelegen. Mein Tarantaß stellte sich, nachdem ich die Sitze herausgenommen hatte, als ein ganz vorzügliches Nachtlager heraus.

Im Gegensatz hierzu nahm uns den nächsten Tag, im eleganten und reinlichen Taganrog, ein Palais auf. Es gehörte Madame Alferaky, der Witwe eines Branntweinpächters. Bekanntlich war der Branntwein bis zum vorigen Jahre Monopol der russischen Regierung, und der Verkauf wurde gegen enorme Taxen verpachtet. Die Konsumtion im Volke ist aber so bedeutend, daß die meisten dieser Pächter Millionäre geworden sind. So auch Herr Alferaky, Grieche von Geburt, dessen Vermögen man auf 15 Millionen Rubel taxiert. Das Palais und seine Einrichtung stand im Verhältnis zu dieser Angabe. Die rez-de-chaussée war für Gesellschaftsräume bestimmt — ein großer Saal (unter scheinbar wertvollen Bildern allerdings Familienporträts, die nicht zur Verschönerung des Ganzen beitrugen) — daneben Billardzimmer, Bibliothek, Salon und, wie man sagte, ein prachtvolles Schlafzimmer, welches die Dame des Hauses aber nur Seiner Königlichen Hoheit allein gezeigt hat. Große Glastüren führten zur Veranda und einem durch Staub und Hitze noch mitgenommenen Garten. Bei dem auf feinster Vaisselle nach französischer Art servierten Diner wurde eine Silberpracht in englischen Schüsseln und Aufsätzen entwickelt, wie man sie bei uns in wenigen Häusern finden wird. Madame Alferaky will sich aber, um als gewissenhafte Mutter der Erziehung ihrer Kinder

zu leben, in Paris etablieren. Gegen Abend wurde eine Spazierfahrt am Hafen gemacht und das unverändert erhaltene Haus besichtigt, in dem Kaiser Alexander I. am 1. Dezember 1825 auf eine so rasche und unerwartete Weise seinen Tod fand. Das Sterbezimmer ist jetzt als Kapelle eingerichtet. Während der Tee im „Palais Alferaky“ eingenommen wurde, produzierte sich ein Künstler auf dem Klavier und trug Lucrezia Borgia und Romeo mit viel Geräusch vor.

Das nächste Reiseziel war Nowo-Tscherkaßk, die Hauptstadt der Don-Kasaken, jedoch wurde unterwegs ein ursprünglich nicht projektiertes Dejeuner eingenommen. Diese Überraschung verdankten wir einer Herzensintrige des kleinen Major Polger. Er hatte uns schon am Tage vorher erzählt, er habe im vorigen Jahre, als er im Auftrage des Gouverneurs die Untersuchung gegen eine Falschmünzerbande führen mußte, in dieser Gegend die Bekanntschaft einer reizenden jungen Witwe gemacht. Mit großer Befriedigung fügte er hinzu, daß die Untersuchungsakten 5000 von ihm höchst eigenhändig geschriebene Bogen Papier betragen hätten. Allerdings sei nichts dabei herausgekommen, was ihm übrigens Nebensache zu sein schien. Diese Bogenzahl — die Glorie des Majors! — gibt einen Maßstab für das bürokratische Unwesen, das in der russischen Verwaltung und Justiz in höchster Blüte steht. Jeder Prozeß muß in Rußland von drei Instanzen entschieden werden, und jede höhere Instanz hat das Recht, die Entscheidung der niederen Instanz wegen des geringsten Formfehlers zurückzuweisen, worauf der Prozeß von neuem anfängt. Für Geld findet sich aber ein Formfehler sehr leicht, und so mag der Reiche wohl selten einen Prozeß verlieren.

Wir fanden leider, daß die Phantasie unseres kleinen Don Juans die Reize seiner Angebeteten sehr übertrieben hatte. Es erschien — ein komischer Kontrast zu seiner Gnomengestalt — ein sechs Fuß hohes Knochengerüst. Da aber auch drei liebenswürdige Freundinnen der Wirtin eingeladen waren, so verbrachten wir beim Dejeuner immerhin eine heitere halbe Stunde.

Dann verließen wir Kleinrußland und betraten das Land der Don-Kasaken.

Im Lande der Don-Kasaken

Die Kasakenheere entstanden, so nimmt man heute an, aus den Unzufriedenen, die unter der despotischen Regierung der Zaren Iwan III. und Iwan IV. auswanderten, um, vor Gefahren und Entbehrungen nicht zurückschreckend, draußen auf freiem Felde, am Don und Dnjepr, ein neues Leben zu beginnen. In Kampf und Not erhielten die von

ihnen gegründeten Gemeinden einen naturwüchsig-kriegerischen Charakter. Ihre Verfassung beruht auf den Prinzipien der Freiheit und des allgemeinen Wahlrechtes. Die höchste Staatsbehörde der Kasaken war die Nationalversammlung, an welcher jeder Kasak einer gewissen Altersstufe teilzunehmen berechtigt war. Sie entschied mit Stimmenmehrheit über Krieg und Frieden und alle wichtigen Staatsangelegenheiten, sie erwählte den „Ataman" (den Ältesten), den Chef der Exekutivgewalt und die anderen Beamten. Unter ihr verwalteten die Gemeindeversammlungen die Angelegenheiten der Gemeinden. Ein Selfgovernment, wie es sich kaum in einem andern Lande entwickelt hat. Was das Verhältnis zum Mutterlande anbetrifft, so betrachteten sich die Kasaken als Angehörige des russischen Reiches und als die natürlichen Verteidiger seiner Grenzen gegen die Tataren und Muselmänner, ruhmvollen Anteil an allen Kriegen nehmend; besonders in den Jahren 1812 bis 1814 zeichneten sie sich als leichte Kavallerie gegen die Franzosen aus. Aber in den inneren Angelegenheiten hielten die Kasaken ihre Unabhängigkeit von Rußland lange aufrecht, bis schließlich ihre Nationalversammlung der Kaiserlichen Regierung weichen mußte und der Ataman vom Zaren ernannt wurde.

Seit 1827 ist der jedesmalige Großfürst-Thronfolger Ataman aller Kasakenheere. An seiner Stelle regiert ein Vizeataman, mit dem Sitz in Nowo-Tscherkaßk. Jedoch halten die Kasaken mit der ganzen Zähigkeit eines freiheitliebenden Volkes daran fest, daß der Ataman ihre noch bestehenden Rechte und Privilegien anerkennt. Sie sind treue Untertanen — in hundert Schlachten ist ihr Blut für das russische Kaiserhaus geflossen, wollte aber die Regierung Hand an die jetzige Verfassung der Kasaken legen, dann würde sie aller Wahrscheinlichkeit nach einen energischen, durch die Geschichte der Kasaken erklärlichen und gerechtfertigten Widerstand finden.

Das Niederungsgebiet der Don-Kasaken ist in jeder Beziehung einer der gesegnetsten Landstriche der Welt. Viehzucht, Getreide und der von Peter dem Großen eingeführte Weinbau stehen in hoher Blüte, und der Don bietet einen bequemen Absatzweg nach den Häfen des Schwarzen Meeres. Außerdem lagern in den Tälern des Don und Donez unermeßliche Reichtümer an Kohle vorzüglichster Qualität,[1]) wenn auch die Kasaken der Bergwerksarbeit naturgemäß abgeneigt sind; die Seen bieten Salz, die Flüsse, besonders der Don, und das Asowsche Meer Fische aller Art.

[1]) Das 24000 qkm große Kohlengebiet enthält hauptsächlich Steinkohle und Anthrazit.

Infolge aller dieser glücklichen Verhältnisse ist die Bevölkerung des Kasakenlandes eine sehr wohlhabende und der Fürst Dondukow-Korsakow, welcher uns in Nowo-Tscherkaßk als Vertreter des eben verabschiedeten Atamans, Generals Chomutow I, die Honneurs machte, versicherte, daß es im ganzen Lande keinen Kasaken gäbe, welcher nicht täglich seine Flasche Wein auf dem Tische habe.

Augenblicklich geht man in Petersburg mit dem Plan um, den Kasakenheeren ihre letzten Privilegien zu nehmen und sie wie die anderen Provinzen zu regieren. Neben dem Wunsch, den Reichtum des Landes für das allgemeine Budget nutzbar zu machen, spricht vielleicht auch die in Petersburg jetzt herrschende Neigung mit, alles zu reformieren und nach einer neuen Schablone zuzuschneiden. Die Hauptvertreter dieser Idee sind der Minister des Innern Walujew und der Kriegsminister General Miljutin. Muß nun auch die Periode der Reformen für Rußland einmal kommen, und geht eine solche Krise nicht ohne Schwierigkeiten vorüber, so dürfte doch der Plan, das Kasakenland zu reformieren, sehr wohl zu überlegen sein. Besonders scheint der jetzige, durch die Zustände in Polen, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Finanznot schwierige Moment kaum geeignet, sich eine neue Verlegenheit von unberechenbarer Ausdehnung zu bereiten. Die Kasaken sind bis jetzt die treusten Anhänger des russischen Kaiserhauses gewesen; allein das Gerücht von bevorstehenden Reformen hat eine unbeschreibliche Gärung im Lande hervorgerufen. Die Stimmung im Lande wird durch die Äußerung eines höheren Kasakenoffiziers in Nowo-Tscherkaßk wiedergegeben, der sich heftig gegen die Unzweckmäßigkeit der Neuerungen aussprach und mit den Worten schloß: „Wir haben unsere Privilegien mit Blut gewonnen und werden sie, wenn es not tut, zu verteidigen wissen."

Am 14. September gelangten wir nachmittags nach Nowo-Tscherkaßk, der Hauptstadt der Don-Kasaken. Eine Viertelmeile diesseits führt die Straße über einen Hügel, von welchem die Stadt wie auf einem Plan zu übersehen ist. Die frühere Residenz der Atamans, Tscherkaßk, lag eine halbe Meile weiter in der Niederung des Aksaiflusses. Da dessen Überschwemmungen alljährlich großen Schaden anrichteten, wurde die Stadt verlassen und 1805 das freundliche Neu(Nowo)-Tscherkaßk auf einer Höhe erbaut. Von der Rostower Seite passiert man den 1820 zu Ehren des Besuchs Alexanders I. errichteten Triumphbogen, ein Zeugnis für das Siegesgefühl der Kasaken nach den Feldzügen gegen Napoleon I. Kathedrale und Regierungshaus präsentieren sich als stattliche Gebäude. In unserem Absteigequartier, dem recht guten Hotel

d'Italie, empfing uns Generalleutnant Fürst Dondukow-Korsakow.[1]) Der Fürst, ein schöner Mann von 40 Jahren, mütterlicherseits Nachkomme eines Kalmücken-Chans, hat seine Karriere im Kaukasus gemacht. Er war zuerst Adjutant des Fürsten Woronzow und kommandierte dann das durch seine Bravour berühmte Dragonerregiment Nishni-Nowgorod, mit welchem er in der Schlacht bei Kars 1855 die türkische Infanterie attackierte und zusammenhieb. Er selbst erhielt bei dieser Gelegenheit eine Kugel in den Arm. Auf wunderbare Weise hat er ihn vor der Amputation gerettet. Schon war ihm auf dem Verbandplatze der Tourniquet angelegt, als ein schwer blessierter Oberst von der Infanterie hereingetragen wurde und bat, ihm für die Amputation die erste Nummer zu gönnen, sein Zustand sei gefährlich. Der Fürst willigte ein und ritt, da er sich kräftig genug fühlte, nach dem Lager. Das treue Pferd, das im Gefecht mehrere Kugeln erhalten hatte, trug seinen Herrn glücklich bis ans Zelt und stürzte dann tot zusammen. Ein herbeigeholter tatarischer Arzt versprach den Arm ohne Amputation zu heilen. In drei Monaten war der Fürst wieder hergestellt.

Man ist sehr gespannt, ob Fürst Korsakow, bis jetzt Chef des Stabes, zum Nachfolger des bisherigen Atamans ernannt werden wird.[2]) Im Kasakenlande würde diese Ernennung mit großem Jubel aufgenommen werden, denn der Fürst hat sich durch seine geschickte und tätige Verwaltung, die er schon geraume Zeit führt, und durch seine umfassenden Kenntnisse große Verdienste erworben, sich zugleich aber in Petersburg auf das Entschiedenste gegen die gefürchteten Reformen ausgesprochen.

Am Abend führte uns der Fürst in den vom Neffen des Gartendirektors Lenné in Potsdam angelegten öffentlichen Garten der Stadt, wo unter freiem Himmel auf gedielter Tenne getanzt wurde. Dies Vergnügen findet bei gutem Wetter zweimal wöchentlich statt. Jeder Kasak mit seiner Familie hat Zutritt; die verschiedenen Stände verkehren auf das Zwangloseste miteinander. Der Fürst und seine Gemahlin erscheinen immer, und letztere nimmt gerne die Aufforderung des gemeinen Kasaken zum Tanz an. Der Tanzplatz war amphitheatralisch mit einer Reihe von Sitzen umgeben und, wie Kroll, durch zahlreiche bunte Lampen erleuchtet. Die Männer trugen die kleidsame Kasakenuniform; unter den Frauen haben allerdings die Krinoline und der

---

[1]) Nach dem Frieden von Stefano 1878 Generalgouverneur des neuen Fürstentums Bulgarien. Führte 1879 den neugewählten Fürsten Alexander von Battenberg ein. Wurde 1880 Generalgouverneur von Charkow, 1881 von Odessa, 1882 Chef der Zivilverwaltung und Oberbefehlshaber des Militärbezirks des Kaukasus.

[2]) Nachfolger wurde General der Kavallerie und Generaladjutant Grabbe.

Pariser Hut schon mächtige Eroberungen gemacht und das National-kostüm fast ebenso verdrängt, wie Polka und Walzer an Stelle der Nationaltänze getreten sind. Jedoch sah man sehr hübsche Erscheinungen. Vor allem fiel die Tochter eines gemeinen, nach Sibirien verbannten Kasaken durch ihre Schönheit und Grazie auf.

Am nächsten Tage fand, vor der auf 9 Uhr festgesetzten Abfahrt, die Besichtigung des sogenannten Obertribunals statt, in dem die Palladien — die historischen Reliquien und die militärischen Insignien der Kasaken — aufbewahrt werden. Hier befinden sich auch die Charten der verschiedenen russischen Herrscher, d. h. die Gesetzbücher und die Bestätigungsurkunden der Freiheiten der Kasaken, namentlich die Charte Peters des Großen für den Schwedenkrieg, die Charte Katharinas für den Siebenjährigen Krieg, Alexanders I. für die Feldzüge 1812, 1813, 1814, Nikolaus I. für den Türkenkrieg und die ungarische Kampagne. Vom jetzigen Kaiser ist noch kein formelles Versprechen über die Privilegien der Kasaken abgegeben. In demselben Saale werden die Insignien des Atamans aufbewahrt, das Landespanier, die Fahnen und Standarten sämtlicher Kasakenregimenter, die Roßschweife, die sie zu Peters des Großen Zeiten als Standarten führten, der Säbel, den Kaiser Nikolaus testamentarisch den Kasaken vermacht hat. Die Porträts der Kaiser Nikolaus und Alexanders II. (von Franz Krüger) und sämtlicher Kasakenhetmans zieren, zwischen Kriegsbildern, die Wände. Einmal im Jahre, wenn die Aufrechterhaltung der Verfassung vom Ataman beschworen wird, werden die Regalien in feierlicher Prozession nach der Kathedrale gebracht.

Als wir das freundliche Nowo-Tscherkaßk verließen, gab uns Fürst Korsakow bis zum Don das Geleit. Unterwegs wurde noch ein Kasakendorf besichtigt, das sich durch die Reinlichkeit der ganz aus Holz gebauten und im Innern getäfelten Häuser auszeichnete. Ein alter Kasak, der im Jahre 1813 unter Tschernyschew in Berlin eingezogen war, wurde dem Prinzen vorgestellt und erzählte begeistert, daß er unter General Tauentzien bei Dennewitz gefochten und daß er 1814 an der festlichen Speisung der nach Rußland zurückkehrenden Truppen in Berlin „Unter den Linden" teilgenommen. Wie sich denn die Kasaken stolz der preußischen Waffenbrüderschaft erinnern.

Als wir nach Passierung des Dons ein Kasakendorf erreichten, das die Grenze zwischen den Don-Kasaken und den

kaukasischen Provinzen

bildet, empfing uns Baron Meyendorff, Rittmeister und Adjutant des Feldmarschalls Barjatinsky, Sohn des bekannten Oberstallmeisters General Meyendorff, der in der Schlacht bei Grochow 1831 an der

Spitze des Kürassierregiments „Klein-Rußland“ Nr. 7 (später Dragonerregiment „Prinz Albrecht von Preußen“) die polnische Armee durchbrach. Baron Meyendorff, ein junger liebenswürdiger Offizier, gewann nicht nur sofort unser aller Herzen, sondern er hat sich auch, von jetzt ab unser steter Begleiter, durch seine praktischen Anordnungen ein bleibendes dankbares Andenken gesichert.[1]) Es sei daher der Name Gredznukinskaja, wo wir seine Bekanntschaft machten, vor der Vergessenheit bewahrt, in die der Ort sonst mit Recht versinken würde.

Wir erreichten Stawropol, die bedeutendste Stadt Ciskaukasiens, erst gegen 9 Uhr abends. Einige Stationen vor der Stadt verliert die Gegend den Steppencharakter. Zwischen laubholzbewachsenen Hügeln steigt die Straße allmählich auf das Plateau von Stawropol; für unsere Augen, die seit Odessa fast keinen Strauch gesehen hatten, eine angenehme Abwechselung. Der Prinz nahm Quartier bei dem Oberkommandierenden der Truppen des Kuban, General Grafen Jewdokimow, während wir in einem Nebenhaus einquartiert wurden.

Hier in Stawropol, dem Hauptquartier der Truppen, die am Kuban operieren, mußte die Entscheidung über unsere Weiterreise getroffen werden. Denn der Prinz war entschlossen, falls Operationen schon im Gange seien, sich sofort zu den Truppen zu begeben. Die Erreichung dieses Zwecks hing natürlich teils vom guten Willen des kommandierenden Generals Grafen Jewdokimow ab, teils von den Instruktionen, die der General von Petersburg erhalten hatte. Schneller und einfacher, als wir anfangs gehofft, klärte die Sache sich auf.

In Stawropol fanden wir General Bartholomei, Mitglied des Senats der kaukasischen Statthalterschaft, à la suite der kaukasischen Armee, zum Prinzen als Begleiter während des Aufenthalts im Kaukasus kommandiert.[2]) Man hätte keine bessere Wahl treffen können. Der General, der außerdem längere Zeit in Preußen war, ist ein in Altertumskunde, Geschichte und Geographie ungemein bewanderter

---

[1]) General der Kavallerie und Generaladjutant. Kommandierte im Russisch-Japanischen Kriege das I. Armeekorps. Wurde mit verschiedenen Missionen beauftragt. Nahm 1913 an der Enthüllung des Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig teil.

[2]) Prinz Albrecht trug während seines Aufenthalts in Rußland russische Uniform — er war Chef des obengenannten Dragonerregiments — und wurde überall mit den militärischen Ehren empfangen, die sein fürstlicher Rang und sein nahes verwandtschaftliches Verhältnis zu Kaiser Alexander II. — die Kaiserin-Mutter Alexandra Feodorowna (Charlotte), Witwe des Kaisers Nikolaus, war seine Schwester — verlangten. Wo sich eine Garnison befand, stand eine Ehrenwache vor dem Absteigequartier. Die Rapporte wurden eingereicht.

Gelehrter. Er hat 13 Jahre im Kaukasus gelebt und ist während dieser Zeit zu den wichtigsten Missionen gebraucht worden. Er spricht die hauptsächlichsten der vielen Sprachen im Kaukasus. Kurz, man darf behaupten, daß man unter Leitung eines solchen Mannes, der den Kaukasus wie vielleicht kein Zweiter kennt, in einigen Tagen mehr sieht und lernt, als ein anderer Reisender, ohne diese Belehrung, in Monaten. Dabei ist der General eine ungemein gewinnende und taktvolle Persönlichkeit und hat, frei von jedem Pedantismus, die liebenswürdigste Art, seinen Schatz von Kenntnissen mitzuteilen.

Noch am Abend unserer Ankunft ließ mich der Oberst Schulenburg rufen, um mit ihm und General Bartholomei das Programm der Reise zu besprechen. Der doppelte Zweck derselben, einer kriegerischen Expedition beizuwohnen und das Land in möglichster Ausdehnung kennen zu lernen, wurde vom General ins Auge gefaßt. Er sprach seine Meinung dahin ans:

Die Truppen hätten allerdings jetzt die Vorpostenlinie am Kuban besetzt, allein man sei russischerseits bemüht, jeden Zusammenstoß mit dem Feinde zu vermeiden und sich in der strengsten Defensive zu halten, weil die Jahreszeit zum Vorrücken noch nicht gekommen sei. Der günstigste Moment für die Operationen sei die zweite Hälfte des Monats Oktober. Dann seien die Bäume vom Laub entblößt und böten dem Feinde weniger leicht Versteck und Schutz, als während der Sommermonate. Außerdem seien die Truppen jetzt beim wichtigsten Geschäft des Heumachens, das man sehr ungern unterbreche, da der ganze Winterunterhalt vom Gelingen der Heuernte abhänge. Wolle der Prinz durchaus jetzt nach der Kubanlinie gehen, so riskiere er, nichts zu sehen, oder man sei gezwungen, für ihn eine unzeitgemäße und störende Expedition zu unternehmen.

Der General schlug vor, jetzt die Reise nach Tiflis fortzusetzen, von dort nach dem Süden zu gehen und erst gegen Ende Oktober nach Stawropol zurückzukehren, um dann einer Expedition in großem Maßstab beizuwohnen. Für diesen Fall habe Graf Jewdokimow die Absicht, dem Prinzen das Kommando der Avantgarde zu übergeben.

Der Prinz erklärte sich mit den Vorschlägen des Generals Bartholomei einverstanden. Der 15. September sollte ein Ruhetag sein, und am 16. die Reise nach Tiflis fortgesetzt werden.

Als wir am nächsten Tage dem General Jewdokimow unsere Aufwartung machten, fanden wir einen Mann in der Mitte der Fünfziger, von kräftiger Gestalt und ausdrucksvollen Zügen. Auf jeder Seite des Gesichts, dicht unter den Augen haben ihn Kugeln getroffen, deren

Narben deutlich zu sehen sind. Außerdem ist er durch einen Dolchstich im Unterleib verwundet worden.

Nikolai Iwanowitsch Jewdokimow, der Sohn eines Militärschreibers, ist im Kaukasus geboren und hat ihn nie verlassen, so daß er nicht einmal das europäische Rußland kennt. Als gemeiner Soldat eingetreten, hat er sich durch Umsicht und Tapferkeit zu seiner jetzigen Stellung emporgeschwungen. Er versteht den Krieg gegen die Bergvölker aus dem Grunde, und seiner Tätigkeit vor allem ist die Einnahme Wedens, der letzten Feste Schamyls, zu danken. Für diese Tat erhob ihn der Kaiser in den Grafenstand und gab ihm in seinem Wappen den Spaten, den er als gemeiner Soldat getragen mit der Devise: „Par lui même."[1])

Nicht so unantastbar wie Jewdokimows militärischer Ruf ist sein Charakter. Besonders wird ihm in der kaukasischen Armee seine unermeßliche Habgier zum Vorwurf gemacht.

Da Jewdokimow nur russisch spricht, so war unsere durch einen Dolmetscher mit ihm geführte Unterhaltung von kurzer Dauer, und wir verabschiedeten uns bald, um die Stadt zu besichtigen.

Stawropol verdankt sein Dasein, wie so viele Orte in Rußland, dem Willen des russischen Kaisers, der in den zwanziger Jahren auf diesem wasserarmen Plateau eine Militärkolonie anzulegen befahl. Nach der Karte liegt Stawropol allerdings an drei Flüssen, allein zu der Jahreszeit, in welcher wir dort waren, würde es schwer sein, auf drei Meilen in der Runde einen Tropfen fließenden Wassers zu entdecken. Die weitangelegte Stadt mit breiten Straßen und großen Plätzen enthält außer der, mit byzantinischen Heiligenbildern auf Goldgrund verzierten Kathedrale nichts Bemerkenswertes. Gegen 1 Uhr kehrten wir von unserer Exkursion zurück, und ich begab mich zum General Bartholomei, um unter seiner Anleitung die Karten des Kaukasus zu studieren. Der General gab mir mit wenig Worten eine Übersicht der augenblicklichen militärischen Lage Kaukasiens. Ich ersah hieraus, daß von den ciskaukasischen Bezirken Kuban (Stawropol), Terek (Wladikawkas), Daghestan, das letztere, die eigentliche Kriegsstation des 1856 unterworfenen Schamyls, jetzt ganz ruhig sei, ebenso die Provinz Terek. Anders lag es am Kuban, wo die Tscherkessen in diesem Sommer sehr übermütig geworden waren und wo die Russen in den letzten Monaten große Verluste gehabt hatten.

---

[1]) 1864 beendete Jewdokimow die Unterwerfung der Tscherkessenstämme, die meist nach der Türkei auswanderten. Später unterstützte er in Tiflis den Großfürsten Michael mit seinem Rat, lebte seit 1870 verabschiedet in Pjätigorsk und starb 1873.

Unter den Gästen des Generals Jewdokimow befand sich auch ein ihm zur Erziehung übergebener 14jähriger, mohammedanischer Prinz vom Stamme der Kabarder.

Es ist unter den Tscherkessen Sitte, die Knaben nicht selbst zu erziehen, sondern um dieselben vor Verweichlichung zu schützen, einem Freunde (Atalik) anzuvertrauen. Erst als erwachsener Jüngling kehrt der Tscherkesse ins Vaterhaus zurück. So war Jewdokimow der Atalik des jungen Kabarders, eines hübschen, aufgeweckten Knaben, geworden. Der General läßt seinen Zögling auf das Sorgfältigste in allen Wissenschaften, namentlich Sprachen, unterrichten; dabei werden die ritterlichen Übungen nicht vernachlässigt. Die prachtvollen Waffen, welche der junge Prinz trug, legten Zeugnis vom Reichtum seines Vaters ab.

Abends fand zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit ein Tanzvergnügen in einem Gartenlokal statt, das ein Mittelding zwischen Militärkasino und Vauxhall war. Die Damen von Stawropol — meist Offiziersfrauen und -töchter — zeichneten sich jedoch weder durch Schönheit, noch durch Eleganz aus. Als Kuriosität wurde die Frau eines Artillerieobersten gezeigt, die vor mehreren Jahren von den Abadsechen geraubt worden war. Die böse Welt behauptet, der Mann habe die Auslösung nicht versucht, die Abadsechen seien aber so großmütig gewesen, sie ohne Lösegeld zurückzubringen — eine Behauptung, für deren Glaubwürdigkeit allerdings die Erscheinung dieser modernen Helena spricht.

Nach dem Programm des Generals Bartholomei sollte die Reise von Stawropol nach Tiflis über die Bäder von Pjätigorsk und Kißlowodsk gehen, mit eintägigem Aufenthalt in Kißlowodsk. Um Pjätigorsk zu erreichen, mußten 200 Werst zurückgelegt werden. Wir brachen daher, begleitet von einer Kasakeneskorte, am 16. September schon um 5 Uhr morgens auf.

Während der Fahrt produzierten die Kasaken das an die Fantasia der Beduinen erinnernde nationale Tournier aller kaukasischen Reiter, die Dshigitowka, ein getreues Bild ihrer Kampfweise und nächst dem Tanzen ihre Hauptunterhaltung. Sobald der Schwarm die Steppe vor den Toren Stawropols erreicht hatte, teilte er sich in zwei Parteien, Angriff und Verfolgung darstellend. Es war ein selten schönes Bild, die kriegerischen Gestalten auf ihren schnellen kleinen Pferden in der Morgendämmerung über die braune Steppe eilen zu sehen. Bald trennten sich einzelne Reiter aus der verfolgten Schar, ritten den Angreifern entgegen, feuerten in der Karriere ihre Gewehre ab und jagten blitzschnell wieder zurück, indem sie sich zur Deckung vor feindlichen Kugeln bis an den Bauch des Pferdes herabhängen ließen; andere sprangen während des Reitens

vom Pferde, welches sofort stehenblieb und sich auf die Erde warf, durch seinen Körper einen Wall gegen die feindlichen Schüsse bildend. Kam der Feind heran, so war aufstehen, in den Sattel springen und weggaloppieren das Werk eines Augenblicks. Trotz der einfachen Trensenzäumung hat der Kasak sein Pferd stets in der Gewalt; leicht und anmutig folgt er auf dem hohen Sattel jeder Bewegung des Tieres. Das Ideal des leichten Reiters. Allerdings nur erreichbar, wo Notwendigkeit und Gewohnheit die Vollkommenheit in dieser edeln Kunst zur ersten Lebensbedingung machen. Auch der junge kabardische Zögling Jewdokimows befand sich auf einem kleinen Schimmelhengste unter der Schar und erwarb sich durch Gewandtheit und geschickte Waffenführung den Beifall der alten Kasaken.

Das Wetter war zum ersten Male seit unserer Abreise von Pest regnerisch und kalt. Die Gegend, hügelig aber steppenartig, wurde durch große, die Dörfer einfassende Felder von Arbusen, der Lieblingsspeise der Russen, unterbrochen. Ich fuhr zusammen mit dem General Bartholomei und benutzte die Gelegenheit, um mir, im Verfolg des gestrigen Gesprächs, von ihm mancherlei Aufschlüsse über das Land und seine Bewohner geben zu lassen.

Aus seinem interessanten und lebendigen Vortrag hier nur einiges über die religiösen und politischen Verhältnisse in Kaukasien.

Der Kaukasus und die Kasakenkolonien[1])

Als der Islam sich wie ein Feuer verbreitete, war der Kaukasus dem ersten Anprall dieser gewaltigen Bewegung ausgesetzt. Nicht nur der ganze Süden trat über, die tatarische und persische Einwanderung, sondern der Islam gewann auch allmählich Anhänger unter den kaukasischen Urbewohnern. Namentlich waren es die Bewohner der Ostküste und des Daghestan, welche sich der Lehre Mohammeds zuwandten, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß bis auf den heutigen Tag die Zahl ihrer Bekenner eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen ist. Nur die georgische Nation, welche das in ihrer Sprache geschriebene Evangelium besaß, hielt fest am Christentum, ohne sich jedoch der zeitweiligen mohammedanischen Oberherrschaft ganz entziehen zu können. Die blutigen Fehden, welche infolgedessen zwischen den christlichen und mohammedanischen Bewohnern des Kaukasus geführt wurden, trugen ganz den Charakter erbitterter Religionskriege. Das ritterliche

[1]) „Warum der Kaiser („constamment dégagé de tout désir de conquête") alljährlich den Daghestan mit den Leichen seiner Krieger füllt — darüber weiß man in Deutschland so ziemlich nichts," schrieb Fr. Bodenstedt 1848.

Element wurde wie bei der mohammedanischen Bevölkerung durch die Tscherkessen, so bei den Christen durch die Georgier vertreten.

Die mohammedanischen Glaubensbrüder fanden bei ihren südlichen Nachbarn, den Turkmenen und Persern, eine kräftige Unterstützung, während die Georgier nur auf ihre eigene Kraft angewiesen waren. Die Folge war: fortwährende Einfälle und die zeitweilige Unterjochung des georgischen Gebietes unter die mohammedanische Oberherrschaft. Als nun im Jahre 1795 die Perser wieder in Georgien einfielen und Tiflis 14 Tage hindurch auf das fürchterlichste mit Feuer und Schwert verwüsteten, entschloß sich König Georg XIII. von Georgien, den mächtigen christlichen Nachbarn im Norden um seine Hilfe anzugehen. Er bot dem Kaiser Paul, als Schirmherrn der byzantinischen Kirche, das Protektorat über die Christen des Kaukasus an. Für Rußland, das stets mit Zähigkeit den Plan verfolgte, die Herrschaft über das Schwarze Meer zu gewinnen, eine günstige Gelegenheit, sich auf legale Weise im Herzen des Kaukasus festzusetzen. So zogen denn 1797 russische Truppen in Tiflis ein! Noch kurze Zeit bestand die Scheinsouveränität der georgischen Könige, bis im Jahre 1800 der Schwächling König Georg XIII. abdizierte. Kaiser Alexander I. erklärte sich 1801 mit einem Federstrich zum Beherrscher dieses über 2000 Jahre alten Königreichs. Von nun an gewann die russische Herrschaft im Kaukasus an Ausdehnung, und zwar richteten sich die Unternehmungen zuerst gegen den Süden, wo eine Menge kleiner tatarischer Chane eine unabhängige Existenz führten. Der zweite russische Gouverneur des Kaukasus, der Fürst Cicianow, unterwarf Baku 1804, wurde aber daselbst ermordet. Nach dem großen europäischen Kriege übernahm im Jahre 1816 der ebenso fähige wie grausame General Jermolow das Kommando im Kaukasus, bis er 1827 in Ungnade fiel.[1]) Er fügte den russischen Besitzungen im Süden das Chanat Nucha-Schemacha und die Provinz Karabagh zu und unterwarf außerdem die Kabarda, nördlich der Zentralkette, und Abchasien — die ersten Eroberungen der Russen auf dem Gebiete der bis dahin unabhängigen Bergvölker.

Die glücklichen Operationen im südlichen Transkaukasien mußten in Persien eine feindselige Stimmung gegen Rußland hervorrufen. Man sah den bis dahin auf den Süden ausgeübten Einfluß schwinden. Als aber im Jahre 1826 der Schah Abbas Mirza die Russen aus Transkaukasien vertreiben wollte, wurde er von Paskjewitsch total geschlagen. An Stelle von Jermolow wurde Paskjewitsch jetzt zum Ober-

[1]) Gest. 1861. Über ihn: Fr. Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus. 1848. S. 353 f.

befehlshaber ernannt, eroberte das persische Armenien, erstürmte Eriwan und befestigte durch diesen Feldzug und den Frieden von Turkmantschai 1828 die Herrschaft der Russen über das ganze südliche Transkaukasien.[1])

Von nun an konnte Rußland seine Kräfte gegen die unabhängigen mohammedanischen Bergvölker konzentrieren. Die Heimat dieser Stämme, die große kaukasische Gebirgskette, war bis dahin den Russen ein völlig unzugängliches Terrain geblieben. Nur mühsam hielten sie durch die Anlage zahlreicher Forts die Sicherheit der großen Militärstraße im Tal des Terek und der Aragwa, ihrer einzigen Verbindung zwischen Rußland und Transkaukasien, aufrecht. Um sich gegen die unaufhörlichen räuberischen Einfälle der Gebirgsbewohner in die ciskaukasische Ebene zu schützen, hatten sie längs der Kette vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere eine Menge von Kasakenansiedelungen angelegt. Der westliche Teil dieser Verteidigungslinie von der Mündung des Kuban längs des Flusses bis zum Terektal wurde die rechte Flanke, der östliche Teil des Terek bis zu seinem Ausflusse ins Kaspische Meer die linke Flanke genannt. Denn so, sagt der Russe, hat der Kaiser den Kaukasus vor Augen, wenn er aus seinem Schlosse in Petersburg nach Süden sieht. Benennungen, welche im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche militärische Bedeutung in eine geographische verwandelt haben, so daß heutzutage in der Sprachweise des Kaukasus die „rechte Flanke" die Provinz Kuban, die „linke Flanke" die Provinz Terek bedeutet.

Die Streitkräfte der Kasaken waren aber kaum ausreichend, den Angriffen der Bergvölker Widerstand zu leisten. Erst mit der Ernennung des Generals von Saß zum Militärgouverneur der Provinz Kuban im Jahre 1830 beginnen die Versuche der Russen, die bis dahin von den Bergvölkern bewohnten Gegenden zu okkupieren, und zwar wandte man sich angriffsweise zuerst gegen die Stämme der rechten Flanke, während auf der linken Flanke das passive Verteidigungssystem durch die Kasakenlinie des Terek fortgesetzt wurde. General Saß vertrieb die Bergvölker aus den Tälern des Urup und der Laba — Nebenflüsse des Kuban — und es gelang ihm während der zehn Jahre seines Kommandos, die russische Herrschaft über diese Gegend durch Kasakenansiedelungen zu befestigen.

Die Abberufung dieses äußerst fähigen Generals erfolgte 1842 infolge von Intrigen. Ungefähr in derselben Zeit erschien ein Mann auf dem Kriegsschauplatz, welcher der nationale Held der Bergvölker

---

[1]) Paskjewitsch unterwarf 1830 Daghestan, beendete 1831 die polnische Insurrektion („Fürst von Warschau") und wurde Vizekönig im Königreich Polen. 1849 befehligte er das russische Korps in Ungarn. Starb 1856.

ward und als solcher eine europäische Berühmtheit erlangte — Schamyl. Schamyls Heimat ist das hohe Felsengebirge des Daghestan. Im Aoul Gimri wurde er 1797 geboren. Seine Erziehung leitete der Gelehrte Mullah-Dschellal-Eddin, der Begründer des Müridismus, jener religiösen Verschwörung, die nach und nach alle Stämme des linken Flügels ergriff und während 20 Jahren das treibende Element im Kriege gegen die Russen war. Mit Hilfe des Müridismus zur absoluten, drakonisch ausgeübten Herrschaft über seine Stammesgenossen gelangt, entflammte der Glaubensheld das jetzt vereinigte Daghestan zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Vergebens suchten die Russen ihn zu überwältigen. Da wurde 1856 Fürst Barjatinsky zum Generalgouverneur des Kaukasus ernannt. Abweichend von der Kriegsführung seiner Vorgänger, welche in nutzlosen Diversionen ihre Kräfte vergeudet hatten, umschloß Barjatinsky das gesamte feindliche Gebiet mit seiner Armee wie mit einem eisernen Ring. Von allen Seiten rückte er schrittweise vor, ohne dem Feinde je eine Blöße zu bieten und drängte Schamyl von einem Schlupfwinkel zum anderen, bis endlich sein letzter Zufluchtsort, das für unersteiglich erachtete Felsennest Gunib,[1]) am 6. September 1859 von den russischen Bataillonen mit stürmender Hand genommen wurde. Schamyl hatte bis dahin jede Übergabe der Festung mit dem Richtbeil an der Besatzung gestraft — jetzt ergab er sich selbst dem Sieger mit seiner Familie und 100 ihm treugebliebenen Müriden. Er wurde nach dem Innern von Rußland geschickt und erhielt Kaluga als Aufenthalt angewiesen.[2]) Dieser Triumph entschied über das Schicksal des östlichen Kaukasus.

Aber auch dem Müridismus gab Schamyls Gefangennahme den Todesstoß. Der Nimbus dieser Lehre hatte die Bergvölker zum heldenmütigen Widerstand entflammt. Jetzt, als der Iman selbst die Schande der Gefangenschaft dem Tode vorzog, erlosch der Fanatismus der Gläubigen. Willig beugten sich die Stämme des linken Flügels unter den Zaren, dessen Herrschaft sich nun über die ganze kaukasische Landenge mit Ausnahme der Bewohner der westlichen Gebirgskette erstreckte. Diese Stämme des rechten Flügels — die eigentlichen Tscherkessen —

---

[1]) Ein nach allen Seiten hin von steil abfallenden Felsen begrenztes Hochplateau, etwa 40 Quadratkilometer groß, mit Getreidefeldern, Viehweiden und Quellwasser. Schamyl hatte dem Fürsten sagen lassen: „Der Gunib Dagh (Berg) ist hoch, Allah noch höher, und du bist unten."

[2]) Gest. 1871, erblindet, in Medina. Ein Sohn Schamyls trat in russische Dienste, ein anderer ging nach Konstantinopel und wurde 1877 Führer eines tscherkessischen Freikorps in Armenien.

waren seit der Unternehmung des Generals Saß von den Russen nicht belästigt worden. Sie hatten aber auch der Aufforderung Schamyls keine Folge geleistet, sich unter seiner Fahne zum Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen, sondern sich damit begnügt, von Zeit zu Zeit räuberische Einfälle in das russische Gebiet jenseits der Laba und des Kuban zu machen. Dieser politische Fehler rächte sich schwer, denn kaum war Schamyls Widerstand gebrochen, so kam die Reihe an sie. Barjatinsky konzentrierte jetzt alle seine Streitkräfte am Kuban und übertrug im Jahre 1861 dem General Jewdokimow den Oberbefehl. Jewdokimow begann die Operationen sofort in sehr energischer Weise, und man darf nach den Fortschritten, welche er in dieser so kurzen Zeit trotz des lebhaftesten Widerstandes der Bergvölker gemacht hat, wohl annehmen, daß in wenig Jahren auch dieser letzte Rest kaukasischer Unabhängigkeit verschwunden sein wird. Leider bedeutet das zugleich die gänzliche Ausrottung der ritterlichen Tscherkessen, denn sie werden lieber bis auf den letzten Mann kämpfen, als ihre Berge räumen und sich in den Steppen am Kuban ansiedeln lassen, wie General Jewdokimow von ihnen als Beweis ihrer Unterwerfung verlangt.

Wie in der Vergangenheit der Gegensatz zwischen Christentum und Islam überall zu Tage tritt und für den Forscher recht eigentlich den Faden der Ariadne in diesem historischen Labyrinth bildet, so scheiden sich die Urbewohner auch heute noch, je nach ihrer Religion, in drei Hauptgruppen, in die Christen — die eigentlichen Georgier (Grusiner) im Zentrum von Transkaukasien mit der Hauptstadt Tiflis, und westlich nach dem Schwarzen Meer zu, die Immeretier, Mingrelier, Gurier — die Mohammedaner — Lesghier (Daghestaner), Kabardiner, Tschetschener, Adighe — die gemischten Völkerschaften, deren Kulturstufe eine niedrigere ist.

Den kriegerischen Grenznachbarn Ciskaukasiens, vor allem den Tscherkessen gegenüber besaßen nur die Kasaken die Fähigkeit, sich ihren Feinden dergestalt zu assimilieren, daß sie mit der Bewaffnung und der Tracht auch deren Kampfweise annahmen. Während die regulären russischen Truppen trotz ihrer Überlegenheit über den Feind in den ewigen Gebirgskriegen enorme Verluste erlitten, war in den Kasaken der Militärlinie ein Element gefunden, welches die List des Feindes durch List, seine Wachsamkeit durch Wachsamkeit, allerdings auch seine Grausamkeit durch Wiedervergeltung bekämpfte. Außerdem kostete die Erhaltung der Kasakenarmee der russischen Regierung so gut wie nichts. Sie gab dem Kasaken das Land, die Herden, welche dem Feinde abgenommen wurden, und die Erlaubnis, Dörfer zu bauen,

deren Verteidigung gegen die ursprünglichen Besitzer den Kasaken selbst oblag. Nicht einmal Waffen, Pferde und Munition erhielten die Kasaken von der Regierung; sie waren verpflichtet, sich dies alles selbst anzuschaffen.

Die Kasakenkolonien wuchsen nach und nach zu ihrer heutigen Ausdehnung, von der Mündung des Kuban bis zur Mündung des Terek, dem Gebirge gegenüber. Die unter einem besondern Feld-Ataman (Generalleutnant Graf Aslow I.) stehenden Regimenter bewohnen befestigte Dörfer (Stanizen) unter der Obrigkeit ihrer Offiziere.

Ein Teil der männlichen Bevölkerung befindet sich stets unter der Fahne bei den Expeditionstruppen, während der andere das Feld bebaut und über die Sicherheit der Staniza wacht.

Auf dem linken Flügel führt seit der Unterwerfung Schamyls die Kasakenbevölkerung eine ziemlich friedliche Existenz; allein auf dem rechten Flügel sind sie keinen Tag sicher, ihre Existenz und das Leben ihrer Familie gegen einen schonungslosen Feind verteidigen zu müssen. Wird das Feld bebaut oder die Herden gehütet, so steht eine schützende Vorpostenkette davor, und der pflügende Kasak hat das Gewehr auf dem Rücken. In der vordersten Linie vergeht selten ein Tag, wo nicht von irgendeiner Staniza oder einem Kasakenposten die Alarmkanone die Bewohner der benachbarten Stanizen zu Hilfe ruft. Sobald die „Fredoga" (das Alarmzeichen) ertönt, sitzt alles zu Pferd und eilt nach dem bedrohten Punkte; aber so schnell auch die Hilfe ist, oft kommt es vor, daß die Herbeieilenden nur die rauchenden Trümmer der angegriffenen Staniza und die verstümmelten Leichen ihrer Bewohner finden. So wurden in diesem Sommer allein elf Stanizen überfallen und ihre Bewohner niedergemetzelt. Allerdings rächt sich auch der Kasak, wenn er in die feindlichen Aouls einbricht. Kein Kind, kein Weib findet Gnade vor seinem Säbel. „Es sind die Mütter derjenigen, welche unsere Weiber ermorden."

Diese Existenz am äußersten Rande der Gefahr hat aus den Linienkasaken eine außerordentlich kriegerische und waffengeübte Bevölkerung gemacht. Der Tod ist ein kaum beachteter Gast. Von frühester Kindheit an lernt der Knabe zu Pferde sitzen und die Waffen führen. Im Kampfe gegen den Feind enden die Männer ihr Leben.

Dem Fürsten Barjatinsky gehört das Verdienst, in diesen Kasakenkolonien das wirksamste Mittel zur Unterwerfung der Bergvölker gefunden zu haben. Unter seinen Vorgängern hatte die Militärlinie eine rein defensive Bestimmung. Er beschränkte sich jedoch nicht darauf, das Land der Bergvölker durch seine Kolonnen zu erobern, sondern er

legte sofort in dem eroberten Terrain neue Kasakenstanizen an, welche anfangs allerdings eine wenig gesicherte Existenz hatten, sich aber nach und nach verstärkten und durch Vorschiebung einer neuen Stanizenlinie größere Sicherheit gewannen. Zu gleicher Zeit wurden in dem okkupierten Terrain die Wälder, das sichere Versteck der Bergbewohner, abgehauen und für die Truppenbewegungen bequeme Straßen gebaut. „Nicht mit dem Schwerte, sondern mit Axt und Schaufel muß der Kaukasus erobert werden" — das ist der Grundsatz des Fürsten, und unzweifelhaft verdankt Rußland der Ausführung dieses Systems die definitive Unterwerfung des Daghestan und die sichere Aussicht auf das gleiche Schicksal der rechten Flanke.

Nach Passierung von Alexandrowskoje näherten wir uns der schon erwähnten Militärlinie. Die Dörfer sind Kasakenstanizen, von Graben und Palissadierung umgeben, obgleich in dieser Gegend schon seit langer Zeit kein Tscherkessengewehr mehr abgefeuert worden ist. Südlich Alexandrowskoje hüteten Nogaitataren ihre Herden in der Steppe. Als wir vorbeifuhren, warfen sich die Männer und Frauen zum Zeichen ihrer Ehrfurcht auf das Gesicht nieder. Einige Kinder kamen uns entgegengelaufen, um zu betteln.

Das Aussehen der Nogaier zeugt von unvermischter mongolischer Rasse. Kleine, gelbe, unansehnliche Gestalten, lebhaft an die Japaner erinnernd, mit denen sie sich auch der Blutsverwandtschaft rühmen dürfen.

Gegen 5 Uhr nachmittags verließen wir bei der Stanize Alexandriskaja die große Straße nach Wladikawkas und bogen rechts nach

Pjätigorsk

ab. Am Horizonte zeigten sich die fünf Kuppen des Beschtau (tatarisch; russisch Pjätigorsk, „Fünfberge"), an dessen Fuß der Badeort gleichen Namens liegt. Um 9 Uhr trafen wir daselbst bei völliger Dunkelheit ein und fanden die eleganten Räume des Badehauses zu unserer Aufnahme bereit. Aber hier wie überall im Kaukasus dehnte sich der Komfort nicht bis auf das Nachtlager — eine hölzerne Pritsche — aus. Unter Zuhilfenahme von Mänteln und Decken gelang es jedoch, sich einigermaßen zu etablieren, und die Müdigkeit tat das beste für die Ruhe.

Am nächsten Morgen zeigte sich das hübsche Pjätigorsk in schönster Sonnenbeleuchtung.

Vor 40 Jahren nur aus wenigen elenden Hütten bestehend, ist es heute eine Stadt von 6000 Einwohnern, das Zentrum des Eruptionsgebietes, in dem die vier nordkaukasischen Mineralbäder liegen.

Die Quellen von verschiedenartigster Zusammensetzung entspringen sämtlich im Rayon des Beschtau, dessen Wasserfülle die quellenreichsten Gebirge Deutschlands übertrifft. Pjätigorsk bietet warme Schwefelquellen, Kißlowodsk starke Kohlensäure, Sheleswowodsk Eisen mit Alkalimischung, Essentuki kalte Alkaliquellen. Lägen diese Bäder in Europa, so würde bei der Stärke und Wirksamkeit der Quellen ihre Frequenz gewiß eine überaus große sein. Am Fuße der kaukasischen Kette beschränkt sich ihr Besuch größtenteils auf verwundete Offiziere und Soldaten.

Pjätigorsk liegt im Tale des Flüßchens Podkumok und lehnt sich an den südlichen Abhang des Berges Maschuk, der höchsten Kuppe des öden, stein- und baumlosen, nur mit Rasen bewachsenen Beschtau. Bei hellem Wetter erscheinen am Horizont, hoch über dem Beschtau, die Schneegipfel der großen kaukasischen Kette, vor allem — 5600 Meter über dem Schwarzen Meere — der Doppelkegel des Elbrus.

Gegenüber dem Kurhaus, in der Mitte der makkadamisierten und mit Bäumen bepflanzten Promenade, erhebt sich das Nikolaibadehaus, dessen 28 Bäder mit europäischem Komfort eingerichtet sind. Von hier steigt man zu den terrassenförmig übereinander gelegenen Trinkhallen der Elisabeth- und Michaelgalerie empor. Noch etwas höher am Berge liegt die Grotte Prowall, in der sich ein Bassin mit einer warmen Schwefelquelle befindet. Die Grotte ist etwa 80 Fuß hoch und enthält ihr Licht durch eine Öffnung von oben. Hier wurden früher die Kranken an Stricken heruntergelassen. Jetzt ist durch die Freigebigkeit eines Moskauer Kaufmannes ein Tunnel gebrochen. Die Schwefelausdünstung des Wassers gibt den Felswänden einen blauen Ton, so daß man an Capri erinnert wird. Nicht allzuweit ist die Stelle, wo der verbannte Lermontow 1841 im Zweikampf fiel.

Fünf Meilen entfernt liegt Kißlowodsk (Saure Wasser) in einem von Bergen rings umgebenen engen Tal, am Zusammenfluß zweier kleiner Flüsse, der Olchowka und Beresowka. Reiche Baumvegetation erfreut, im Gegensatz zu Pjätigorsk, das Auge. Besonders der Kurpark mit seinen Eichen, Buchen, Nußbäumen und italienischen Pappeln — seit Deutschland die ersten Bäume, die wir sahen — bot einen wahrhaft erfrischenden Anblick. In der Trinkhalle sprudelt der berühmte „Narsán", in einem Becken von 40 Fuß Durchmesser, 16 Fuß in die Höhe. Das kräftige kohlensaure Mineralwasser hat die berauschende Wirkung des Champagners. Die Bäder stärken, richtig angewendet, den geschwächten Körper in wunderbarer Weise, können aber leicht gefährliche Folgen haben. Die Tscherkessen haben der Quelle den Namen „Trank der Helden" gegeben.

Wir fanden in Kißlowodsk noch die letzten Sommergäste, unter ihnen den Grafen Woronzow-Daschkow,[1]) Adjutanten des Feldmarschalls Barjatinsky. Den eleganten, jungen Offizier hatte ich als 14jährigen Knaben im Hause seiner Mutter in Paris oft gesehen. Längst entschwundene Zeiten stiegen wieder auf ... Die Gräfin Alexandra Woronzow war eine der liebenswürdigsten Frauen, die ich gekannt habe, ausgezeichnet durch ihre Herzensgüte und ihren Verstand. Wohl war sie extravagant, und ihre geistreichen Einfälle erschienen zuweilen in gewagter Form, allein ihrer nie verletzenden Komik vermochte selbst der Ernst des strengen Sittenrichters nicht zu widerstehen. Nach dem Tode ihres Mannes[2]) schenkte sie Neigung und Hand einem Franzosen, für den sie ihr Vaterland verließ. Sie erkrankte und starb bald darauf.

Als wir nach dem Diner die kleine Anhöhe zum Konversationshaus erstiegen, erzählte uns General Bartholomei eine Szene, die er vor mehreren Jahren hier erlebt. Die Umgebung von Kißlowodsk war durch häufige Räubereien der benachbarten Kabardiner unsicher gemacht worden, und der General Fürst Eristow, Gouverneur der Provinz Terek, zitierte die mutmaßlichen Täter, vier junge Fürsten vom Stamm der Kabardiner, zur Verantwortung nach Kißlowodsk. Als die Fürsten erschienen und unvorsichtigerweise vom General zur Ablegung ihrer Waffen aufgefordert wurden — für den Tscherkessen die größte Schande — verweigerten sie den Gehorsam, brachen sich durch ein Kasakenkommando, das sie entwaffnen wollte, Bahn, erkletterten die Anhöhe und besetzten das Konversationshaus. Von dort aus eröffneten sie ein lebhaftes Feuer auf die im Park lustwandelnde Badegesellschaft. Mehrere Kurgäste wurden getötet oder verwundet. Als eine Kompagnie Infanterie erschien, gelang es, Herr des Widerstandes zu werden, den die Tapferen indes nur mit ihrem Leben aufgaben. In früheren Zeiten, als noch freie Bergvölker die Umgegend der kaukasischen Bäder bewohnten, kamen dergleichen kleine Kurunterbrechungen öfters vor. Jetzt ist man in Kißlowodsk so sicher wie in Ems oder Homburg, und das Kasaken-Wachthaus, das sich in Form eines kleinen Kastells pittoresk

[1]) Zeichnete sich 1865 beim Sturm der Festung Ura Tübe in Turkestan aus. Später Stabschef des Gardekorps. Kommandierte während des russisch-türkischen Krieges 1877/78 die Kavallerie des Rustschukschen Detachements des Großfürsten-Thronfolgers (nachmaligen Kaisers Alexander III.). Nach dessen Thronbesteigung (1881) Chef der Sicherheitswache des Kaisers und Chef der Reichsgestütsverwaltung. Minister des kaiserlichen Hofes und der Apanagen. 1897 von diesem Posten enthoben und Reichsratsmitglied. Während des russisch-japanischen Krieges Vorsitzender des Roten Kreuzes. Seit 1905 Statthalter im Kaukasus.

[2]) Wirklicher Geheimer Rat und Ober-Zeremonienmeister, starb 1854.

auf einer Anhöhe erhebt, dient nur noch als Erinnerung an vergangene Zeiten.

Gegen 6 Uhr wurde der Rückweg nach Pjätigorsk angetreten. Ich fuhr mit Meyendorff in einer mit drei Pferden bespannten Droschke. Tiefe Dunkelheit brach bald herein. Von erkennen des Weges war keine Rede. Nichtsdestoweniger fuhr der Jamtschik seine Karriere wie bei hellem Mittag auf der besten Chaussee. In hohen Sprüngen tanzte der Wagen über den Boden und ich bedauerte, in Kißlowodsk nicht einige Gläser des stärkenden Narsan getrunken zu haben. Endlich schimmerten in der Ferne die Lichter von Pjätigorsk. Stadt und umliegende Höhen waren zur Feier der Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit brillant illuminiert und von der Promenade tönte uns Militärmusik entgegen.

Wladikawkas

Am 18. September brach unsere Kolonne vor Beginn der Morgendämmerung auf. Die Kasakeneskorte leuchtete mit Fackeln den Wagen voraus. Gespensterhaft flogen die dunklen, in die Burka gehüllten Reitergestalten, ein Funkenmeer sprühend, über die Steppe.

Bei Georgiewsk, einem kleinen, hart am Flusse Kuma gelegenen Ort, kamen wir wieder auf die große Straße Stawropol-Wladikawkas, die wir am 17. bei Alexandriskaja verließen. In früheren Zeiten, als die Kabardiner noch nicht unterworfen waren, hatte Georgiewsk militärische Bedeutung. Jetzt liegt es hinter der Militärlinie und ist ohne Besatzung.

Das Kumatal ist hier etwa eine Meile breit und mit dichtem Unterholz bewachsen. Eine Menge Fasanen — deren eigentliche Heimat der Kaukasus ist und denen der „Phasis" den Namen gab — und Schwärme von Steppenhühnern — eine Art Birkhühner — wurden durch das Geräusch der Wagen aus dem Gesträuch aufgescheucht. In den Lüften kreisende Adler und Lämmergeier deuteten auf die Nähe des in Nebel gehüllten Hochgebirges. Der Verlockung, auszusteigen und der Jagd obzuliegen, mußte widerstanden werden; Wladikawkas war zweihundert Werst von Pjätigorsk entfernt und daher keine Zeit zu verlieren. Im Laufe des Tages erreichte die Hitze nahezu 30 Grad.

Die verschiedenen Stanizen der Militärlinie, welche wir nach Passierung des Kumatals von Station zu Station durchfuhren — unter ihnen Prochladnaja, „die Erfrischende" — werden vom berühmten Kasakenregiment Wolgsky (Regiment der Wolga) bewohnt. Diese Dörfer aus Holzhäusern sind alle nach demselben System gebaut: ein regelmäßiges, von Graben und Palisaden umgebenes Viereck. In zwei

gegenüberliegenden Winkeln zwei Geschütze, die das Vorterrain bestreichen. Zwei schwere hölzerne Tore dienen zur Ein- und Ausfahrt; neben dem Tor erhebt sich, gleich einer Wildkanzel, ein hölzerner Wachtturm, von welchem aus die Steppe meilenweit übersehen werden kann. Auf dem Turm hält Tag und Nacht ein Kasak die Wache. Nur bei Tage sind die Tore geöffnet; bei Nacht werden sie verschlossen und verriegelt. Der Raum zwischen zwei Stanizen wird durch die Kasakenposten überwacht, die auf eine Meile Entfernung in gemauerten Blockhäusern liegen; auch hier fehlt der Wachtturm nicht. Ein solcher Posten ist gewöhnlich 10 bis 15 Mann stark; gegen den ersten Anprall des Feindes muß er sich halten, bis die Alarmschüsse Unterstützung durch die Mannschaften der nächsten Posten und Stanizen bringen. Dies einfache Befestigungssystem der Russen bildet seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zwischen den Mündungen des Kuban und des Terek die Militärlinie gegen die Bergvölker.

In jeder Staniza wechselten wir die Pferde und erhielten eine neue Kasakensotnie als Eskorte.

Obgleich die Gegenden hier sämtlich unterworfen sind, erhält jeder Reisende auf dieser Linie dennoch eine Sicherheitswache zum Schutz gegen Raubanfälle der benachbarten Osseten.

Hinter Prochladnaja erreichten wir den Terek, der hier schon seit Meilen die Berge verlassen, sich aber den Charakter des reißenden Gebirgswassers bewahrt hat. In der jetzigen Jahreszeit füllte er allerdings sein breites, steiniges Bett nur zum geringsten Teile aus; allein die eingerissenen Ufer bewiesen, daß in der Periode der Anschwellung seine Wasser mit Leichtigkeit darüber hinweggehen.

Am Terek verliert die Gegend den Steppencharakter. Die Ausläufer der Zentralkette nähern sich in anmutiger, reich bewaldeter Hügelform dem Flußufer, an einer Stelle ein Felsentor bildend. Hier stehen Wachttürme aus uralter Vergangenheit, ein Minaret von rotem Granit erinnert, sagt man, an die Zeit der Kreuzzüge. Hier betete Schamyl im Angesichte seiner Armee, als er den kühnen Zug nach dem Westen unternahm, um die Völker der rechten Flanke zu insurgieren.

Ehe wir Wladikawkas erreichten, erlebten wir das Schauspiel eines kaukasischen Gewitters, der Ankunftsgruß des vor uns emporsteigenden Kasbek. Wir mußten halten bleiben, da die Pferde gegen den Wolkenbruch, der sich unter furchtbarem Blitz und Donner entlud, nicht anzukämpfen vermochten.

Um 9 Uhr erreichten wir Wladikawkas, die Zwingburg des Kaukasus. Fürst Swjatopolk Mirsky, der Militärgouverneur der Provinz

Terek, erschien gleich nach unserer Ankunft, um dem Prinzen seine Aufwartung zu machen.

Der Fürst, der sogenannte Löwe des Kaukasus, erst 39 Jahre alt und Generalleutnant, stammt aus einer polnischen Familie und ist in Frankreich erzogen, da sein Vater nach der Revolution auswanderte und in Algerien Besitzungen kaufte. Die Söhne kehrten nach Rußland zurück, wo sie Militärdienste nahmen und sich durch ihre Leistungen rasch emporschwangen. Der jetzige Gouverneur des Terekgebietes kommandierte nach dem Fürsten Barjatinsky das berühmte Regiment Kabarda, an dessen Spitze er durch die Brust geschossen wurde. Während des Krimkrieges erhielt er das Kommando eines Infanterieregimentes in Sebastopol und wurde von einer Kugel fast an derselben Stelle durchbohrt. Aber beide Wunden sind völlig geheilt. Nach Beendigung des Krimkrieges kehrte er nach dem Kaukasus zurück und wurde unter Fürst Barjatinsky Chef des Generalstabes der kaukasischen Armee.

Nach Schamyls Gefangennehmung erhielt er das wichtige Gouvernement des linken Flügels, wo seine weisen Einrichtungen nicht nur die Ruhe erhalten, sondern auch das materielle Wohl der unterworfenen Bergvölker gefördert haben. In dieser Beziehung vertritt er ein anderes System wie General Jewdokimow; er hält es für möglich, auf dem Wege des Vertrages und der Zivilisation zur Herrschaft der Völker der rechten Flanke zu gelangen, während Jewdokimow davon nichts wissen, sondern sie entweder aus ihren Wohnsitzen vertreiben oder ausrotten will. Die vielfach auch von den friedlichen mongolischen Nomadenstämmen der Nogaitataren und Kalmücken bewohnte Provinz Terek ist augenblicklich völlig ruhig.

Der jüngere Bruder von Dmitri Iwanowitsch Mirsky ist Regimentskommandeur in Wladikawkas. Die beiden Brüder haben zwei Schwestern geheiratet, die Enkelinnen des letzten Georgischen Königs.

In der Frühe des 19. Septembers kam General Bartholomei zu mir und führte mich auf die Galerie des Hauses — in voller Klarheit lag die Schneekette des Kaukasus vor uns. Endlich, nach viertägigem Zögern geruhten die majestätischen Häupter des Elbrus und Kasbek sich ihrer Nebelumhüllung zu entledigen und ihre Gipfel zu zeigen! Der Anblick der kaukasischen Kette ist für den vom Norden kommenden Reisenden großartiger als die Schweizer Alpen, denn die Berge erheben sich aus der Ebene fast ohne Vorgebirge zu immenser Höhe. Von Wladikawkas (715 Meter über dem Meer) bis zur Station Kasbek, am Fuß des gleichnamigen Berges, beträgt die Entfernung nur sechs deutsche Meilen. Der Gipfel des Kasbek aber ragt bereits

16500 Fuß (5043 Meter)[1]) über den Spiegel des Schwarzen Meeres empor. Wladikawkas — „Herrscherin des Kaukasus" — bildet den Schlüssel zum Tor des Gebirges.

Wladikawkas — auf beiden Seiten des Terek gelegen, über den eine hölzerne Brücke führt — ist eine kaum 30 Jahre alte militärische Schöpfung. Die Häuser, das sogenannte Palais des Gouverneurs mit eingeschlossen, sind von einfachster Holzkonstruktion. Das einzige bemerkenswerte Gebäude ist die Kirche. Die Befestigung besteht in einer einfachen steinernen Umfassungsmauer mit Schießscharten und vorliegendem Graben. In den Ecken sind Remplacements für Geschütze angebracht.

Auf der Grusinischen Heerstraße

Kaum eine Meile südlich Wladikawkas beginnt die Einfahrt ins Gebirge. Bis zur zweiten Station Lars sind die hohen Berglehnen noch mit Laubholz bewaldet, vereinzelte Wiesenstreifen durchziehen das Tal. Die Gegend ist von ernster Schönheit, hat aber noch nicht den wilden Charakter der Darjalstraße. Jenseits Lars verengt sich das Tal; der Terek bricht sich durch massenhafte Steinblöcke mit Getöse seine Bahn. Die schroffen Wände sind aus Porphyr und Granitschichten gebildet und scheinen in jener Zeit, als gewaltige Revolutionen mit Feuer und Wasserkraft den Erdball erschütterten, aufeinander getürmt. Jahrtausende sind vorübergegangen, ohne daß sie die gigantischen Formen der Vorzeit zu ändern vermocht hätten.

Kein Baum, kein Strauch, kaum ein Grashalm mildert den imposanten Eindruck dieser Natur. In einzelnen Felsenrissen stürzen sich wilde Gießbäche fast senkrecht in den Terek und zeigen den Lawinen den Weg, die zuzeiten die Passage unmöglich machen. Eine Meile oberhalb Lars geht die Straße auf das rechte Terekufer über, und hier beginnt die Darjalschlucht, „Das Tor der Alanen", nach anderen die „Pforte Gottes" oder der „enge Weg" — das eigentliche Tor des Kaukasus. Auf dem linken Ufer befindet sich hier eine alte Festung, der Sage nach von König Mirwan von Georgien zum Schutz gegen die Einfälle der Nachbarn erbaut. Die schwarzen, verwitterten Überreste krönen den Gipfel eines steilen Felsens und beherrschen Fluß und Straße. Die Russen haben am Eingange des Darjal, zur Sicherung der Kommunikation zwischen Cis- und Transkaukasien, ein Fort gebaut. Oberhalb Darjal engen die Felswände das Bett des Terek dergestalt ein, daß der Zwischenraum an manchen Stellen kaum 200 Schritt

[1]) Montblanc 4810 m.

beträgt. Die Straße ist in die Felsen gehauen und meistens nicht über 10 Fuß breit.

Hie und da erinnern Ruinen auf scheinbar unersteigbaren Felsenkuppen an die Kämpfe der Vorzeit und die Anstrengungen der Menschen, in diesem Felsenreich festen Fuß zu fassen. Die Natur hat aber diesen Versuchen siegreich widerstanden, und die Abwesenheit jedweder menschlichen Wohnung beweist, daß selbst die wilden Bergstämme darauf Verzicht leisteten, hier ihre Hütten zu gründen.

Bei der Via Mala in der Schweiz trägt die Natur den Charakter großartiger Wildheit; allein dort erinnert jeder Schritt, der wundervolle Streckenbau, die Galerien gegen die Lawinen, die Brustwehren, die obwohl spärlichen, doch wohlgebauten Dörfer an das Vorhandensein menschlichen Fleißes und menschlicher Kultur. Von alledem findet man im Darjal nichts. Gerade deshalb ist der Eindruck ergreifender und schauerlicher. Keinem menschlichen Wesen begegnet man; nur zuweilen einem Osseten, dessen wilde Erscheinung wenig geignet ist, Vertrauen einzuflößen. Wir hatten Gelegenheit, sie in der Nähe zu betrachten, denn obgleich Fürst Mirsky uns von Wladikawkas durch Kasaken eskortieren ließ, so glaubten die Osseten dennoch, uns die Ehre ihres Geleits nicht versagen zu dürfen. Sie erschienen wohl 50 Reiter stark und brachten uns bis auf die Höhe des Passes zur georgischen Grenze. Zugegeben, daß eine gewisse Voreingenommenheit den Eindruck verstärkt hat, so muß ich doch gestehen, daß ich nie eine größere Ähnlichkeit mit einem Raubvogel gesehen habe, als die Physiognomie dieser Leute. Dazu kam ihre Kleidung aus rohen Ziegenfellen, die Menge von Waffen aller Art, welche sie bei sich führten, kurz, es war schwer zu glauben, daß die Leute viel von dem Bibelspruch hielten: „Geben ist seliger als nehmen."

Erst bei der nächsten Station Kasbek öffnet sich das Tal wieder und gewährt den Fluten des Terek einen weiteren Spielraum. Man ist hier am Fuße des gleichnamigen Berges — des sagenhaften Kasbek — nächst dem Elbrus der höchste Gipfel des Kaukasus. Die Georgier nennen ihn den „Schneeberg", die Osseten den „weißen Berg". Die Russen haben ihn Kasbek getauft — denn am Fuß des Berges liegt Dorf und Schloß Kasbek, in dem ein ossetischer Fürst gleichen Namens residiert, der den Russen bei der Eroberung des Landes große Dienste geleistet hat. Der Fürst empfing Seine Königliche Hoheit in russischer Generalsuniform und stellte seine Frau und seinen Sohn Iskander vor, einen vierzehnjährigen Knaben, der die ganze Anmut und Grazie der vornehmen kaukasischen Rasse zeigte. Das Haus war einstöckig, aber

geräumig und mit einer Holzgalerie umgeben, das Prachtzimmer kunstlos angestrichen, nach orientalischer Sitte an Stelle der Möbel mit Teppichen belegt. Die Fürstin trug das georgische Kostüm, mochte etwa 40 Jahre sein und zeigte die Spuren früherer Schönheit. Beim Abschied schenkte der Fürst Seiner Königlichen Hoheit einen sehr wertvollen Säbel, und der junge Prinz gab uns zu Pferde das Geleit bis zur nächsten Station Kobi.

Kobi ist die letzte Station auf dem diesseitigen Abhange des Gebirges. Die Straße steigt von hier aus steil aufwärts bis zur Wasserscheide — dem „Tal der Toten". Auf der Grenze zwischen Asien und Europa steht ein Kreuz, von General Jermolow zum Zeichen der russischen Herrschaft aufgerichtet. Längs der Straße lagerten in Zelten mehrere Bataillone der Grenadierdivision, welche die Chaussee vom Gipfel des Passes nach Wladikawkas bauen. Auf der asiatischen Seite ist die Straße schon fertig. Die Leistungen der russischen Truppen im Kaukasus sind in dieser Beziehung bewunderungswürdig — keine Straße, keine Brücke, keine Festung, keine Kirche, die nicht von Soldatenhänden gebaut ist. Die Expeditionen gegen den Feind sind dem Soldaten hier Festtage; denn die eigentliche Mühsal besteht in den Arbeiten, jahraus, jahrein, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit. Die Existenz der Bataillone, die wir hier sahen, war wirklich nicht beneidenswert. In einer unwirtbaren Gegend, 7000 Fuß über dem Meeresspiegel, bei empfindlicher Kälte und Schnee kampieren die Leute seit Monaten unter Zelten und hantieren mit Schaufel und Axt vom Morgen bis zum Abend.

Mit Einbruch der Dunkelheit erreichten wir den höchsten Punkt des Passes — 2379 Meter über dem Schwarzen Meer. Am Morgen waren wir von Wladikawkas bei völliger Sommertemperatur ausgefahren; hier lag der Schnee einen halben Fuß hoch, und die Kälte war empfindlich. Schwere Nebel stiegen aus den Tälern auf. Gegen 8 Uhr langten wir bei der Poststation Gudaur an, wo wir unser Nachtlager nahmen. Die Wagen erhielten während der Nacht eine Kasakenschildwache; dennoch gaben die Osseten eine Probe ihrer Geschicklichkeit, indem sie aus dem Wagen des Prinzen einen Reisesack stahlen.

Am 20. sollte Tiflis — nach Odessa der erste längere Ruhepunkt — erreicht werden. Die Entfernung von unserem Nachtquartier betrug nur 16 Meilen; wir konnten daher hoffen, bei guter Zeit einzutreffen. Die vom höchsten Punkte des Gebirgspasses in die georgische Ebene herunterführende Straße ist erst in jüngster Zeit vollendet worden. Ihre mit vielen Serpentinen bis zur nächsten Station Passanaur im Tal der Aragwa geführte Anlage muß mit enormen Kosten verbunden

gewesen sein, da der Gebirgsfall sehr steil und über 2000 Fuß hoch ist. Felsensprengungen wurden vorgenommen und an den Abgründen Barrieren und Mauern angebracht — ein europäischer Luxus, dessen sich keine andere Straße in den gesamten kaukasischen Provinzen zu erfreuen hat. Von Passanaur abwärts führt der Weg längs des Flusses bis zur Stadt Mzchet, wo die Aragwa sich mit der Kura vereinigt.

Sobald wir uns auf der asiatischen Seite der Zentralkette befanden, fiel uns der scharf ausgeprägte Unterschied in der Natur nördlich und südlich der Berge auf. Die ungeheuern Felsenmassen, durch die uns gestern der Weg geführt, machten einen imposanten, aber öden und schauerlichen Eindruck. Heute dagegen befanden wir uns in einem blühenden Land voll frischer, lieblicher Vegetation. Die Talwände der Aragwa sind mit den schönsten Eichen, Buchen, Nußbäumen und Myrten bedeckt. Um die Dörfer sind Obstbäume und Weinstöcke gepflanzt, die herrliche Früchte tragen. Auch in der Temperatur spürten wir den Unterschied. Während sich im Terektal eine empfindliche Kälte fühlbar gemacht hatte, fanden wir jetzt völligen Sommer.

In Ananur entdeckten wir an einer altchristlichen Kirche das in die Außenwand gemeißelte Tempelherrenkreuz. Die Kirche ist, wie fast allgemein in Georgien, von Mauern und Wachttürmen eingeschlossen, hinter die sich zur Zeit der Glaubenskämpfe die Bewohner flüchteten.

Der georgische Gottesdienst hat außer dem regelmäßigen griechischen Ritus eine Menge Gebräuche aus der heidnischen Zeit beibehalten; dahin gehören die Tieropfer. Wie im Kloster Allah-werdi, am Fest des Schutzheiligen, ein Hammel geschlachtet wird, so sahen wir in Ananur vor der Kirchentür die Felle einiger, scheinbar eben geopferter Ochsen.

Mzchet, der älteste Ort des Kaukasus am Zusammenflusse der Aragwa und der zwischen steilen Felsenufern schäumend dahinbrausenden Kura, war bis zum 6. Jahrhundert, vor Tiflis, die Residenz und Krönungsstadt und bis in die jüngsten Zeiten die Begräbnisstätte, das St. Denis der georgischen Könige.

Die verwitterten Überreste einer steinernen Umfassungsmauer schließen den Ort, dessen Häuser mit flachen Dächern halb in die Erde eingegraben sind, im Viereck ein, eine Erinnerung an die Zeit, als die Bewohner Georgiens Schutz gegen Tamerlans verwüstende Horden suchten. In der alten Kathedrale, der Mutterkirche Georgiens, ist die Königsgruft. Ihr Fundament wurde im 4. Jahrhundert durch König Mirian gelegt, der heutige Bau, aus grünlichrotem Porphyr, datiert jedoch aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Auch hier, zwischen den Freskogemälden und Reliefs der Außenwände, das Templerkreuz.

Von Mzchet führt die Straße bald in dem von Hügelketten eingeschlossenen breiten Wiesenbassin der Kura nach Tiflis. Zahlreiche Pferde- und Büffelherden und Kamelkarawanen belebten die wohlangebaute Landschaft. Dann treten schroffe Felsen dicht an das Flußufer heran und bilden eine Art Kessel, in dem sich Tiflis auf beiden Ufern terrassenförmig erhebt. Schon von weitem erscheinen die Ruinen der alten Zitadelle am Horizont.

Vor der Einfahrt in Tiflis schwebte Kaiser Nikolaus 1837 in Gefahr, von den durchgehenden Pferden seines Wagens in die Kura geschleudert zu werden. An der Stelle, wo die Vorderpferde in die Schlucht stürzten, der Wagen selbst aber durch die Steinmauer aufgehalten wurde, ist ein Kreuz errichtet worden.

Gegen 5 Uhr langten wir in Tiflis an und fuhren nach dem sogenannten „palais diplomatique", dem Absteigequartier für angesehene Fremde. In den Straßen wogte eine enorme Volksmenge. Die flachen Dächer der Häuser rechts und links waren mit Zuschauern angefüllt, unter ihnen die georgischen Frauen in ihrem schönen Kostüm.

Am Eingange des Hauses wurde Seine Königliche Hoheit empfangen von dem, in Abwesenheit des Statthalters Barjatinsky mit der Zivil- und Militärverwaltung des Kaukasus beauftragten Fürsten Orbeljani, den Generalen Karzow, Stabschef der kaukasischen Armee, und von Minckwitz, außerdem vom Zivilgouverneur des Kaukasus, Baron Krusenstern und dem Chef der diplomatischen Kanzlei, Staatsrat Tengoborski, der im Namen des Zaren die Honneurs im Palais machte.

Hier brechen die Aufzeichnungen ab.

*

In Tiflis schloß sich, einer Einladung des Prinzen folgend, der bekannte Schlachtenmaler Theodor Horschelt der Weiterreise nach Baku und Eriwan an. Zugleich Künstler und eine Soldatennatur, hatte er, vom Fürsten Barjatinsky besonders protegiert, unter anderen Expeditionen auch den Feldzug gegen Schamyl mitgemacht und war zum Liebling des russischen Heeres geworden. Mitten im Gefecht pflegte er Skizzen zu entwerfen. Daher die Lebendigkeit seiner Ölgemälde und Aquarelle, die, den Ruhm des russischen Soldaten bekundend, sich meist in kaiserlichem Besitz in Petersburg befinden.[1])

Die folgenden Schilderungen sind Loës Briefen an seine Gattin entnommen.

---

[1]) Theodor Horschelt, Sein Leben und seine Werke. Spanien, Algier, Kaukasus. Herausgegeben von J. Albert, München 1876, und „Th. Horschelt. Ein Künstlerleben und -Schaffen" von H. Holland. Bamberg. 1890.

„Am 24. September haben wir uns von Tiflis auf die Reise nach Baku begeben. Unsere nächsten Reiseziele waren die württembergische Kolonie Marienfelde, wo uns der deutsche Gesang der Schulkinder vor dem Hause des ehrwürdigen Pastors Baumgarten empfing — die Militärstation Gombori, dann Allah-werdi, ein Kloster am Fuß des daghestanischen Hauptgebirges. Alljährlich am 14./26. September — dem Fest des Schutzheiligen — strömen die umwohnenden Bergvölker, mögen sie nach Abstammung, Religion und Sitte auch noch so verschieden sein, hier zusammen. Es ist eins der interessantesten Volksfeste im Kaukasus.[1])

Wir kamen am 25. abends an — ich war mit Meyendorff geritten — und kampierten bequem unter Leinwandzelten. Um uns herum lagerten etwa 5000 Menschen, teils unter freiem Himmel, teils in Zelten. Spiele, Ringkämpfe, Tänze und Turniere zu Pferde wurden aufgeführt. Ein buntes, bewegtes Bild! Georgier und Georgierinnen in ihrer kleidsamen Tracht — die bartlosen Tuschinen — Armenier mit ihren zuckerhutförmigen Schaffellmützen — die schlanken Lesghier Daghestans — Kwistinen, Schamyls treueste Anhänger — Chewsuren, wie die alten Ritter in einem aus Eisendraht geflochtenen Panzerhemd, darunter den kreuzbestickten Leibrock, mit Stahlhaube, kleinem, eisenbeschlagenen Lederschild, Schwert und Schlagring — am zahlreichsten die Grusiner. Die halb heidnischen Chewsuren ragen wie ein Stück Mittelalter in unsere Zeit, jede Kultur ablehnend; schneiden dem Feind, den sie töten, die rechte Hand ab und nageln sie als Trophäe an ihre Haustür, wie man bei uns die Raubvögel ans Haus nagelt. Je mehr Hände, desto mehr Ehre! Ein Chewsurenchef, der sich in Allah-werdi dem Prinzen präsentierte, rühmte sich, 36 Hände an seiner Tür zu haben. Wir sahen ein lebendes Opfer dieser Sitte, den Distriktsbeamten. Er war vor zwei Jahren von den Chewsuren überfallen worden. Sie töteten ihn nicht, aber sie schnitten ihm die Hand ab, aus Versehen und unglücklicherweise für ihn die linke, denn kaum hatten sie ihr Versehen bemerkt, als sie ihm auch die rechte abhieben.

---

[1]) 1862 war der Kaukasus noch wenig erforscht. Ethnographisch ist, neben den Werken von G. Radde, C. v. Hahn u. a., vor allem wichtig: „Der Kaukasus und seine Völker. 1887." Der Verfasser, der russische General von Erckert, stand lange im Kaukasus und lebte zuletzt in Berlin. — 1872 bereiste der Diplomat und spätere Staatsminister Frhr. von Thielmann den Kaukasus und gab 1875 heraus: „Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei."

Bei unserer Weiterfahrt am nächsten Tag hatten wir die Ehre, unter Jubelrufen und Abfeuern von Schüssen, von zahllosen Reitern begleitet zu werden, die uns erst gründlichst in Staub einhüllten und dann, als es durch tiefe Wasserläufe ging, das ihre taten, um uns einzuweichen. Endlich gelang es, unsere Freunde zur Rückkehr zu bewegen. Durch das Tal von Kachetien kamen wir nach Natliß-Mzemeli, einem Lager der russischen Truppen am Fuß des Daghestangebirges. Das große Speisezelt war mit Alpenblumen und enormen Kachetiner Weintrauben geschmückt. Beim Mahl kreiste feuriger Kachetiner und französischer Champagner. Die Trinksprüche Kachetiens: „Allah werdi!" (Gott hat ihn gegeben!) und „Jachschi jôl!"[1] (Er bekomme dir wohl!) flogen herüber und hinüber. Früh am nächsten Morgen ging es zu Pferde auf den Kodorrpaß. Die russischen Soldaten haben zur Verbindung des Alassantals mit dem oberen Daghestan bis auf den Gipfel des Berges eine Straße geführt, stellenweise nicht breiter als zwei Fuß, an ungeheuern Abgründen vorbei. Der Asiat hält es für eine Schande, vom Pferde abzusteigen — so mußten wir uns auch zu dieser Sitte bequemen, obgleich mein Pferd oft zollbreit an einem Abgrund von 1000 Fuß entlang lief. Oben hatten wir eine prächtige Aussicht — die schneebedeckten Reihen der lesghinischen und daghestanischen Berge lagen in ihrer unendlichen Ausdehnung vor uns.

Nachmittags waren wir im Lager zurück und fuhren weiter nach der kleinen Stadt Telaw. Im dortigen Schloß, das seit dem 1801 erfolgten Tode des Königs Georg XIII. von Georgien[2]) leer steht, versammelten sich nach unserer Ankunft die Fürsten des Landes mit ihren Damen im Nationalkostüm, während die russischen Damen an der französischen Toilette erkenntlich waren. Der gewölbte Saal, dessen Wände aus altersgrauem Gemäuer bestehen, war mit Teppichen dekoriert. In der Mitte auf einem großen Teppich tanzten die Prinzessinnen ihren Nationaltanz, die Lesghinka; der mit bengalischen Flammen erleuchtete Schloßhof bildete den phantastischen Hintergrund.

Am 28. statteten wir in Zinondali dem reichen, einem alten grusinischen Adelsgeschlecht entstammenden Fürsten Tschawtschawadze, Generaladjutanten des Kaisers, einen Besuch ab. Seine Frau, seine Schwägerin, Fürstin Orbeljani, und beider Kinder wurden 1854 von Schamyl geraubt und neun Monate gefangen gehalten, bis der Kaiser sie mit 40000 Rubel und durch die Herausgabe von Schamyls Sohn

---

[1]) Eigentlich: „Glücklicher Weg!"

[2]) Als dessen Neffe Heraklius, der letzte Fürst von Georgien (Grusien), im Sommer 1882 in Tiflis starb, erlosch dies uralte Königsgeschlecht.

auslöste, der aber, schon als Knabe nach Petersburg gebracht, in seinen heimischen Bergen dahinsiechte und starb. Beim Diner saß ich neben der Fürstin Orbeljani, wollte jedoch nicht so indiskret sein, sie über diese Episode ihres Lebens zu befragen, wenn sie auch weniger gelitten als die Schwester. Denn diese Arme, auf der Kruppe des Pferdes an ihren Räuber geschnallt, hatte mit der Rechten ihr jüngstes, wenige Monate altes Kind umschlungen gehalten. Als am zweiten Tage wieder einer der vielen Gebirgsbäche durchklettert wurde und das Pferd einen Sprung machte, glitt das Kind aus dem halb erstarrten Arm der Mutter. Und weiter ging der furchtbare Ritt.[1])

Der Fürst Tschawtschawadze, ein passionierter Jäger, lud mich zur Jagd ein. Leider wird keine Zeit dazu vorhanden sein.

Am folgenden Tage blieben wir in Signach bei einem armenischen Kaufmann; am 29. September ging es weiter nach Nucha, der ersten rein mohammedanischen Stadt. Der Weg verläßt bald die fruchtbaren Abhänge des Alassanflusses und führt durch die Karajas (schwarze) Steppe — im Hintergrund stets die schneebedeckte Kette des Daghestan. Nachmittags wurde mir das ewige Fahren so langweilig, daß ich einen Mann der tatarischen Miliz, die unsere Eskorte bildete, absteigen ließ und die letzten 50 Werst (7 deutsche Meilen) neben dem Wagen galoppierte. Natürlich erhielt ich auf jeder Station ein anderes Pferd. Die Pferde dieser Tataren, kleine feurige Tiere mit sehr edlen Formen, laufen den ganzen Tag, ohne Futter zu bedürfen und ohne müde zu werden. An den hohen Sattel mit engen kurzen Bügeln muß man sich erst gewöhnen. Der Zaum ist eine einfache Trense. Je fester man die Trense anzieht, desto toller läuft das Pferd. Wirft man ihm aber die Zügel auf den Hals, so bleibt es stehen. Die Hindernisse — meist Wasserläufe — werden nicht fliegend gesprungen, sondern geklettert. Ich habe in den letzten Tagen öfter lange Strecken zu Pferde zurückgelegt und mich schon so ziemlich an die orientalische Reiterei gewöhnt.

---

[1]) Die ebenfalls geraubte Gouvernante, Madame Drançay, hat die Gefangenschaft geschildert in Souvenirs d'une Française captive de Schamyl (Paris, F. Sartorius, 9 rue Mazarine). Hiernach A. Dumas in „Le Caucase. Nouvelles impressions de voyage." 1859. „In einer Soiree beim Gouverneur von Tiflis traf ich A. Dumas," schreibt Th. Horschelt 1858 (Sein Leben S. 88). „Eine einzige Geschichte, die ich ihn erzählen hörte, war hinreichend, meinen Mann kennen zu lernen. In irgendeinem Nest an der persischen Grenze sei ihm eine Art Deputation von Persern entgegen gekommen, welche ihm für den großen Genuß dankten, den ihnen seine Lektüre schon verschafft. Das ist denn doch ein bißchen zu arg! Und wenn er je ein Werk über den Kaukasus schreibt, so gratuliere ich im voraus."

Als wir abends in Nucha ankamen, das zu beiden Seiten einer engen, mit Buchen und Nußbäumen bewachsenen Schlucht am Eingang des Daghestangebirges liegt, war die Stadt lebendig illuminiert, d. h. alle Bewohner standen vor den Häusern und leuchteten uns mit Fackeln ins Gesicht. Der Schein dieser Fackeln gegen die dunkle Schlucht, die Gestalten der Perser mit ihren hohen, spitzen Pelzmützen und rot gefärbten Bärten, das alles machte einen eigentümlichen Eindruck. Wir stiegen in dem jetzt kaiserlichen Palais des ehemaligen persischen Serdars oder Chans ab. Während im Innern des mit Arabesken verzierten Hauses der erste Stock leider verfällt — hier sind vorzügliche Wandmalereien von Kriegs- und Jagdszenen — wird die rez-de-chaussée erhalten. Die bunt bemalten und vergoldeten Wände, der Plafond von geschnitztem Nußbaumholz, unzählige Spiegel, der mit persischen Teppichen belegte Boden — alles zusammen macht trotz seiner Buntheit einen harmonischen Eindruck.

Nach einem Besuch der großartigen Seidenspinnereien fuhren wir am 30. September weiter durch wilde, unwirtliche Gegend und blieben, da kein Ort in der Nähe war, in einem einsamen Posthaus. Eine halbe Meile aufwärts der Straße befand sich ein enormes Rohrdickicht weit über Mannshöhe. Die Tataren der Eskorte behaupteten, daß sich hier Leoparden aufhielten. Ich hing mir also meine Büchsflinte um und ritt mit acht dieser langbärtigen Burschen dorthin. Die Tataren stellten mich auf den Wechsel, wo der Leopard herauskommen sollte, und ritten mit einem Heidenskandal, schreiend und schießend, ins Dickicht. Natürlich — keine Kreatur kam zum Vorschein. Das Vergnügen, auf dem Rückwege in eine Kette rotfüßiger Rebhühner (perdrix rouge) zu schießen, war ein schlechter Ersatz für den mankierten Leopard.

Den nächsten Morgen fuhren wir nach Schemacha, einer der bedeutendsten Städte der Provinz. Da aber die Stadt fast alljährlich von Erdbeben verwüstet wurde, so ist das Gouvernement nach Baku verlegt worden. Der halb tatarische, halb persische Ort liegt zwischen kahlen Sandsteinfelsen. Auf den flachen Dächern der mit Gallerien umgebenen Häuser zeigten sich, tief verschleiert, die neugierigen tatarischen Weiber. Sie taten übrigens gut, verschleiert zu sein, denn wenn zufällig eine einmal das Tuch vom Gesicht nahm, so entdeckte man ein häßliches, gelbes Runzelgesicht. Der mohammedanische Beg, d. h. Nobile, bei dem wir unser Absteigequartier nahmen, ein liebenswürdiger junger Mann, verfügte in seinem elegant eingerichteten Haus sogar über einen Petersburger Flügel erster Qualität. Am Abend führte er

uns persische Bajaderen und Tänzer vor, die uns indessen ebensowenig entzückten wie die mißtönende Musik von Gitarre, Tamburin und Querpfeife.

Am 2. Oktober wurde Baku erreicht. Die Aufnahme im Hause des russischen Kollegienrats Beckmann war besonders herzlich und deutsch heimatlich. Doch dauerte der Aufenthalt nur kurz. Das Programm des nächsten Tages war, nachdem wir das Palais der Chane und den byzantinischen, durch eine romantische Sage verklärten Jungfrauenturm besichtigt, der Besuch des 19 Werst entfernten Ssurachany, wo die ewigen Feuer brennen und der alte Tempel der Feueranbeter steht. Der ganze Erdboden in der Umgegend von Baku ist dergestalt mit Naphthagasen angefüllt, daß, gräbt man nur ein paar Fuß in die Erde und hält ein brennendes Streichholz hin, die helle Flamme emporschlägt. Im Tempel beten stets einige indische Parsen das Feuer an. Sie empfingen uns mit endlosen Zeremonien, Geheul und Gebeten, wofür sie mit Dukaten erfreut wurden. Auch die Neuzeit hat sich des ewigen Feuers bemächtigt und — Aktiengesellschaften gegründet. Große Fabrikanlagen sind neben dem Heidentempel entstanden, eine Glashütte ist in Betrieb, Photogen und Paraffin werden erzeugt."

Schnell ward Baku wieder verlassen.

„Da große Herren immer sehr pressiert sind," schreibt Horschelt in seinem Tagebuch, „so rasten wir nur von einer Sehenswürdigkeit zur anderen, besichtigten die ewigen Feuer in Baku mit den sie anbetenden Indiern, die übrigens nach so langem Aufenthalt ganz wie die hiesigen Tataren aussehen, und kutschierten nach 1½ Tagen wieder wütend zum Tor hinaus nach Westen, d. h. nach Eriwan, einer der interessantesten Städte, die man sehen kann."

Auch Loë schrieb: „Es ist zum Verzweifeln, daß auf dieser Reise so gehetzt wird. Von Tagesanbruch bis nach Sonnenuntergang wird in Karriere gefahren, nirgends Aufenthalt. Würde man irgendwo ein paar Tage ruhig bleiben, so könnten magnifique Jagden gemacht werden. Es gibt Hirsche, Wildschweine in seltener Stärke, Wölfe, Bären, dazu Fasanen in Unzahl, den für den Kaukasus charakteristischen Steinbock und 14 Meilen südlich Baku, in Lenkoran am Kaspischen Meer, sogar Tiger."

Ins Araratgebiet

„In Güranieh war endlich eine Falkenjagd! Etwa 40 Reiter hatten sich versammelt. Die kaukasischen Seigneurs auf edeln, temperamentvollen kleinen Tieren, obgleich mir die Karabaghpferde besser gefallen. Uns hatte man größere und weniger schnelle Pferde gegeben. Immer-

hin erhielt ich einen persischen Schimmelhengst, den ich wohl in Berlin haben möchte. Vor uns ritten acht Falkoniere mit den Falken auf der Faust, begleitet von etwa zehn Hühnerhunden. Die Hunde suchten das Terrain — eine mit Ginstergesträuch bewachsene Ebene — ab, und sobald eine Wachtel oder ein Turagi (persisches Rebhuhn) aufging, wurden drei bis vier Falken losgelassen. Dann jagte die ganze Gesellschaft hinter den Falken her, bis das Rebhuhn sich irgendwo duckte, und die Falken sich darauf stürzten. Auf diese Weise wurden etwa fünf Wachteln und vier Rebhühner gefangen.

Das Reiseziel des 7. Oktober war das eine Meile von Schuscha, der Hauptstadt der Provinz Karabagh, anmutig in den Bergen gelegene Chan-Kendi. Es ist das Regimentsstabsquartier jenes sieg- und ehrenreichen mingrelischen Grenadierregiments Großfürst Dmitri Konstantinowitsch, das, von Peter dem Großen gestiftet, sich zuletzt bei Kars 1855 ausgezeichnet hat. Wir trafen abends ein und fanden bei dem Kommandeur des Regiments ein komfortables Unterkommen. Diese Stabsquartiere im Kaukasus sind kleine Militärkolonien, in denen der Kommandeur wie ein König herrscht. Oberst Astaview bewohnt ein geräumiges, einstöckiges Holzhaus, das seine Grenadiere gebaut haben. Auch alle Möbel, die sich im Hause befinden, sind von den Soldaten angefertigt. Noch an demselben Abend mußten wir einem feierlichen Akt beiwohnen, nämlich einem Besuche, den der persische Prinz Behmen-Mirza, Onkel des regierenden Schahs von Persien, Seiner Königlichen Hoheit abstattete. Behmen-Mirza hat aus Persien fliehen müssen, weil er nach dem Tode seines Bruders, des früheren Schahs von Persien, angeblich den Versuch gemacht hatte, seinen Neffen, den regierenden Schah, zu vergiften, um selbst auf den Thron zu kommen. Jetzt lebt er unter russischem Schutz in Schuscha und erhält vom Kaiser 30000 Rubel Jahresgehalt. Die Russen füttern ihn, um ihn bei Gelegenheit einer Revolution in Persien loszulassen. Es ist aber ein teurer Vogel, denn abgesehen davon, daß er 30000 Rubel verzehrt, bezahlt er keine Rechnungen, dem „weißen Zaren" dies freundlichst überlassend. Er hat 11 Frauen und 60 lebendige Kinder, von denen über 30 bei ihm in Schuscha sind. Es begreift sich, daß eine solche Haushaltung teuer sein muß, auch wenn der Hausherr das Prinzip hat, den erwachsenen Söhnen nichts zu geben. Letztere prügeln ihren Papa zuweilen durch. In der jüngsten Zeit soll dies so arg geworden sein, daß er den Statthalter durch einen Adjutanten bitten ließ, drei seiner Söhne nach Sibirien zu schicken. Mit zwei dieser hoffnungsvollen Jünglinge von 12 und 17 Jahren war er beim Prinzen. Die durch den

General Bartholomei verdolmetschte Unterhaltung beschränkte sich auf einige Höflichkeitsphrasen, auf Tschibuks und Kaffee; beides hatte der Prinz nach persischer Etikette vorsichtshalber mitgebracht.

Behmen-Mirza ist etwa 52 Jahre alt und sieht außerordentlich verschmitzt aus. Er trägt, wie die meisten Perser, einen rotgefärbten Bart, die spitze Pelzmütze und einen Kaftan von sehr kostbarem Zeug.

Am 8. Oktober ritten wir nach Schuscha, um uns diese letzte große russische Stadt vor der persischen Grenze anzusehen und Behmen-Mirza seine Visite zurückzugeben. Die Hauptstadt des alten Chanats Karabagh, eine ursprünglich persische Festung, liegt auf einer Felsenkuppe und schon so hoch im Gebirge, daß wir die Dächer der Häuser mit Schnee bedeckt fanden. Wir besahen die griechische und armenische Kirche und die Moschee, stets von der Geistlichkeit feierlich empfangen.

In der armenischen Kirche hielt der Erzbischof, umgeben von 20 Geistlichen, eine Anrede. Dann war beim Distriktschef Vorstellung der eingeborenen Fürsten und der Honoratioren der Stadt. Darauf machten wir Behmen-Mirza, den wir von 16 der Größe nach geordneten Söhnen umgeben fanden, unsern Besuch, ebenso einer mohammedanischen Fürstin, die dem Prinzen ihren Sohn zur Begrüßung geschickt hatte. Gegen Abend ritten wir auf den durch Regen und Frost spiegelglatt gewordenen Felswegen nach Chan-Kendi zurück.

Den nächsten Morgen ging es bei heftigem Regen nach Jelissawetpol — das alte Gandsha, 1804 am Elisabethtag erobert.

Am 10. Oktober war seit langer Zeit das erste schöne Reisewetter — ein heller Herbsttag. Die schneebedeckten Berge lagen in völliger Klarheit vor uns.

Am Morgen des 12. Oktober Aufbruch vor Sonnenaufgang bei schneidender Kälte. Wir kamen bald in die Schneeregion, jede Vegetation hörte auf. Gegen 10 Uhr erreichten wir den Kamm des Bambagh — 7000 Fuß über dem Meeresspiegel. Von hier aus führt die Straße abwärts, am Goktschasee vorbei, nach dem Plateau von Eriwan. Der forellenreiche Goktschasee liegt 6340 Fuß (1925 m) über dem Meeeresspiegel, also beinahe auf dem Kamm des Gebirges, rings von Schneebergen umgeben. Er ist 6 deutsche Meilen lang und 5 Meilen breit (1393 qkm). Die Terrainkonfiguration sowie die Farbe seines Wassers hat viel Ähnlichkeit mit dem Comersee, nur mit dem Unterschiede, daß man hier vergebens nach einem Grashalm oder Baumblatt suchen würde. Nichts als schneebedeckte Felsen. Ein großartiger, melancholischer Anblick.

Abends erreichten wir auf schwierigem Wege — zum erstenmal hemmten die Jamtschiks die Wagen — die Poststation Ssuchoi-Fontan.[1])

Den nächsten Tag wieder Aufbruch mit Sonnenaufgang, drei Grad Kälte. Bald nach der Ausfahrt sahen wir einen der größten Berge der Welt — den Ararat — vor uns liegen. Sein ewig schneebedeckter Gipfel ist 16000 Fuß (5160 m) hoch.[2]) Nach der Bibel soll auf ihm die Arche Noah hängen geblieben sein. Der Gebirgsstock erhebt sich direkt aus der Ebene zu dieser kolossalen Höhe, nicht von anderen Bergen umgeben. Ein Sattel trennt den „Großen" und den „Kleinen Ararat". Hier ist die Grenze von Persien, Kaukasien und Türkisch-Kleinasien.

Das Wetter war kalt, aber prachtvoller Sonnenschein, so daß wir das seltene Glück hatten, den einsamen Gipfel des Ararat gänzlich ohne Wolken zu sehen. Obgleich wir uns zehn Meilen von ihm befanden, sah es aus, als ob wir an seinem Fuße wären. Um 11 Uhr früh trafen wir, vom Militärgouverneur empfangen, in Eriwan ein. Die Temperatur war, da Eriwan bedeutend niedriger liegt, etwas wärmer, allein immer noch so, daß man bequem den Mantel vertragen konnte. Nach zwei Tagen die ersten Bäume wieder! Denn die Provinz Armenien ist ein steiniges, baumloses Gebirgsland. Neben der Stadt Eriwan bricht sich die reißende Sanga ein tiefes Bett. Auf dem 80 Fuß hohen Felsenufer erhebt sich die Festung mit dem in persischem Stil gebauten Palast des ehemaligen „Serdar", des persischen Statthalters. Die Festung selbst ist zerfallen, seitdem Paskjewitsch „Eriwansky" sie 1827 im Sturm genommen. Nachdem wir uns die halb persische, halb armenische Stadt mit ihren Lehmhäusern, den Basar, die graziöse, mit Fayencen getäfelte Moschee angesehen hatten, war um 5 Uhr Diner beim Gouverneur. Wir machten die Bekanntschaft des berühmten Geologen Professor Abich, der, Preuße von Geburt, nach Tiflis übergesiedelt ist, um Transkaukasien zu durchforschen.[3]) Seine Höhenberechnungen sind in Rußland maßgebend. Der offizielle Kaukasische Kalender bemerkt hinter jeder Höhenangabe: nach Abich.

Am 14. Oktober Ausflug nach dem 18 Werst entfernten Etschmjadsin, der alten Hauptstadt Armeniens. Ein Kurdenhäuptling gab mir ein Pferd, einen sehr schönen persischen Fuchshengst. Ich galoppierte mit

---

[1]) „Trockene Fontäne."

[2]) Zuerst 1829 durch den Naturforscher Parrot aus Karlsruhe bestiegen.

[3]) Professor der Mineralogie in Dorpat, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Gestorben 1886.

der Eskorte neben dem Wagen. In Etschmjadsin empfing uns an der Spitze der Geistlichkeit der Patriarch, ein ehrwürdiger Greis mit langem, schneeweißem Haar. Er zeigte uns die an Stelle eines heidnischen Tempels um 300 erbaute Kirche und deren Reliquienschatz, darunter die Hand des hl. Gregor von Nazianz,[1]) ein Stück von der Arche Noah, ein Stück der Lanze, mit der Christus am Kreuz gestochen wurde, usw. Nachher gab er uns im Kloster ein Dejeuner — kalte Fischspeisen, Pilze in Essig und Öl (Gribüi), durch Größe und Schönheit ausgezeichnete Weintrauben.

Gegen 4 Uhr kamen wir nach Eriwan zurück, besuchten den Basar und dinierten um 7 Uhr beim Gouverneur. Als Dessert führten dieselben Kurden, die uns nach Etschmjadsin begleitet und unterwegs glänzende Waffenspiele ausgeführt hatten, Nationaltänze auf, sich auch hier als Meister zeigend. Dann folgte ein Vortrag des Professors Abich über die vulkanischen Verhältnisse des Goktschasees.

Am nächsten Tag begann die Rückfahrt nach Tiflis. Als wir uns dem forellenreichen Goktschasee näherten, sahen wir vom Kloster der Felseninsel ein Boot abstoßen. Es waren Mönche, die uns mit Gesang und Gebet begrüßten und uns das griechische Kreuz zum Kusse reichten.

Auf der Weiterfahrt wurde ich in meinem Tarantaß umgeworfen, das erstemal bei diesem wahnsinnigen Fahren, kam aber mit geschundenen Knien davon.

In Tiflis wollen wir einige Tage bleiben, um die Wagen reparieren und alles wieder in Stand setzen zu lassen."

*

„Am 21. geht es nach der Steppe von Karajas, wo eine von General Keßler, dem Chef des kaukasischen Geniekorps, geleitete Gazellenjagd zu Pferde stattfinden soll. Die Nächte bleiben wir unter Zelten. Am Donnerstag ist Schießjagd auf Wildschweine. Abends geht es nach Tiflis zurück. Ist bis dahin die Benachrichtigung vom General Jewdokimow eingetroffen, daß die Vorbereitungen zur Expedition beendet sind, so reisen wir sogleich über Wladikawkas und Stawropol dahin ab. Ist dies nicht der Fall, so will der Prinz noch einen Ausflug nach der Provinz Mingrelien machen. Ich werde in diesem Falle aber nicht mitfahren, sondern zum Fürsten Tschawtschawadze auf Bärenjagd gehen."

„Die Steppe von Karajas, 8 Meilen von Tiflis an der Kura abwärts, ist etwa 5 Meilen lang und 3 Meilen breit; in ihrem hohen Gras halten sich viele Gazellenherden auf. Längs des Flußufers zieht

[1]) 380 Patriarch von Konstantinopel. Sohn des Bischofs von Nazianz.

sich ein fast undurchdringlicher Waldstreifen, der wie die ganze Ebene alljährlich vom Hochwasser der Kura überschwemmt wird. Dort gibt es viele Wildschweine und Schakale. Wir kamen gegen Abend an und fanden, unter den mit Schlingpflanzen bedeckten Buchen und Eichen, ein prachtvolles Zeltlager aufgeschlagen. Zu der Jagd waren mehrere hundert Reiter, Tataren und Georgier, aufgeboten. Mit ihren Pferden und Hunden biwakierten sie neben unseren Zelten und boten beim Schein der zahlreichen Feuer ein malerisches Bild. Nach der Abendmahlzeit saßen wir noch lange um einen flammenden Holzstoß und sahen den Tänzen und Ringkämpfen der Tataren und Kasaken zu. Der preußische Gesandtschaftssekretär aus Konstantinopel, Graf Blücher, der uns begleitet hatte, führte mit einem russischen Fürsten einen Ringkampf auf; er unterlag zwar, aber der Fürst fiel ins Feuer und verbrannte sich so, daß er den nächsten Tag mit Wundfieber nach Tiflis zurückkehren mußte. Die Nacht war kalt. Das Thermometer sank auf 3 Grad, nachdem es bei Tage 20 Grad Hitze gezeigt hatte. Ganz in der Nähe des Lagers vollführten die Schakale ihr diabolisches Geheul. Am anderen Morgen brachen wir um 9 Uhr auf, mit vorzüglichen Pferden kabardinischer Rasse beritten gemacht. Die Tataren hatten schon in der Frühe meilenweit das Kesseltreiben begonnen. Die Gazellen liefen nach der Mitte zusammen. Aber ihre Windesschnelle täuschte uns! Als wir glaubten, ihnen durch schnelle Pace den Weg abschneiden zu können, um sie durch einen Gewehrschuß oder mit dem Säbel zu töten, waren sie wie ein Blitz verschwunden. Das Manöver wiederholte sich — auf dem scheinbar ebenen, aber mit sandüberwehten Wasserrissen bedeckten Terrain mit einem pullenden Pferde nicht so harmlos. Ich schoß eine Gazelle, von der ich das Gehörn mitbringe. Mit einem Resultate von 23 Gazellen war die Jagd am Nachmittag beendet. Ein fröhliches Mahl, von Gesang und Tanz begleitet, beschloß den Tag.

Am anderen Morgen fanden in dem mit Schlingpflahzen durchwachsenen Walde zwei Treiben auf Schweine statt. Im zweiten Treiben schoß ich leider einen kapitalen Keiler vorbei, was mich sehr ärgerte. Erlegt wurden drei Schweine von 300—350 Pfund. Mittags 12 Uhr fuhr der Prinz mit den übrigen Herren nach Tiflis. Graf Blücher und ich blieben jedoch mit dem General Keßler noch zwei Tage zurück, und machten gleich am Nachmittag desselben Tages, im wildesten Teile dieses prächtigen Urwaldes, ein Treiben. Ich stand in einem Dickicht von ineinandergeschlungenen Stechpalmen, Ahorn, Weiß- und Schlehdorn so, daß ich nur 30 Schritt vor mir sehen konnte. Als es schon anfing zu dämmern, hörte ich es auf einmal im Dickicht brechen und

sah einen Augenblick die unbestimmten Umrisse eines großen Tieres. Ich schoß hin — ein schwerer Fall — ein Umsichschlagen, daß die Gipfel der Bäume zitterten, ein furchtbares Geheul, dann hörte ich nichts mehr. Ich stand erwartungsvoll, den linken Lauf gespannt, allein es blieb alles ruhig. Als guter Jäger verließ ich meinen Posten nicht, sondern wartete, bis das Treiben vorbei war. Dann ging ich auf den Anschuß, fand eine Menge Schweiß, aber weiter war nichts zu sehen. Als die Hunde angelegt werden sollten, wichen sie scheu zurück und nahmen die Schweißfährte nicht an. Wir entschlossen uns also, auf Händen und Füßen im Dickicht auf der Fährte nachzukriechen. Nach 60 Schritten fanden wir verendet — einen enormen Wolf, sogar in hiesiger Gegend eine Seltenheit. Er war über fünf Fuß lang. Ich bringe das Fell mit. Die Nacht kampierten wir in unseren Zelten und gingen den anderen Morgen mit Tagesanbruch wieder heraus. Wir machten noch drei Treiben. In jedem der beiden ersten Treiben schoß ich einen ungewöhnlich starken Keiler, konnte also mit dem Resultat der Jagd zufrieden sein. Am Nachmittag fuhren wir nach Tiflis zurück.

Heute wird alles zur Abreise fertig gemacht. Nachmittags war ich bei General Keßler, um mir die nötigen Materialien, Karten usw. für die Expedition geben zu lassen und mich über verschiedenes zu orientieren. Am Abend findet noch ein Ball beim Fürsten Orbeljani zu Ehren des Prinzen statt — und morgen verlassen wir Tiflis, das uns zweimal eine sehr notwendige, wenn auch kurze Ruhe geboten hat, um auf den Kriegsschauplatz zu gehen." —

„Eine Änderung in den Reiseprojekten![1]) Der Prinz geht zunächst nach Kutaïs, um Imeretien und Mingrelien zu sehen, und etwa am 7. November nach Stawropol zum Expeditionskorps. Ich habe für meine Person um die Erlaubnis gebeten, mich morgen von ihm zu trennen, um einige Zeit vor ihm auf dem Kriegsschauplatz einzutreffen. Allerdings muß ich Tag und Nacht reisen, gewinne aber die Zeit, in aller Ruhe mir die Sache dort anzusehen und den Prinzen bei seiner Ankunft orientieren zu können, außerdem das nötige Material für eine ausführliche Arbeit über die hiesige Kriegsführung zu sammeln. Ein sardinischer Stabskapitän begleitet mich. Montag überschreiten wir das Gebirge, abends sind wir in Wladikawkas. Dienstag früh reisen wir weiter, fahren die Nacht durch und treffen Mittwoch nachmittag in Stawropol ein. Von dort geht es nach Maikop ins Hauptquartier des kommandierenden Generals."

---

[1]) Brief vom 25. Oktober.

„Die Reise von Tiflis nach Stawropol war recht unterhaltend," schrieb Loë einige Tage später aus dem Lager. „In der ersten Nacht bei der Fahrt übers Gebirge verloren wir ein Rad, wurden umgeworfen und mußten alle Augenblicke aussteigen, um den Weg am Rande von 1000 Fuß hohen Abgründen zu suchen. Dabei eine Kälte von 5 Grad. Die zweite Nacht in der Steppe war der Weg zwar gut, aber zwei Tage vorher hatten die Tscherkessen die Post angefallen und beraubt. Wir fuhren die ganze Nacht mit zurückgeschlagenem Verdeck, die Büchse im Arm, rechts und links aufpassend. Die dritte Nacht trat ein dichter Nebel ein, der Postillon verirrte sich in der Steppe, und wir kreisten stundenlang umher, bis wir wieder auf die Straße kamen.

In Stawropol habe ich beim Chef des Generalstabes ein überaus schätzenswertes Material an Karten und Notizen gefunden. Mein Reisegefährte, der sardinische Kapitän Klementitsch, und ich sind sogleich wie die Raubvögel darüber hergefallen und haben geschrieben, gezeichnet — kurz, uns aufs beste präpariert.

Sonntag abend reisten wir mit dem uns beigegebenen Hauptmann vom Generalstab, Grafen Kutaissow, nach Maikop ab, um dort zu Pferde zu steigen und uns zum Detachement am Fluß Kurdships zu begeben. Auch ein Tscherkessenhäuptling begleitete uns, jetzt im Dienste der Russen, früher einer ihrer gefürchtetsten Gegner und Unterführer Schamyls. Die Nacht war ziemlich hell, allein das wahnsinnige Karrierefahren der russischen Postillone ließ uns nicht einschlafen. Der italienische Kapitän, der in der Krim gefochten, bei Novara gewesen und den Sturm auf die Höhen von Solferino mitgemacht hatte, war durch unsere verschiedenen Reisefata völlig nervös geworden und versicherte unausgesetzt, er wolle viel lieber Benedeks Kartätschenfeuer noch einmal aushalten, als sein Leben den Händen der russischen Postillone länger anvertrauen. Er schrie dem Jamtschik immer zu, langsam zu fahren, allein letzterer der in dubio betrunken war, verstand, er solle rascher fahren, und hieb wie ein Wütender auf die Pferde, so daß wir in meinem unverwüstlichen Tarantaß wie in einer Schaukel hin und her ballotiert wurden. Gegen Morgen strandeten wir in der Staniza Protschno-Okop, einer der ältesten Kasakenniederlassungen am Kuban. Wir kochten uns Tee und setzten dann die Reise fort, von einer Kasakeneskorte begleitet, da Tscherkessenbanden den Weg nach Maikop, dem äußersten russischen Fort, unsicher machten.

Um zu erklären, wie es möglich ist, im Rücken der russischen Armee auf den Feind zu stoßen, muß ich einige Worte über Natur und Örtlichkeit dieser Kriege vorausschicken.

Das russische Angriffssystem

Die Gebirgskette, die sich von der Halbinsel Taman (Meerenge von Kertsch, Mündung des Flusses Kuban) bis zum Berge Elbrus (Quellen des Kuban) hinzieht, und das ganze Land zwischen dem Schwarzen Meer und dem Laufe des Kuban wurde von unabhängigen Völkerschaften bewohnt, den Tscherkessen, die sich selbst Adighé nennen. Den nur dem Waffenhandwerk lebenden tapfersten Stamm unter ihnen bilden die Abadsechen, denn die Natuchaizen treiben Handel, die Schapsugen Pferdezucht und die Bschebuchen sind, wie der Name sagt, Bienenzüchter.

Nachdem die Russen die demokratischen Völkerschaften des östlichen Kaukasus durch die Gefangennahme Schamyls im Jahre 1859 besiegt hatten, wandten sie sich gegen die höchst kriegerischen Stämme des Schwarzen Meeres. Die in Europa überall verbreitete Meinung, daß der Krieg im Kaukasus beendigt sei, reduziert sich also in Wirklichkeit darauf, daß die Hälfte der Arbeit getan ist. Jahre werden noch vergehen und Ströme von Blut fließen, ehe der Kaukasus ganz den Russen gehört. Bisher waren diese tapferen Völker in ihren Bergen unbesiegbar; denn wenn es den Russen auch gelang, mit großen Verlusten in das Innere vorzudringen, so mußten sie schließlich doch wieder zurückgehen, da sie in den Bergen nicht wohnen konnten — die Tscherkessen nahmen ihr Land wieder in Besitz, und von neuem begannen ihre Raubzüge in die Ebene.

Das System des Fürsten Barjatinsky ist grausam, aber muß schließlich zum Ziele führen. Langsam rücken die russischen Kolonnen vor, verbrennen die Dörfer der Tscherkessen, treiben ihr Vieh weg, verwüsten ihre Felder. Dann macht die Kolonne Halt und schlägt ein Lager auf — die Kolonisationsarbeit des eroberten Landstriches beginnt. Die Wälder (die schönsten Eichenwälder, die man sehen kann) werden abgehauen und niedergebrannt, im ganzen Lande breite, fahrbare Straßen angelegt, die Flüsse überbrückt, kurz, das ganze Land wird in ein offenes, allen Truppengattungen zugängliches Terrain verwandelt. Ist dies geschehen, so werden an den geeigneten Punkten kleine Forts als Stützpunkte gebaut, und überall wo Tscherkessendörfer waren, Kasakenkolonien (Stanizen) angelegt. Ein solches Dorf ist in drei Wochen gebaut, und dann werden 100 Kasakenfamilien hereinverpflanzt. Diese Kasaken führen allerdings keine beneidenswerte Existenz. Drei Viertel der streitbaren Männer befinden sich als irreguläre Kavallerie bei der Armee, ein Viertel ist in der Staniza, um Weiber und Kinder zu schützen und, durch eine Vorpostenkette gesichert, das Feld zu bebauen. Denn das

Kriegssystem der Tscherkessen besteht darin, mit großer Übermacht eine Staniza zu überfallen — gelingt der Überfall, alles niederzumetzeln und die Staniza zu verbrennen.

Die Russen drängen mit ihrem System und mit überlegenen Feuerwaffen die Tscherkessen Schritt für Schritt gegen die Küste des Schwarzen Meeres. Kommen sie dort an, werden die Völkerschaften ausgerottet sein, denn es ist ein Vernichtungskrieg Mann gegen Mann, der hier geführt wird. Die Tscherkessen verteidigen ihren heimatlichen Boden mit einem Heldenmut, der an die Schweizer Kämpfe erinnert — man kann nicht anders, als diese Leute hochachten und lieben. Sehr oft kommt es vor, daß Abteilungen der Tscherkessen sich mit gezücktem Säbel in die russischen Kolonnen werfen und trotz Kartätsch- und Gewehrfeuer so lange um sich hauen, bis der letzte geblieben ist. Gefangene werden daher sehr selten gemacht; dabei geben sie Beispiele von Edelmut, die der alten Römer würdig sind. Im vergangenen Winter bauten die Russen unter dem Feuer der Abadsechen eine Brücke über den vereisten Fluß Bjelaja. Das Eis riß die Brücke weg, und ein russischer Soldat trieb auf einem Balken den Strom hinunter. Er schien rettungslos verloren, als plötzlich ein Abadseche am anderen Ufer erschien, sich rücksichtslos mit seinem Pferd in den Fluß warf, zwischen den Eisschollen durchschwamm, den Soldaten aufs Pferd zog und ihn glücklich ans russische Ufer brachte. Dann wandte er sich blitzschnell um, stürzte sich wieder in den Fluß und war in wenigen Minuten am anderen Ufer verschwunden.

Das schließt nicht aus, daß sie gegen die Gefangenen die größten Grausamkeiten begehen, sie lebendig schinden, spießen und verbrennen. Übel nehmen kann man's ihnen aber nicht, denn sie sind in diesem Kriege zweifellos in ihrem Recht, und fallen sie den Kasaken in die Hände, dann geht's ihnen auch schlecht.

Mit diesem System sind die Russen von der Linie des Kuban bis zur Linie der Laba (einem Nebenfluß des Kuban) und in diesem Sommer von der Laba bis zur Linie der Bjelaja (ein anderer Nebenfluß des Kuban) vorgedrungen. Das ganze rückwärtsliegende Terrain ist schon mit Stanizen bedeckt. Allein die Tscherkessen gehen sehr häufig in größeren und kleineren Streifkorps über die Bjelaja, überfallen die Kasakenstanizen und heben Transporte auf der Straße von Stawropol nach Maikop, der russischen Hauptverbindungslinie, auf. Noch vor einigen Wochen hatten sie auf diesem Wege den Kasakengeneral Kucharenko und seinen Adjutanten gefangengenommen und, vorne über die Sättel gelegt, ins Gebirge entführt. Der wohlbeleibte General war bei

dieser Expedition gestorben, der Adjutant wurde als Geisel behalten. Dieser Vorfall erklärt die Vorsicht, weshalb uns sogar im Rücken der russischen Armee eine Eskorte begleitete."

*

„Am Montag abend wollten wir Maikop erreichen;[1]) allein in der Staniza Nishni-Farskaja — die Stanizen führen hier gewöhnlich den Namen der Nebenflüsse des Kuban — meldete uns der kommandierende Kasakenoffizier, daß ein Streifkorps von 300 Abadsechen die Bjelaja überschritten habe und in der Nachbarschaft schwärme. Da es anfing dunkel zu werden, so widerriet er uns sehr, weiter zu fahren. Wir blieben daher in der Staniza die Nacht und setzten am andern Morgen, von 100 Kasaken eskortiert, die Reise fort. Nachmittags 3 Uhr trafen wir in Maikop ein. Es ist der letzte russische Posten, 1857 angelegt, der Vermittlungspunkt zwischen Gebirge und Ebene, ein buntes Gemisch von Häusern und Zelten mit Wall und Graben umgeben. Der Höchstkommandierende in Maikop ist der Oberst Grabbe, Flügeladjutant des Kaisers, Kommandeur des Regiments Nishni-Nowgorod-Dragoner. Der Oberst, erst 29 Jahre alt, hat eine brillante Karriere gemacht. Er ist seit vier Monaten mit der früheren Hofdame der Kaiserin, Gräfin Orlow, verheiratet, eine der mondänsten Damen Petersburgs. Es machte einen eigentümlichen Eindruck, die elegante junge Frau in einem Vorpostenbiwak zu finden; sie sagte jedoch, sie fühle sich sehr glücklich und wünsche nicht mehr, nach Petersburg zurückzukehren. Anfangs sei es ihr allerdings schrecklich gewesen, beim Essen oder mitten in der Nacht den Alarmschuß zu hören und ihren Mann wegeilen zu sehen, allein jetzt habe sie sich daran gewöhnt.

Ich hatte mein Absteigequartier beim Kommandeur des 21. Scharfschützenbataillons, Oberstleutnant von Bünting, früher im 1. Garderegiment z. F. Zu meiner Überraschung fand ich auf meinem Zimmer die Kreuzzeitung. Am andern Tage stiegen wir zu Pferde, um uns, begleitet von einem Bataillon und einer Eskadron Dragoner, zu dem von Oberst Heymann befehligten Detachement zu begeben, das zur Erinnerung an die siegreichen Gefechte beim Aoul Dacho den Namen Dachösches Detachement erhalten hatte. Der Marsch führte uns durch den erst in den letzten Wochen von den Russen besetzten Landstrich — eine wildromantische Schneelandschaft. Der ganze Weg, vier Meilen lang, ist von den Russen in 14 Tagen gemacht worden. Auf beiden Seiten der Straßen mußte der Wald auf 800 Schritt abgehauen

[1]) Brief vom 6. November.

werden, die Leistungen dieser braven kaukasischen Regimenter übersteigen jede Vorstellung. Winter und Sommer arbeiten die Soldaten, unaufhörlich dezimiert durch Fieber und feindliches Feuer. Sie bauen Dörfer, Städte, Straßen, Brücken, sie betreiben alle Handwerke, ja sogar vorzügliche Zigaretten werden von ihnen angefertigt. Es gibt keine Anlage im Kaukasus, die nicht durch ihre Hand entstand. Wir wurden begleitet von einem Bataillon des Regiments Sebastopol, das seit sechs Jahren kein anderes Obdach als das Zelt gesehen hat. Die einzige Erholung dieser Leute ist, abends im Lager nach den Klängen ihrer Musik Nationaltänze zu tanzen.

Beim Detachement am Fluß Kurdships wurden wir vom Oberst Heymann, dem Kommandeur des Regiments, auf das herzlichste und kameradschaftlichste empfangen. Wassili Alexandrowitsch Heymann, Kommandeur des Infanterieregiments Sebastopol, ist ein alter, kaukasischer Soldat, der 22 Jahre fast ausschließlich unter dem Zelt zugebracht hat. „Heute abend," sagte er uns, „wollen wir Eure Ankunft mit Punsch feiern, und morgen werde ich Euch zu Ehren ein paar Dörfer auf dem Rücken des Feindes abbrennen."

Ich bewohne ein kleines Zelt, in dem Bett und Tisch gerade Platz haben. Draußen liegt fußhoher Schnee, und das Thermometer ist in der vergangenen Nacht bis auf sechs Grad Kälte gefallen, allein die Temperatur im Zelt ist erträglich, so daß selbst das Schreiben nicht zu schwer vonstatten geht. Wenn die Finger gar zu steif werden, so bietet das enorme Feuer, das Tag und Nacht auf dem Alarmplatz des Lagers brennt, die Möglichkeit, sie wieder in gelenkigen Zustand zu versetzen.

Um 9 Uhr begaben wir uns zur Ruhe, und um 6 Uhr wurde Reveille geschlagen. Um 7 Uhr saß alles zu Pferde. Die Abadsechen hatten sich bis auf etwa 1000 Schritt dem Lager genähert und sahen ganz gemütlich unseren Marschvorbereitungen zu. Um ½8 Uhr setzten sich unsere Kolonnen in Marsch, voran 200 Kasaken, die wahren Spürhunde der Tscherkessen, dann eine Eskadron der Nowgoroddragoner — das tapferste Kavallerieregiment der russischen Armee, von dem der russische Soldat sagt, daß es den Feind nie zählt — dann drei Bataillone Infanterie. Durch zwei tscherkessische Überläufer geführt, marschierten wir auf engen Waldwegen eine Meile weit bis zum ersten von seinen Bewohnern verlassenen Aoul. Er wurde angezündet. Dann ging es weiter zu einem zweiten Dorf. Hier mußten die Bewohner eilig geflohen sein — Hühner, Gänse und Puten waren zurückgeblieben. Die Kasaken machten Jagd auf sie, und hingen, was gefangen wurde, mit

den Köpfen zusammengebunden, quer über den Sattel. Während dieser nützlichen Beschäftigung knallten plötzlich aus dem Walde einige Schüsse. Die Herren Tscherkessen verteidigten ihre Hühner. Sofort ließen die Kasaken die Jagd im Stich und stürzten sich mit dem Ruf: „Sobaki tatarski“ (tatarische Hunde!) in den Wald. Die Dragoner folgten. Die Abadsechen hatten sich jedoch in dem dichten Gebüsch aus dem Staube gemacht; nur einen einzigen gelang es zu fangen. Er war überzeugt, daß er sogleich füsiliert werden würde; allein Oberst Heymann beruhigte ihn und ließ ihm, da er sehr fror, einen Mantel und zu essen geben. Das Dorf wurde angezündet. Mittags kehrten wir ins Lager zurück.

Nach Eintreffen des Prinzen soll sofort eine Vorwärtsbewegung mit den gesamten Truppen unternommen werden, um auf dem über den Hochkamm des Gebirges bis zum Schwarzen Meer zu öffnenden Weg zunächst bis zur Pschecha vorzudringen, die Abadsechen zu vertreiben, die Wälder auf die Breite von Kolonnenwegen zu durchhauen, neue Straßen anzulegen und die Gegend aufzunehmen. Ein Detachement (das Dachösche) soll westwärts über die Wasserscheide bis in das Pschechatal vorgehen, ein anderes von Norden nach Süden, die Pschecha aufwärts, marschieren, um die Abadsechen von zwei Seiten zu umfassen. Die Expedition ist auf etwa fünf Tage angesetzt, da die Ernährung von Mannschaften und Pferden auf längere Zeit ihre Schwierigkeiten hatte und auf Nachfuhr nicht zu rechnen ist.“

Hier brechen Loës Briefe ab.

Die Expedition ins Pschechathal.[1]

Am 8. November traf Prinz Albrecht von Preußen in Stawropol ein. Am 10. wurde die Fahrt in Begleitung des Oberstkommandierenden Generals Jewdokimow fortgesetzt. Kasaken eskortierten, ihre Reit- und Fechtkünste dabei zeigend, den langen Zug von sechs sechsspännigen Wagen und acht Troiken. Am 12. näherte man sich bei vier Grad Kälte dem Gebirge. Der Prinz hatte an diesem Tage das Unglück, daß seine Pferde scheuten und den Wagen eine Böschung hinunterwarfen, wobei er selbst nicht unerheblich verletzt wurde. Trotzdem bestand er darauf, die Expedition mitzumachen.

In Maikop, dem Hauptdepot für die Expedition, begann das kriegerische Leben. Truppen rückten ein und marschierten ab — die Kasaken in der malerischen Tscherkeßka, ihre Lieder mit den Handpauken begleitend, die Nishni-Nowgorod-Dragoner in kurzem Pelzrock und

[1]) Ein kurzer Überblick der Expedition nach dem im Auftrag des Prinzen Albrecht verfaßten Buch: „Im Kaukasus. 1862“. (Nicht im Buchhandel erschienen.)

der kaukasischen, tief in Auge und Nacken gedrückten Papacha (Pelzmütze). Statt der bisher wechselnden Kasakendetachements meldete sich jetzt beim Prinzen eine ständige Kasakenleibwache — ein Offizier und 38 Mann — die Fahne, der dortigen Sitte entsprechend, mit dem Wappen ihres Generals geschmückt, in diesem Falle also mit dem preußischen Adler. Major von Loë traf ein, erstattete Bericht und schilderte das große Entgegenkommen, das er von allen Seiten gefunden. Allerdings hatte er es auch persönlich verstanden, wie ein russischer Offizier später schrieb, sich als „Mann und Soldat in hohem Grade die Achtung und Zuneigung aller zu erwerben". Ein Zufall wollte, daß der dem Prinzen als Dolmetscher beigegebene Oberst Mahomed Tereilow, vom Stamme der Abchasen, im Loëschen Wappen[1]) das seine erkannte, womit für ihn die Vetterschaft fröhlich besiegelt war.

Am 15. ging es bei Schneegestöber in Wagen zum Lager. Ungeachtet seiner Verletzung stieg der Prinz dort zu Pferde und galoppierte zu den in Parade aufgestellten Truppen. Unter den Salutschüssen der Artillerie ließ General Jewdokimow die Honneurs erweisen, überreichte den Frontrapport und kotoyierte das Abreiten der Front, während das „Urah! Urah! Urah!" der Mannschaften auf und nieder wogte. „Es wäre vergeblich, den Eindruck schildern zu wollen, den diese Honneurs einer siegreichen und kriegsversuchten Truppe, so weit vom Vaterlande entfernt, fast im Angesicht eines unbekannten Feindes, auf den Prinzen und seine Begleitung machten!" [2]) Beim Zurückreiten zum Abnehmen des Vorbeimarsches überschlug sich der General mit seinem noch jungen, eine solche Last nicht gewohnten Pferde. Bewußtlos blieb er liegen. Plötzlich raffte er sich wieder auf, ließ ein anderes Pferd kommen und führte die Truppen dem Prinzen vor. Doch stellte sich nachträglich heraus, daß sein Zustand für die nächste Zeit größte Schonung erforderte. Die Expedition schien in Frage gestellt. Da machte der General dem Prinzen den Vorschlag, als Beweis der russisch-preußischen Waffenbrüderschaft, an seiner Stelle das Oberkommando zu übernehmen. Der General erinnerte an die gemeinsam geführten Befreiungskriege und sprach seine Freude darüber aus, der preußischen Armee und dem König seine Hochachtung zum Ausdruck bringen zu können.

Der Prinz willigte ein.

Am 16. November sollte zunächst im Tal des Flusses Chodz der beste Weg erkundet und an die Abadsechen herangefühlt werden. „Oberst

[1]) Das Loësche Wappen ist, in silbernem Feld, ein schwarzes, hufeisenförmiges, nach unten auf jeder Seite mit drei Widerhaken versehenes Eisen.

[2]) „Im Kaukasus. 1862."

Heymann hat sich die Befehle für die Ausführung von Seiner Königlichen Hoheit zu erbitten!" lautete der Befehl des Oberkommandos. Das Gros führte Oberst Heymann, die Avantgarde Oberst Grabbe. Ein Zusammentreffen mit den Abadsechen fand an diesem Tage nicht statt, ihre Dörfer waren verlassen; nur Beobachtungsposten auf den benachbarten Höhen wurden bemerkt. Doch gelang es, eine größere Herde von Rindern und Ziegen und 2000 Schafe zu erbeuten. Im Lager herrschte nachmittags wieder das gewohnte lustige Leben, mit Gesang und Tanz. Auch nahmen die Soldaten eine wenn auch einseitige Reinigung vor — sie zogen sich, ungeachtet der Kälte, nackt aus und hingen ihre Hemden, Hosen, Pelze über das Feuer, so daß die kleinen Bewohner knisternd in die Flammen fielen.

Am 17. begann die Vorwärtsbewegung gegen die Pschecha, anfangs bei hellem Sonnenschein; dann stiegen undurchdringliche Nebel auf, deren Niederschlag bei fünf Grad Kälte die Wege oft spiegelglatt machte. Anfangs ließen sich nur einzelne feindliche Reiter sehen, erst nachmittags entwickelten sich Gefechte, die dem Prinzen und seinen Offizieren willkommene Gelegenheit boten, ihre Bravour zu zeigen.

Am nächsten Tage verboten undurchdringliche Gebirgsnebel, dann Regen und zunehmendes Schneetreiben mit Frost den Weitermarsch in unbekanntem Gelände. Nur kleine Detachements wurden zum Furagieren entsandt und dabei einzelne Schüsse mit feindlichen Reitern gewechselt, die plötzlich hinter einem Felsen, einem Baume auftauchten. Dagegen wurde dieser Ruhetag von den Russen zu einem Lagerfest benutzt, bei dem sich der Prinz und sein Gefolge von den Offizieren durch begeisterte, die Tapferkeit der Preußen lobende Trinksprüche, von den Soldaten durch Herumtragen und durch die im russischen Lager übliche Ehrenbezeugung des „Prellens" gefeiert sahen.

„Die gemessene Haltung der russischen Offiziere gegen den Prinzen und ihre höfliche Zuvorkommenheit gegen die preußischen Kameraden hatte sich, seitdem man sich gegenseitig gestern im Feuer gesehen, in eine so offene Herzlichkeit, in ein so freudiges und zuversichtliches Vertrauen, ja Vertraulichkeit verwandelt, daß es schien, als habe man schon jahrelang zusammen gefochten, sich gegenseitig im Kampfe achten und lieben gelernt. Da war nichts Förmliches, nichts Gemachtes, sondern wahre männliche Lust an der Gefahr, wie am Genuß, Aufgeben des eigensten Wesens an die gleiche Gesinnung und das gleiche Fühlen des andern." [1])

[1]) „Im Kaukasus. 1862." S. 418.

Laut war die allgemeine Freude an diesem Abend geworden, aber tiefste Ruhe trat ein, als der von den Soldaten schwärmerisch geliebte Oberst Heymann „Basta, Gospoda!“ gebot.

Auch am 19. blieb der Nebel unverändert. Da man indessen bei längerem Warten aus der Offensivbewegung in eine Defensivstellung gedrängt zu werden fürchtete, und da dem Prinzen die Überwindung auch der größten Schwierigkeiten mit einer solchen Truppe möglich schien, so befahl er den Vormarsch, der indessen, durch die Witterung und die Schuld der den Weg zeigenden Führer gehemmt, wieder aufgegeben werden mußte. Um so früher wurde am 20. aufgebrochen. Der anfangs klare Wintermorgen schlug zwar durch die aufsteigenden Nebel wieder um. Auf 30 Schritt war kein Reiter zu sehen. Aber die Pschecha wurde an diesem Tage erreicht. Die Dragoner, bei denen der Prinz sich befand, durchritten, unter dem Feuer der Abadsechen, das großsteinige Bett des reißenden Flusses und verjagten den drüben postierten Feind.

Der Auftrag, das Gelände bis zur Pschecha aufzuklären, die Wälder zu lichten, war hiermit ausgeführt. Fühlung mit dem andern Detachement wurde genommen. Jetzt begann der gefährlichere Teil der Expedition, der Rückmarsch, bei dem die Bergvölker ihre Überfälle besonders mutig und energisch zu machen pflegten. Es wurde daher mit Avant- und Arrieregarde marschiert und der Train, die Gefangenen, die Herden in die Mitte genommen. Alles war bereit, jeden Augenbick gegen einen Angriff Front zu machen.

Wieder herrschte undurchdringlicher Nebel. Wegen der vielen Fahrzeuge, der Gefangenen und Herden ging es nur langsam vorwärts. Mittags, als die Sonne durchbrach, sollte das Lager bezogen werden. Man versicherte, es sei für diesen Tag, da der Feind bis jetzt nichts unternommen habe, ein Angriff kaum zu erwarten. Trotzdem wollte der Prinz vor dem Übergang zur Ruhe die Ankunft der Arrieregarde abwarten. Plötzlich fielen Kanonenschüsse. Die russischen Offiziere meinten zwar, es seien nur Alarmschüsse zum Schutz einer Furagierung, doch Prinz Albrecht folgte dem zurückreitenden Oberst Heymann, hörte schon unterwegs, daß die Arrieregarde unter Oberstleutnant von Bünting in ein heftiges Gefecht verwickelt sei, und beorderte daraufhin die Kavallerie des Gros zu sich. Es stellte sich heraus, daß die Abadsechen mit großer Geschicklichkeit, wahrscheinlich schon in der Nacht, den Wald besetzt und die Russen an sich hatten vorbeimarschieren lassen, um über das als Arrieregarde folgende Schützenbataillon Kabardah herzufallen. Wider Erwarten zogen sie sich, als die Kavallerie nahte, zurück.

Als der Prinz den Mannschaften seine Anerkennung für ihr rühmliches Verhalten aussprach, folgte das übliche: „Radi staratzja!" (Wir wollen es noch besser machen!), aber mit einer Begeisterung sondergleichen.

Am 22. trafen die Truppen im Lager am Kurdships wieder ein. Die Expedition war, im Verhältnis zu anderen, eine durchaus günstige gewesen — so urteilten wenigstens die in dortiger Kriegsführung erfahrenen russischen Offiziere, so äußerte sich der General Jewdokimow, als er die Meldung über den Verlauf der Operation entgegengenommen hatte.

Der Prinz, dessen Verletzungen während dieser Tage angefangen hatten, stark zu eitern, wohnte noch der Beerdigung der Gefallenen bei, teilte bei der sich anschließenden Paradeaufstellung, die wieder vom General Jewdokimow kommandiert wurde, das Georgenkreuz an die zu Dekorierenden aus, nahm den Vorbeimarsch entgegen und verließ dann mit seinem Gefolge, von einer Eskorte aller Waffengattungen zu Pferde begleitet, das Lager, um nach Stawropol zu fahren. Nachdem er in Moskau dem Kaiser, seinem Neffen, über die Expedition berichtet hatte, kehrte er von dort über Petersburg und Tilsit, wo er seinem Dragonerregiment einen Besuch abstattete, heim.

B. Spanien

1883

Der König — Die Parteien — Die Wehrmacht

(Eine Denkschrift Loës[1])

Der König

Der überaus günstige Eindruck, den König Alfons in Homburg auf alle gemacht hatte, die ihm näher traten, wurde bei mir durch wiederholtes Zusammensein in Madrid und mehrere sehr eingehende Unterredungen, die sich auf verschiedene Gebiete, namentlich das politische und militärische, erstreckten, noch befestigt. Der König zeigt eine ungewöhnlich leichte und schnelle Auffassungsgabe, große Entschlußfähigkeit und die Bereitwilligkeit, stets mit seiner Person einzutreten; dabei findet er sich, auch in fremden Verhältnissen und auf schwierigen Gebieten, leicht zurecht. Körperlich gewandt und ausdauernd, wenn auch von zarter Gesundheit, in der Unterhaltung geistreich und heiter, ist er ein hervorragender Redner, der für seine Gedanken schnell die richtige wohlklingende Form findet. Über Hindernisse, die sich seinen Absichten im großen und kleinen entgegenstellen, scheint er leicht hinwegzugehen; in seinem bisherigen politischen Auftreten hat er sie wohl öfters umschifft als mit Gewalt beseitigt. Trotz seiner lebhaften Phantasie, seines südländischen Temperaments und seines großen, echt spanischen Selbstbewußtseins ganz frei von Schwärmerei und Idealismus, erschien er mir durch und durch als Opportunist, der trotz seiner Jugend nüchtern mit den Menschen, wie sie nun einmal sind, rechnet und darauf vertraut, selbst in den schwierigsten Lagen immer noch einen Ausweg zu finden, wobei ihm eine gewisse Vorurteilslosigkeit in bezug auf Personen und politische Grundsätze zustatten kommen mag. Er zeigt sich darin ganz als ein Kind seiner Zeit, als ein Spanier des 19. Jahrhunderts, der die täglichen Umwälzungen und Parteiintrigen durch entsprechende Maßnahmen zu überwinden strebt. Für anhaltend zähe, folgerichtige Arbeit, so wurde mir versichert, fehle dem König die

[1]) Mit Fußnoten des Verfassers.

Stetigkeit und Gründlichkeit, sowie eine pedantische dienstliche Tageseinteilung mit nur mäßig bemessener Erholung. Es wird ihm leichter zu sprechen als zu hören; letzteres vermag er nur, wenn sein Interesse stark erregt wird.

Daß die Armee die Grundlage und Voraussetzung seiner Machtstellung sei, daß aber die Vorbedingung hierzu, ihre unzweifelhafte Zuverlässigkeit, noch fehle, erkannte er mit Scharfblick; nicht minder, daß sein verfassungsmäßiger Oberbefehl über das Heer illusorisch bleiben müsse, solange der Kriegsminister seine politische und militärische Machtfülle behält; endlich, daß die Pronunciamientos in der Armee nicht eher ein Ende nehmen werden, als bis bei der Beförderung der Offiziere er, der König, die entscheidende Stimme haben wird. In zwei längeren Unterredungen über diesen wichtigen Punkt seiner Machtstellung sprach ich dem König offen meine Ansicht aus, der er in klarer Einsicht der Sachlage rückhaltlos zustimmte. Dabei wies er aber auf die große Schwierigkeit hin, einen seit Anfang des Jahrhunderts feststehend gewordenen Mißstand zu ändern, denn es liege weder im Interesse der politischen Generale noch einer politischen Partei, ihm bei dieser Änderung, deren Gelingen lediglich eine Machtfrage sei, behilflich zu sein. Wiederholt gab er deutlich seiner Hoffnung Ausdruck, daß es ihm gelingen möge, durch einen auswärtigen Krieg die Armee aus den Parteikämpfen loszulösen, sie ihrer eigentlichen militärischen Bestimmung wiederzugeben und durch Übernahme des Oberbefehls an seine Person zu ketten. Ich hatte den Eindruck, als ob er durch einen auswärtigen Krieg auch Vorteile auf afrikanischem Boden erhoffe, doch sprach er sich hierüber nicht näher aus.

Ganz offen habe ich ihm die Frage vorgelegt, ob er im Falle kriegerischer Verwicklungen unter allen Umständen Herr der Parteien sein werde, was er in frischem jugendlichem Selbstgefühl unbedingt bejahte.[1]) Erhebliche Zweifel vermochte ich gleichwohl in dieser Beziehung nicht zu unterdrücken. Mehr Vertrauen gewann ich zu der vom König geplanten Reorganisation der Armee, denn er erschien mir militärisch hinreichend begabt und unterrichtet, um die großen Schwächen der Ausbildung und Organisation zu erkennen, zumal bemerkenswerte Fortschritte durch sein Eingreifen auch schon gemacht sind, namentlich bezüglich der Stärke der Armee im Kriegsfall, der Bewaffnung und

---

[1]) Baron des Michels (Souvenirs de carrière, S. 195) sagt: „Alliant aux vieilles idées monarchiques l'orgueil traditionel des Espagnols Alphonse XII n'était guère porté, d'ailleurs, à donner à l'expression „régime constitutionnel“ plus de portée qu'il ne lui convenait.“ Anm. des Herausgebers.

gewisser Mobilmachungsvorarbeiten. Dem Könige fehlt aber naturgemäß die Erfahrung, um zu erkennen, welche Schwierigkeiten die Mobilmachung und Versammlung einer Armee macht; daher bewegen sich seine Annahmen über die Stärke einer in kurzer Frist bereitzustellenden spanischen Feldarmee in Ziffern, an deren Verwirklichung nicht zu denken sein wird. Die Mittel zur Abhilfe, wenn solche ihm von sachkundiger Seite vorgeschlagen werden, faßt der König schnell auf, und er ist bereit, sie anzuwenden. Diese Einsicht erstreckt sich auch auf die Mängel der Friedensausbildung, namentlich bei der Infanterie und Kavallerie, so daß er wiederholt den Wunsch äußerte, im kommenden Frühjahr einige tüchtige Regimentskommandeure nach Deutschland zu senden mit dem Auftrage, sich mit dem Dienst der verschiedenen Waffen vertraut zu machen.[1])

Die Parteien[2])

Die Ministerposten sind das höchste Ziel des politischen Ehrgeizes und jedem zugänglich, dem es durch Begabung und Parteiunterstützung gelingt, ein Wahlmandat zu erlangen und sich in den Cortes zum Parteiführer emporzuschwingen. Der Minister aber muß seine Partei belohnen und mit ihren Mitgliedern die Staatsämter besetzen. Auf unseren Reisen durch die spanischen Provinzen fanden wir selten einen Zivilgouverneur, der länger als vier Wochen, d. h. länger als das neue Ministerium Posada Herrera,[3]) sein Amt inne hatte. Die meisten waren Advokaten und Kammermitglieder und erklärten auf Befragen, von ihren Provinzen noch wenig zu kennen. Diese Erlebnisse zeigten uns grell, wohin eine schablonenhaft durchgeführte Parlamentsherrschaft führt, wenn nicht eine starke Regierungsgewalt das Gegengewicht zu halten imstande ist. Daß trotz dieser halbhundertjährigen schlimmen Zustände Spanien materiell nicht noch tiefer gesunken ist, spricht für die außerordentlichen Hilfsquellen des Landes und den tüchtigen Kern im Volke. Das Bedenklichste bleibt, daß auch die Armee in dieses politische Spiel hineingezogen ist. Viele Generale sind vor allem Parteimitglieder und streben nach dem Kriegsministerium, um, im Besitze der Gewalt, die Kommandostellen in weitem Umfang mit ihren Anhängern zu besetzen. Für die unterliegende Partei

[1]) Im April 1884 haben vier Stabsoffiziere und ein Hauptmann von der Infanterie den Frühjahrsbesichtigungen des Gardekorps beigewohnt.

[2]) Vgl. Fr. Dernburg, „Des deutschen Kronprinzen Reise." S. 41. Spanische Politiker. Anmerkung des Herausgebers.

[3]) Der Ministerpräsident (14. Oktober 1883 bis 20. Januar 1884) Posada Herrera (Professor der Nationalökonomie), geboren 1815, starb 1885.

gibt es keinen anderen Weg, wieder zur Gewalt zu gelangen, als die Ministerkrisis, die unter Umständen durch eine gewaltsame Auflehnung gegen die bestehende Regierungsgewalt herbeigeführt wird und gewöhnlich von der Truppe ausgeht — das „Pronunciamiento". Die Folge hiervon ist, daß leider auch die Unteroffiziere und Mannschaften in das Parteiwesen hineingezogen und Werkzeuge in den Händen derer werden, die Einfluß auf sie zu gewinnen verstehen. So ist der Kreislauf der spanischen Geschichte seit Beginn des Jahrhunderts. Da die fast selbstverständliche Straflosigkeit immer von neuem zur Unbotmäßigkeit und Empörung anreizt, so liegt die Erwägung nahe, ob nicht drakonische Strenge im richtigen Augenblick von wohltätiger Wirkung sein würde.

Was nun die verwickelten und schwer darstellbaren spanischen Parteiverhältnisse betrifft, so erscheint für deutsche Interessen fast allein die Frage von Bedeutung, welche Partei ans Ruder kommen muß, damit der König seine Machtstellung befestigen und seine Pläne in der auswärtigen Politik durchführen kann.

Die konservative Partei veranlaßte bekanntlich im Einverständnis mit dem General Martinez Campos 1874 zu Murviedro (Sagunt) die Auflehnung gegen den damaligen Regenten Marschall Serrano und setzte auf den Thron den jugendlichen König Alfons, der den energischen Canovas [1]) zum Ministerpräsidenten ernannte.

Auch die konstitutionell-liberale Partei unter Sagasta [2]) wandte sich ihm allmählich zu.

Die gemäßigt-republikanische Partei (dynastische Linke) verhielt sich ruhig; ihr Führer, Marschall Serrano, ging freiwillig nach Frankreich. Die extrem-republikanische Partei unter Castelar [3]) und Zorilla [4]) vermochte die Befestigung der Regierung nicht zu hindern.

[1]) Canovas del Castillo, geb. 1828, wiederholt Minister und seit 1870 die Seele der Restauration, übernahm nach dem Sturz des Kabinetts Posada Herrera die Präsidentschaft. Auch als Dichter und Geschichtschreiber hat er sich hervorgetan. Er wurde 1897 ermordet. Canovas hat gesagt: „In Spanien ist möglich, was in keinem anderen Staate der Welt möglich ist — mit ein paar Tausend Mann kann man den Staat umstürzen."

[2]) Sagasta, geb. 1827, ursprünglich Ingenieur, später Präsident der Deputiertenkammer, Minister und Ministerpräsident, letzteres insbesondere nach dem Tode des Königs Alfons mehrere Jahre. 1903 gestorben.

[3]) Emilio Castelar, geb. 1832, Professor der Geschichte, erstrebte vor allem für jedes Bekenntnis Freiheit des Glaubens und der Ausübung des Kultus. Er starb 1899.

[4]) Don Manuel Zorilla, 1834 geboren, Advokat, mehrmals Mitglied radikaler Ministerien und an militärischen Aufständen beteiligt, wiederholt verbannt, 1884 zum Tode verurteilt, starb 1895 als unversöhnlicher Revolutionär.

Die Karlisten wurden mit der Waffe niedergeworfen, sind aber keineswegs beseitigt.

Das sind die fünf Parteien, mit denen seit fast einem Jahrzehnt der König rechnen muß; häufige Kompromisse der Parteien und Fahnenflucht ihrer Führer erschweren dem außenstehenden Beobachter das Verständnis der Zustände, insbesondere auch der Maßnahmen des Königs.

So begann er seine Regierung mit dem konservativen Ministerium Canovas. Nachdem diese Partei sich allmählich abgenutzt, sah der König sich genötigt, den Chef der Konstitutionell-Liberalen, Sagasta, mit der Bildung eines Ministeriums zu beauftragen, in das General Martinez Campos als Kriegsminister, Marquis Vega de Armijo als Minister des Auswärtigen eintraten. Dieses Ministerium war im Amte, als im Sommer 1883 die Reise des Königs in das Ausland geplant wurde, unter eifriger Zustimmung Vega de Armijos, der den König auch nach Homburg begleitete; er war der einzige Minister, der mit dem Könige in dessen Wunsch, auf dem auswärtigen Gebiete Spanien eine aktive Rolle spielen zu lassen, einverstanden war. Der in Badajoz kurz vor der Abreise des Königs ausgebrochene, durch das rasche Eingreifen des Monarchen alsbald niedergeschlagene Militäraufstand, mehr noch die Pariser Vorgänge Ende September erzeugten jedoch Meinungsverschiedenheiten über die Frankreich gegenüber einzunehmende Haltung und führten den Rücktritt des Ministeriums herbei.

Nun bildete der König ein Kompromißministerium, zur Hälfte aus Mitgliedern der konstitutionell-liberalen Partei Sagasta bestehend, zur Hälfte der gemäßigt-republikanischen Partei Serrano, seinen politischen Gegnern, entnommen. Was ihn hierzu bewogen hat, erscheint um so weniger verständlich, da er das Kriegsministerium dem Neffen des franzosenfreundlichen Serrano, dem General Lopez Dominguez, anvertraute, der für die hervorragendste Persönlichkeit des Kabinetts gilt. Ministerpräsident wurde der Kammerpräsident Posada Herrera, ein Freund Sagastas; Serrano ging als Botschafter nach Paris. Eine einheitliche Taktik, die erste Bedingung des parlamentarischen Sieges, ist für dieses aus zwei Parteien gebildete Ministerium unmöglich, von denen die Partei Sagasta das Übergewicht in der Kammer besitzt. Wenn die Partei Serrano in der nächsten Tagung, wie man erwartet, die Verfassungsfrage anschneiden und auf Grund des allgemeinen Stimmrechts der königlichen Gewalt noch engere Fesseln anlegen will, so ist die allgemeine Meinung, daß das Ministerium Herrera über diese Frage zu Falle kommen wird, und überall stießen wir während

unserer Reise auf die Anschauung: „Wir stehen wieder vor einer Krisis; was wird der König tun, sie zu überwinden?" Häufig setzte man hinzu, die Krisis werde aus Rücksicht auf den Kronprinzen bis nach dessen Abreise vertagt werden.

Keine der drei erstgenannten Parteien, selbst die konservative nicht, bietet dem König die Bürgschaft, daß sie sein Ziel, die Stärkung und Befestigung seiner königlichen Machtstellung, bedingungslos und ohne Rücksicht auf die Parteiinteressen verfolgen wird. Da ihm die materielle Macht, d. h. die Armee, nicht unbedingt zur Verfügung steht, so muß er lavieren, bis er eine Partei findet, die geneigt ist, ihn durch organische Gesetze den Oberbefehl über die Armee in die Hand zu geben. Da ihm dieses Ziel auf dem Wege friedlicher Entwicklung unerreichbar scheint, so ist die Erwägung, ob eine auswärtige Aktion, bei welcher die Armee unter dem Oberbefehl des Königs sich militärische Erfolge verschaffen kann, wohl berechtigt. Wird ihm irgendeine Partei auf diesem Wege folgen? Das ist die Frage, die zunächst von Bedeutung ist.

Nach den Vorfällen in Paris wurde der König bekanntlich in Madrid mit der größten Begeisterung empfangen. Die Polizei hatte Mühe, die französische Botschaft vor der Bevölkerung zu schützen Der Empfang war ein Ausbruch des südlichen Temperaments, verstärkt durch die immer noch vorhandene Abneigung gegen die Franzosen, die von der Napoleonischen Zeit her sich in der Volksmasse erhalten hat. Nach kurzer Zeit aber kam die Abkühlung, und an die Stelle der Leidenschaft trat die politische Berechnung. Die Gründe dafür scheinen mir auf der Hand zu liegen. Zunächst sind alle Parteien so ausschließlich mit ihren inneren Angelegenheiten und Kämpfen beschäftigt, daß ihnen jede Störung von außen, die ein Zusammenfassen der nationalen Kraft bedingen würde, sehr ungelegen käme. Demnächst hat die Nation die richtige Empfindung, daß sie vorläufig einem Kriege mit Frankreich weder militärisch noch finanziell gewachsen ist. Die Mehrheit sieht Niederlagen und Verluste voraus, die ihr um so weniger gerechtfertigt erscheinen, als sie kein nationales Interesse für einen Krieg mit Frankreich zu erkennen vermag. Einen Hauptgegenstand der Sorge bilden die offenen Küsten von Katalonien und Valencia, deren blühende Städte der mächtigen französischen Flotte fast schutzlos preisgegeben wären; auch der König antwortete mir auf meine dahingehende Frage, daß allerdings die Küsten der wunde Punkt Spaniens seien. Nicht minder gefährdet würden die Kolonien sein. Daß Spanien durch Handelsinteressen, Gleichartigkeit der Bevölkerung, Sprache und die auf manchen Gebieten beherrschende Stellung von Paris mehr auf

Frankreich, seinen einzigen Nachbar zu Lande, angewiesen ist als auf irgendein anderes Land, darf nicht verkannt werden. Endlich bildet die immerhin nicht unbedeutende republikanische Partei ein Gegengewicht gegen etwaige Kriegspläne wider den Nachbarn jenseits der Pyrenäen, denn die spanischen Republikaner erwarten von ihren Gesinnungsgenossen an der Seine eine kräftige Unterstützung zur Verwirklichung ihrer Absichten. Wird Spanien von Frankreich angegriffen, so dürfte es dem Könige leicht sein, die Nation zu einem energischen Verteidigungskriege und zu Leistungen zu entflammen, die der Taten zu Anfang des Jahrhunderts würdig sein werden. Handelt es sich aber um einen Angriffskrieg, so möchte sich nach meiner Überzeugung schwerlich ein Ministerium finden, das einen solchen in sein Programm aufzunehmen wagen würde. Einen Beweis für diese meine Auffassung sehe ich zunächst darin, daß das Ministerium Posada Herrera in erster Linie zu dem Zwecke gebildet wurde, das gute Einvernehmen mit Frankreich wiederherzustellen. Die Ernennung Serranos zum Botschafter in Paris[1]) war der erste augenfällige Schritt zu diesem Ziele, denn an eine Störung der guten Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich ist schwerlich zu denken, solange dieser in seiner Stellung verbleibt. Übrigens hat noch vor wenigen Tagen Vega de Armijo, der auf gute Beziehungen zu Deutschland großen Wert legt, auf Befragen erklärt, daß an eine Wiederübernahme des Ministeriums des Auswärtigen seinerseits bei der herrschenden Strömung nicht zu denken sei.

Ein zweiter Beweis für meine Ansicht ist die Art und Weise, wie das Ministerium Herrera die erste Nachricht von dem bevorstehenden Besuche des Kronprinzen aufnahm. Ich hatte Gelegenheit, den ersten Eindruck und die demnächstige Wandlung zu beobachten. So herzlich erfreut der König und die königliche Familie über den angekündigten Besuch sichtlich waren, so wenig angenehm überrascht war das Ministerium, weil es den Abschluß eines Bündnisses mit Deutschland gegen Frankreich fürchtete. Ein unzweifelhaftes Symptom für dieses Unbehagen war die überaus zaghafte Behandlung der Landungsfrage, ob Barcelona oder Valencia. Das Ministerium wollte schließlich, nach Erledigung der Angelegenheit, die Verantwortlichkeit für die Ablehnung von Barcelona dieser Stadt gegenüber nicht übernehmen und ließ durch die Regierungspresse, die sich überhaupt vor der Ankunft des Kronprinzen sehr kühl und zurückhaltend zeigte, die Angabe verbreiten, daß lediglich in Berlin die Wahl von Valencia erfolgt sei.

---

[1]) 1883 bis 1884.

Wenn auch die Eindrücke, die ich 1883 von der spanischen Armee erhalten habe, bei dem kurzen Aufenthalt und der vielseitigen sonstigen Inanspruchnahme nicht tief eindringend sein konnten, so boten sich doch mannigfache Gelegenheiten der Beobachtung, so daß ich mir bezüglich der Hauptpunkte ein richtiges Bild verschafft zu haben glaube. Ich sah eine Infanterie- und eine Kavalleriebrigade, sowie zwei Jägerbataillone und eine Artillerieabteilung exerzieren, wohnte einem Schießen der Gebirgsartillerie bei und war Augenzeuge einer großen Parade in Madrid und eines Vorbeimarsches der Garnison von Valencia. Dazu kamen die fortwährende Beobachtung der Truppen, wo immer sie sich zeigten, die häufigen Unterredungen mit den hervorragendsten Generalen, endlich zwei längere und eingehende Verhandlungen mit dem König selbst.

Eine langjährige Erfahrung in der Beurteilung fremder Armeen hat mich gelehrt, daß es ein Fehler ist, im Auslande nur den Maßstab des eigenen Heeres anlegen zu wollen. Die Physiognomie jeder Armee wird bestimmt durch den Volkscharakter, die Geschichte des Landes, seine Politik und die Aufgaben der Wehrmacht. Gleichwohl gibt es gewisse unantastbare Bedingungen der Leistungsfähigkeit, die ihre Gültigkeit für jede Armee behalten. In jedem normalen Staatswesen erfüllt diese nur dann ihren Zweck, wenn sie zunächst eine feste, zuverlässige Stütze der Regierung im Innern ist. Dieser Bedingung entspricht die spanische Armee nach meiner Überzeugung zurzeit noch nicht. Den Grund sehe ich vor allem in dem Übergewicht des Kriegsministers über den König, hervorgehend aus dem übermächtigen Einflusse, den jener auf das Offizierkorps und seine gesamten Daseinsbedingungen, insbesondere die Beförderungsverhältnisse, ausübt. Solange dieses Übergewicht nicht gebrochen, solange namentlich nicht dem Kriegsminister durch Gesetz das Recht genommen wird, über die Beförderung zu entscheiden, bleibt die Machtstellung des Königs illusorisch. Sowohl mit diesem selbst wie mit den intelligentesten Offizieren seiner Umgebung habe ich die Notwendigkeit eines Systemwechsels besprochen und volles Einverständnis gefunden. Daß die in dieser Richtung getanen Schritte von Erfolg gekrönt sein werden, muß ich indes bezweifeln, da der König sich von den radikalen Ministereinflüssen nicht wird losmachen können, obschon er ihre Verderblichkeit erkennt. Hiermit stehen die gesetzlichen Bestimmungen über die Beförderung und Verabschiedung der Offiziere in Verbindung, die die Armee in die Politik hineinziehen und

dem Könige den gebührenden Einfluß nehmen. — Daß der unausgesetzte Wechsel in der Person des Kriegsministers (im Jahre 1873 wechselte er zehnmal), auch dem tüchtigsten Mann eine gedeihliche Wirksamkeit aufs äußerste erschwert, bedarf kaum der Erwähnung. [1])

Die Beförderung der Offiziere findet bis zur Generalsstellung waffenweise statt, und zwar in der Regel nach dem Dienstalter; doch können die Offiziere zur Belohnung für geleistete Dienste außer dem wirklichen Dienstgrade, den sie innehaben, auch Ehrengrade außer der Reihe verliehen erhalten, unter Beibehalt der Kommandostelle. Die Beförderung der Generale erfolgt nicht nach dem Dienstalter, sondern nach Wahl, und ist in jedem Falle Gegenstand einer Ministerberatung. Im Kriege haben die kommandierenden Generale, im Frieden die Generaldirektoren der einzelnen Waffen die Befugnis, durch das Kriegsministerium die Beförderungsvorschläge dem Könige einzureichen. Verabschiedungen können nur durch kriegsgerichtliches oder Disziplinarverfahren erfolgen. Bei politischen Vorgängen, Pronunciamientos und dergleichen, die die Bildung eines Ministeriums aus einer anderen Partei zur Folge haben, pflegt der Kriegsminister in der Besetzung der oberen Stellen einen starken Wechsel, eine Enthebung von Offizieren anderer Parteizugehörigkeit und ihre Ersetzung durch solche der eigenen Partei vorzunehmen. Dies ist der Hauptgrund, weshalb eine so enorme Anzahl höherer Offiziere, für die es etatsmäßige Stellen nicht gibt, vorhanden ist, wie wohl in keiner anderen europäischen Armee. [2]) In der Mehrzahl nicht ausreichend beschäftigt, vermögen sie die überschüssige Kraft Bestrebungen zuzuwenden, die nicht immer als zuträglich für den Staat und das Herrscherhaus angesehen werden können.

Auch in den mittleren und unteren Offiziergraden neigt man in bedauerlicher Weise zu politischem Parteitreiben. Gleichwohl wird man nicht irren in der Annahme, daß die ganz überwiegende Mehrzahl durchaus königs- und pflichttreu gesinnt und dem König Alfons ergeben ist.

Ebensowenig wie für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung scheint mir die volle und schnelle Verwendbarkeit der spanischen

---

[1]) Dieser häufige Wechsel scheint bis zum heutigen Tage fortzudauern. Das Jahr 1905 sah vier Kriegsminister im Amt.

[2]) Der Gothaische Genealogische Hofkalender für 1884 gibt bei einer Friedensstärke von 95000 Mann die Zahl der Generale auf 406 an, ohne die 133 Generale der Reserve. Zum Vergleich sei erwähnt, daß bei einer rund fünfmal größeren Friedensstärke die Preußisch-Württembergische Rangliste für 1906 nur 291 aktive Generale aufzählt.

Armee für einen auswärtigen, namentlich einen Offensivkrieg zur Zeit (1883) gewährleistet. Wenn diese ruhmreiche Armee unter ihren Generalen sicherlich ebenso wie ehedem manche hochbeanlagte Führer zählt, so besitzen diese zunächst doch nicht die Kriegserfahrung, wie diejenigen der anderen großen europäischen Armeen. Der marokkanische und kubanische Krieg, sowie die Bürgerkriege sind, weil ganz anderen Charakters, nicht als Vorschule für den Krieg gegen ein modernes europäisches Heer anzusehen. Sodann haben die Generale auch im Frieden kaum Gelegenheit, gemischte Truppen zu führen, da Manöver in unserem Sinne nicht stattfinden. Das Exerzieren einer Infanteriebrigade, dem ich beiwohnte, bewies ebenso das Vorhandensein eines guten, den heutigen Anforderungen entsprechenden Reglements, wie das fehlende Verständnis des Führers für die Anwendung der reglementarischen Formen im Sinne eines richtigen Gebrauchs der Waffe. Auch dem Führer der Kavalleriebrigade, die ich exerzieren sah, war es nicht gegeben, seine Truppe nach richtigen taktischen Grundsätzen zu üben und zu verwenden. Aus diesen Wahrnehmungen möchte ich auch meinen Zweifel herleiten, ob der Armee ein tüchtiger, durchgebildeter Generalstab zur Verfügung steht.

Die spanische Armee besitzt ein vortreffliches Soldatenmaterial und würde ohne jeden Zweifel bei guter Organisation, Ausbildung und Führung ihren alten Ruf bewähren und keiner Armee nachstehen. Jedoch erreicht die Exerzier- und Gefechtsausbildung, mit Ausnahme der Artillerie- und Genietruppen, keine hohe Stufe, zumal die höheren Führer eine energische und sachkundige Einwirkung meistens vermissen lassen, eine solche auch durch die Organisation erschwert wird. Die geringe, je nach der alljährlichen Festsetzung durch die Cortes wechselnde Friedensstärke der Truppen, 50 Mann die Kompagnie, 80 die Eskadron, trägt nicht wenig zur Erschwerung der Ausbildung bei. Bezüglich der Ergänzung ist die Armee insofern rückständig, als der Loskauf gestattet ist.[1]) Daß die so oft gerühmte und bewiesene Marschfähigkeit der spanischen Truppen größer ist als die anderer Armeen, davon habe ich mich nicht überzeugen können.

Die Artillerie ist die beste Waffe, aber im Verhältnis zu den andern so schwach, auch die Bildung der Reserveformationen im Kriegsfalle so schwierig, daß es unmöglich erscheint, die in Aussicht genommene Feldarmee ausreichend mit Artillerie auszustatten. Der König kennt diesen Übelstand und beabsichtigt, ihm durch Neuformationen abzuhelfen.

[1]) Auch heute sind der Loskauf vom Militärdienst und die Stellvertretung noch nicht abgeschafft.

Daß ihm dazu die Cortes die Mittel bewilligen werden, muß ich bezweifeln, einmal wegen der schlechten Finanzlage, sodann weil die Parteien auch den vernünftigsten Änderungen grundsätzlichen Widerstand leisten.

Ein schwerer Mangel ist das Fehlen einer geordneten Friedensgliederung, der Grundlage einer glatten und schnellen Mobilmachung. Weder gibt es größere Truppenverbände, noch hat die spanische Armee kommandierende Generale. Vielmehr sind die Truppen in bezug auf ihre Verwendung den Generalkapitänen der Provinzen, bezüglich der Ausbildung den Generaldirektoren ihrer Waffen unterstellt. Außer dem Nordkorps, das in Katalonien und den baskischen Provinzen gegen die Karlisten zusammengezogen ist, gibt es nur Zufallsbrigaden- und Divisionen dort, wo gerade mehrere Regimenter in einem Standort vereinigt sind. Auch diesen Übelständen will der König durch Einteilung des Landes in sieben ständige Generalkommandos[1]) abhelfen, die aus zwei Divisionen zu zwei Brigaden bestehen sollen.

Wenn König Alfons mir in einer sehr eingehenden Unterredung nachzuweisen versuchte, er könne aus vorhandenen, teilweise ausgebildeten Reserven, unter Zuhilfenahme der Friedensstämme, in vier Wochen eine Armee von mindestens 300000 Mann ins Feld stellen, so habe ich doch die Überzeugung gewonnen, daß er die Vorbedingungen für eine solche Leistung aus Mangel an Erfahrung unterschätzt. Wie mir mitgeteilt wurde, ist für eine so enorme Vermehrung der Friedensarmee die erforderliche Ergänzung an Waffen, Munition, Bekleidung und Pferden nicht ausreichend sichergestellt, die Einberufung der Reserven und ihre schwierige Nachführung zu den nicht in ihren Ersatzbezirken stehenden Regimentern in keiner Weise ins einzelne vorbereitet und gewährleistet. Im Rückblick auf meine in Paris 1863 bis 1867 als Militärattaché gemachten Erfahrungen und den überaus mangelhaften Verlauf der französischen Mobilmachung 1870 glaube ich bezüglich Spaniens zu der Überzeugung berechtigt zu sein, daß auf Grund der jetzigen Bestimmungen und Einrichtungen für den Fall eines großen europäischen Krieges aus militärischen Gründen auf einen raschen und ordnungsmäßigen Verlauf der Mobilmachung ebensowenig zu rechnen ist, wie auf eine schnelle Versammlung der Armee vermittelst des durchaus ungenügenden Eisenbahnnetzes.

Die Marine ist nach Äußerungen von sachkundiger spanischer Seite, insbesondere des König Alfons selbst, sehr zurückgeblieben und nicht

[1]) Zufolge der ungünstigen finanziellen Lage des Landes und des Widerstandes der Cortes wurde erst 1893 die Gliederung in größere taktische Verbände, 7 Generalkommandos in 7 Militärdistrikten durchgesetzt.

imstande, die sehr wenig befestigten Küsten gegen eine große feindliche Flotte, z. B. die französische, zu schützen. Die schon hervorgehobene Abneigung, namentlich der Bevölkerung von Katalonien und Valencia, gegen einen Krieg mit Frankreich ist daher sehr verständlich; sie wird verstärkt durch die Sympathien, die die dortige sehr starke republikanische Partei der Republik jenseits der Pyrenäen entgegenbringt.

Schlußergebnis

Meine politisch-militärischen Wahrnehmungen und Eindrücke fasse ich schließlich dahin zusammen, daß der begabte und tatkräftige König Alfons sich bemüht, die von ihm klar erkannten, eine schnelle Bereitstellung und sachgemäße taktische Verwendung beeinträchtigenden Mängel der Armee zu beseitigen und, falls die politische Lage einen auswärtigen Krieg unvermeidlich machen sollte, durch einen solchen sowohl die Armee unbedingt an seine Person zu fesseln, als auch Spanien die frühere glänzende Stellung als europäische Großmacht zurückzugewinnen. Die Parteien glaubt er im gegebenen Augenblick mit sich fortreißen zu können.

Ob es dem König gelingen wird, die Armee gründlich zu reorganisieren, insbesondere auch die Cortes zur Bewilligung der erforderlichen bedeutenden Geldmittel zu bewegen, muß die Zukunft lehren; leicht wird es nicht sein. Für einen Verteidigungskrieg wird er das Land willig finden. Einem Angriffskriege, insbesondere gegen Frankreich, setzen alle Parteien eine unverkennbare Abneigung entgegen, die in der relativen Schwäche der spanischen Heeresmacht, den Sympathien der starken republikanischen Parteien für die Republik an der Seine, in dem Fehlen eines, dem Wagnis eines Krieges entsprechenden territorialen Kampfpreises und in Parteiinteressen ihren sehr verständlichen Grund hat.

Anhang

a) Familientafel

Maximilian Freiherr von Loë

geb. 1801, gest. 1850, Herr auf Allner und Marienwasser, K. preuß. Kammerherr und Landrat des Siegkreises

vermählt

I. 1827 mit Helene Gräfin von Hatzfeldt-Schönstein, geb. 1801, gest. 1. April 1838.

II. 1840 mit Maria Anna Gräfin von Schönborn-Wiesentheid, geb. 1809, gest. 1856.

1. Friedrich Karl **Walter** Degenhard, geb. zu Allner a. d. Sieg 9. Sept. 1828, gest. zu Bonn 6. Juli 1908. K. preuß. Generalfeldmarschall, à la suite des Husarenregiments König Wilhelm I. (1. Rheinisches) Nr. 7. Generaladjutant Sr. M. des Kaisers und Königs. Ritter des Schwarzen Adlerordens. Mitglied des preuß. Herrenhauses auf Lebenszeit. Stellvertretendes Mitglied im Stande der Ritterschaft des rheinischen Provinziallandtags. Ehrenbürger von Bonn. Dr. jur. h. c. Vermählt 24. Mai 1859 mit Franziska, verw. von Nimptsch, geb. Gräfin von Hatzfeldt zu Trachenberg, geb. 13. Juni 1833 (Tochter des Fürsten Hermann Anton und seiner ersten Frau Mathilde, geb. Gräfin von Reichenbach-Goschütz).

   Kinder:
   1. Helene, geb. 2. März 1860, gest. 12. Okt. 1902, verm. 5. Febr. 1883 mit Franz Freiherrn von Loë.
      - Johanna.
      - Margarete.
      - Hedwig, verm. 8. Oktober 1913 mit Alfred Graf Wolff-Metternich zur Gracht.
      - Maximilian.
      - Helene.
   2. Hubert, Margarete, Zwillinge, geb. Paris 6. Juni 1866. Hubert gest. 25. Febr. 1897. Margarete Ehrenstiftsdame des Theresienordens (Segenhaus bei Neuwied).
2. Hermann, geb. 1830, gest. 20. Aug. 1849 vor Arad (Ungarn), K. K. Leutnant.
3. Engelbert, geb. 23. Dez. 1833, gest. 1905, Leutnant im 3. Husarenregiment.
4. Otto, geb. 8. März 1835, gest. 13. Febr. 1892, K. preuß. Legationssekretär z. D., Ehrenritter des Souv. Malteserritterordens, verm. 1879 mit Sophie, des A. de Chastenet, Marquis de Puiségur, T.
5. Clemens, geb. 19. Juni 1836, gest. 27. Febr. 1892, K. K. Oberleutnant im Regiment Lichtensteinhusaren, Rittmeister a. D.
6. Maximilian, geb. 3. März 1838, gest. 27. April 1873, Sekondeleutnant im 3. Husarenregiment, 22. Juni 1863 persönlicher Adjutant des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, 30. Okt. 1866 vom Kommando entbunden und unter Beförderung zum Premierleutnant ins Rheinische Dragonerregiment Nr. 5 versetzt, 22. Aug. 1869 Rittmeister u. Eskadronchef, 13. Februar 1873 Hauptmann im Großen Generalstab.
7. Anna Maria, geb. 21. November 1840, K. u. K. Palastdame u. Sternkreuzordensdame, verm. 5. Juni 1860 mit Ludwig Grafen von Waldburg-Zeil und Trauchburg (gest. Salzburg 19. Januar 1897), K. u. K. Kämmerer u. Generalmajor a. D.
8. Huberta Maria, geb. 11. Juni 1842, gest. 30. April 1900, verm. 6. Aug. 1861 mit Leopold Freiherrn von und zu Fürstenberg, Majoratsherrn auf Körtlinghausen und Siedlinghausen in Westfalen.

b) Korps Borussia

(Michaelis 1846 bis Ostern 1848)

Die Konaktiven von Walter Freiherrn von Loë xxx, x
M. 1846 bis O. 1848, Ehrenmitglied, gest. 1908.

1. Karl von Waldow, xxx, xxx, xx, M. 1845 bis M. 1847, Regierungsassessor a. D. . . . . . gest. 1896
2. Emmerich Freiherr Raitz von Frentz (Kellenberg b. Jülich), xx, xx, M. 1845 bis O. 1847 . . . . . „ 1847
3. Alfred Freiherr von Buddenbrock, O. 1846 bis O. 1847, Generalleutnant z. D. . . . . . „ 1887
4. Ferdinand Freiherr Raitz von Frentz (Schlenderhan), xxx, xxx, O. 1846 bis M. 1849, Rittergutsbesitzer . . . . . „ 1898
5. Friedrich Freiherr von Fürstenberg, O. 1846 bis M. 1847, Rittmeister a. D. . . . . . „ 1898
6. Rudolf Freiherr von Gasser, M. 1846 bis O. 1848, K. bayr. Gesandter . . . . . „ 1904
7. Adalbert von Hymmen (Haus Hain bei Düsseldorf), M. 1846 bis O. 1847 . . . . . „ 1847
8. Wilhelm von Kruse, x, O. 1847 bis M. 1847 . . . . . „ 1866
9. Leopold Prinz zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, O. 1847 bis O. 1848 . . . . . „ 1893
10. Wilhelm von Rauchhaupt, xx, O. 1847 bis M. 1848, Rittergutsbesitzer, Landrat, Abgeordneter (Konservative, Neukonservative Partei) 1866/67, 1870—1873, 1877—1893; Mitglied des Reichstages 1867, 1887—1890 . . . . . „ 1894
11. Otto Freiherr von Münchhausen, O. 1847 bis O. 1848, Hauptmann a. D., Rittergutsbesitzer . . . . . „ 1877
12. Eduard Graf von Bethusy-Huc, O. 1847 bis O. 1848, Rittmeister a. D., Rittergutsbesitzer, Landrat . . . . . „ 1893
13. Friedrich von Orlich, O. 1847 bis M. 1847, Major a. D., Staatsanwalt.
14. Arthur von Knobloch gen. Freiherr von Hausen-Aubier, O. 1847 bis M. 1847, Rittergutsbesitzer, Landrat . . „ 1901
15. Wilhelm Freiherr von Laffert, x, O. 1847 bis M. 1848, Rittergutsbesitzer.
16. Reinhold von Thadden, O. 1847 bis O. 1848, Rittmeister a. D., Landschaftsrat . . . . . „ 1903
17. Georg Prinz von Croy, O. 1847 bis O. 1848, Legationsrat „ 1879

18. **Manfred Graf von Seherr-Thoß**, M. 1847 bis M. 1848, Rittmeister a. D., Rittergutsbesitzer, L.-Landschaftsdirektor, lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses . . . . gest. 1911

19. **Hermann von Saldern-Ahlimb**, M. 1847 bis O. 1849, seit 1856 Graf von Saldern-Ahlimb, Fideikommißherr von Ringenwalde „ 1889

20. **Edzard Fürst zu Innhausen und Knyphausen**, ××, ×, ×, M. 1847 bis M. 1849, Ehrenmitglied, Wirkl. Geh. Rat, erbl. Mitglied (1892) und Präsident (16. Jan. 1904 bis 16. Jan. 1908) des preuß. Herrenhauses, Mitglied des Reichstages . . . . . . „ 1908

21. **Friedrich Karl, Prinz von Preußen**, K. H., 1. Dez. 1847 Band dediziert . . . . „ 1885

c) Ordre de bataille der schleswig-holsteinischen Armee

(April 1848)

Kommandierender General:
Gen.-Lt. Friedrich Prinz zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (Noer).

Chef des Generalstabes: Major Leo (vom preuß. Generalstab).

Generalstabsarzt: Dr. Langenbeck (Professor der Universität Kiel).

2. Inf.-Brigade.
Kom.: Gen.-Maj. Karl Herzog zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg.

2. Jägerkorps.

1. Inf.-Brigade.
Kom.: Oberst Fabricius, dann Oberstlt. Graf Baudissin.

1. Jägerkorps.

Freikorps.
Hauptmann von Gersdorff.

von der Tann. — von Wasmer. — Graf zu Rantzau. — Braklowsche Jäger (ehem. v. Krogh).

(Eiderstedtsches Freikorps zu Pferde)

Kavallerie-Brigade.
Oberstlt. Woldemar Prinz zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

2. Dragonerregiment.
Major von Hanssen.

1. Dragonerregiment.
Oberstlt. von Fürsen-Bachmann.

Artillerieregiment.
Major von Lesser.

Pioniere.
Hauptmann von Krabbe.

d) Rangliste

des schleswig-holsteinischen 2. Dragonerregiments.[1])

(Im Felde 1848.)

Kommandeur	Major von Hanssen	Vormärzlicher Offizier.
Major	Friedrich, Prinz zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, D.	Bruder des Herzogs Karl. Vormärzlicher Offizier (Schloß Grünholz bei Kiel).
Rittmeister	Freiherr von Egloffstein, 1. Eskadron	Flügeladjutant Sr. K. H. des Herzogs von Sachsen-Meiningen.
"	von Buchwaldt, 4. Eskadron	Vormärzlicher Offizier a. D. (Erbherr von Neudorf bei Lütjenburg.)
"	Freiherr von Wittenhorst-Sonsfeld, 5. Eskadron	Premierleutnant, 5. Ulanen-Reg. (Rittm. u. Esk.-Chef, 7. Hus.-Reg. Kommandeur des 9. Hus.-Reg. — Generalmajor z. D.).
"	von Holstein, 2. Eskadron	Vormärzlicher Offizier (später in dänischen Diensten).
"	von Linstow, Adjutant	Vormärzlicher Offizier a. D. (Postmeister).
"	von Bernstorff, 3. Eskadron	(Oberinspektor in Mecklenburg).
"	von Lindern	Premierleutnant, 11. Husaren-Reg. (Kommandeur der Königshusaren. Generalleutnant z. D.).
Premierleutn.	Freiherr von Müffling, sonst Weiß genannt	Sekondeleutnant, 11. Hus.-Reg.
"	Freiherr von Strombeck	Sekondeleutnant, Garde-Hus.-Reg.
"	von Schack	Sekondeleutnant, 5. Ulan.-Reg. (gest. als Kom. des 13. Ulan.-Reg. am 16. Aug. 1870 bei Mars la Tour).
"	Graf von Mengersen	Aggr. Regiment Garde du Corps.
"	Graf von Baudissin	Vormärzlicher Offizier (Farmer in Amerika).
"	Johann, Prinz zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, D.	Bruder des Herzogs Karl. Sekondeleutnant, aggr. Garde-Drag-Reg. (K. dän. General à la suite d. Armee).

[1]) Nach: Das Offizierkorps der schleswig-holsteinischen Armee und Marine, 1848 und 1849, von einem schleswig-holsteinischen Offizier a. D. (Lübeck, K. preußischer Major a. D.), Lübeck 1858. — Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, Bd. XV, 2. Biograph. Notizen über die Offiziere usw. der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee und Marine.

Premierleutn.	Felix, Prinz zu Salm-Salm, D.	Sekondeleutnant, 11. Huf.-Reg. (gest. als Major und Bat.-Kom. im 4. Garde-Gren.-Reg. „Königin" am 18. August 1870 bei St. Privat).
Sekondeleutn.	Nikolaus, Prinz zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, D.	Bruder des Herzogs Karl.
"	Friedrich Christian Karl August, Prinz zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, D.	Sohn des Prinzen von Noer. Durch preußische Verleihung 1870 „Graf von Noer".
"	Röhrig, Rechnungsführer	Vormärzlicher Subalternoffizier.
"	Graf von Holstein	Vormärzlicher Offizier (Erbherr auf Water-Neversdorf).
"	Freiherr von Loë I.	Unteroff. der Reserve, 5. Ulan-Reg.
"	von Levetzow	Unteroff. im Freikorps zu Pferde. (Postdirektor und Hofbesitzer.)
"	von Abercron I.	Als Offiziersaspiranten eingetreten.
"	Hanssen	
"	Graf von Blome-Salzau	
"	von Buchwaldt I.	
"	von Buchwaldt II.	
"	Lentz	
"	von Krogh	
"	Freiherr von Loë II.	Avantageur im 11. Huf.-Reg. — 2. August 1848 Portepeefähnrich. 18. August Sekondeleutnant.

à la suite:

Oberstleutn.	Friedrich Christian Karl August, Erbprinz zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, D. Wurde durch den Verzicht seines Vaters Chef der älteren Linie. Herzog Friedrich. (Schloß Primkenau. Gest. 1880.)
Premierleutn.	von Jensen-Tusch, Kom. der holsteinischen Grenz-Gendarmerie.
Ober-Arzt	Mencke.
Auditor	Friederici.

e) Das Okkupationskorps in Baden

1849

(Nach der Verfügung des Kriegsministeriums vom 15. September 1849[1]) und einigen später vom Oberkommando verfügten Änderungen.)

Kom. General: Gen.-Leutnant Freiherr Roth von Schreckenstein. (Karlsruhe).

Generalstab:
- Major Gustav von Alvensleben.
- Major Kayser.
- Hauptmann Müller.
- Hauptmann Mauwe.

Adjutantur:
- Major Quednow (aggregiert dem Kriegsministerium).
- Rittmeister von Gilsa (aggr. dem Gardehusarenregiment).

Kom. der Artillerie: Major von Scholten.

Kom. der Artillerie der 2. und 3. Division: Major Fließ (Freiburg).

1. Division:
Generalmajor von Brun,
(Karlsruhe).

2. Division:
Generalmajor von Webern,
(Freiburg).

3. Division:
Generalmajor von Cölln,
(Donaueschingen).

Frankfurter Detachement als 4. Division:
Generalmajor von Koch.

---

[1]) Durch diese Verfügung wurden gleichzeitig das bisherige Oberkommando und die beiden Armeekorps aufgelöst.

f) Das Personal der Preußischen Botschaft in Paris
1863 bis 1867

Robert Graf von der Goltz, a. u. b. Botschafter (akkreditiert 17. Januar 1863).

Prinz Heinrich VII. Reuß, Major à la suite des 1. Gardeulanenregiments, Eberhard Graf zu Solms-Sonnenwalde,	1. Botschaftssekretäre.
Graf Paul von Hatzfeldt, von Radowitz,	2. Botschaftssekretäre.
Alexander Graf zu Lynar, von Kusserow, Freiherr von Saurma-Jeltsch,	Legationssekretäre.

Freiherr (Otto) von Loë (Bruder des Majors Freiherrn von Loë), Attaché.
Hofrat Gasperini, Vorstand der Botschaftskanzlei.
Taglioni, Geheimer exp. Sekretär.

Oberstleutnant Stein von Kaminski (beurlaubt bei dem französischen Expeditionskorps in Mexiko), Major und Flügeladjutant Freiherr von Loë.	der Botschaft attachiert.

Die Militärattachés in Paris
1863 bis 1867

Großbritannien:	Oberst Claremont.
	Schiffskapitän Hore, Attaché für Marineangelegenheiten.
Italien:	Ottavio Graf Vimercati, Hon. Legationsrat.
Österreich:	General von Löwenthal.
	Major von Kopfinger, 1860—1864.[1]
	Oberstleutnant Chev. Duhamel de Querlonde.
	Major Graf Welsersheimb.
Preußen:	Major und Flügeladjutant Freiherr von Loë.
Rußland:	Prinz zu Sayn-Wittgenstein.
	Oberstleutnant E. Colson.
	Capitain Giuliani.

[1]) 1854 als Begleiter des Feldzeugmeisters Freiherrn von Heß in Berlin. 1865 und 1866 dessen Adjutant. 1874 Brigadekommandeur. 1878 Feldzug in Bosnien. 1879 Feldmarschalleutnant. Gestorben 1886.

g) Aus der Ordre de bataille des VIII. Armeekorps 1870/71

Kommandierender General: General der Infanterie von Goeben.

Stab des Generalkommandos:
Chef des Stabes: Oberst von Witzendorff.[1]

Generalstab:
Major Bumke.[2]
Hauptmann Rogalla von Bieberstein.[3]
Hauptmann Ahlborn (Inf.-Reg. 68).[4]

Adjutantur:
Major von Alvensleben (Inf.-Reg. 81).[5]
Rittm. Frhr. von Lilien (Huf.-Reg. 8).
Hauptmann Lengerich (Inf.-Reg. 29).
Premierleutnant Graf von Westerholt-Gysenberg (Königs-Huf.-Reg.).[6]

15. Infanteriedivision.

Kommandeur: Generalleutnant von Weltzien (gest. 16. Okt. 1870 zu Wiesbaden).
" von Kummer (Kommandeur der 3. Reservedivision, 27. Oktober 1870 Führer der 15. Division für die Dauer der mobilen Verhältnisse, 23. Mai 1871 Kommandeur).[7]
Generalstab: Major Lentze.[8]
Adjutantur: Hauptmann Rohde (Inf.-Reg. 74).
Premierleutnant Friederici (Inf.-Reg. 65).

30. Infanteriebrigade.

Kom.: Generalmajor von Strubberg.[9]
Adj.: Premierleutnant von Carlowitz (1. Bad. Leib-Gren.-Reg. 109).

2. Rhein. Infanterieregiment Nr. 28, Oberst von Rosenzweig.[10]

4. Magdeburgisches Infanterieregiment Nr. 67, Oberst von Zglinicki.[11]

Dafür nach dem Fall von Metz:

6. Rhein. Infanterieregiment Nr. 68, Führer Major von Olszewski.[12]

29. Infanteriebrigade.

Kom.: Generalmajor von Wedell.[13]
Adj.: Premierleutnant von Schwedler (Inf.-Reg. 69).

Ostpreußisches Füsilierregiment Nr. 33, Oberstleutnant von Henning.

7. Brandenb. Infanterieregiment Nr. 60, Oberst von Dannenberg.[14]

Dafür nach dem Fall von Metz:

5. Rhein. Infanterieregiment Nr. 65, Oberstlt. Freiherr von Dörnberg.[15]

Rheinisches Jägerbataillon Nr. 8.
Kom.: Major von Oppeln-Bronikowski.[16]

Königshusaren-Regiment (1. Rhein.) Nr. 7.
Kom.: Oberst Freiherr von Loë.

1. Fußabteilung Rheinischen Feldartillerieregiments Nr. 8.
1. und 2. schwere Batterie.
1. und 2. leichte Batterie.
Kom.: Major Mertens.

2. Feldpionierkompagnie des VIII. Armeekorps.
Kom.: Hauptmann Eichapfel.

Anmerkungen zu g

[1]) Zuletzt kommandierender General des VII. Armeekorps.

[2]) 10. Januar bis 8. Juni 1870 mit den Geschäften als Oberquartiermeister der Ersten Armee beauftragt. Zuletzt Inspektor der 3. Ingenieurinspektion (Straßburg). Generalleutnant.

[3]) Zuletzt Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 71. Generalmajor.

[4]) 9. Mai 1871 dem Generalstabe der Armee aggregiert. 1888 Generalmajor. Kommandeur der 18. Infanteriebrigade.

[5]) 15. Juli 1871 Kommandeur des Füsilierbataillons Grenadierregiment Nr. 109. Zuletzt Kommandant von Posen. Generalleutnant.

[6]) 27. Juli 1871 Rittmeister und Eskadronchef im Königshusaren-Regiment. 11. Juni 1872 Abschied. Schloßhauptmann von Stolzenfels. Schloß Arenfels bei Hönningen a. Rh.

[7]) Zuletzt Offizier von der Armee mit Rang als kommandierender General. General der Infanterie. 1877 zur Disposition.

[8]) Zuletzt kommandierender General des XVII. Armeekorps. General der Infanterie. Chef des Kulmer Infanterieregiments Nr. 141.

[9]) Zuletzt Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens. General der Infanterie. Chef des Infanterieregiments Nr. 30.

[10]) Zuletzt Gouverneur von Köln. General der Infanterie.

[11]) Zuletzt Kommandant von Glogau. Generalmajor.

[12]) Zuletzt Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 53. Generalmajor.

[13]) Erkrankte. 6. September 1870 übernahm Generalmajor von Sperling (Chef des Stabes beim Oberkommando der Ersten Armee) die Führung der Brigade, dann Oberst Mettler (Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 70), später Oberst von Bock.

[14]) 22. bis 27. Oktober 1870 Führer der 29. Infanteriebrigade; dann wiederholt Führer eines kombinierten Detachements. Zuletzt Kommandant von Wesel. Generalmajor.

[15]) Zuletzt Kommandeur der 32. Infanteriebrigade. Generalmajor.

[16]) Zuletzt Gouverneur von Metz. General der Infanterie.

---

h) Kriegs-Rangliste

des Königshusaren-Regiments (1. Rheinisches) Nr. 7

1870/71

Dienstgrad	Name	Eskadron	
Kommandeur	Oberst Freiherr von Loë.		
Major	Dincklage[1])	Stab.	
Rittmeister	Rudolphi[2])	4. Eskadron.	
"	von Riesewand[3])	1. "	
"	Freiherr von Bredow[4]) (Sturz am 2. September 1870)	2. "	
Eskadronführer: Premierlt.	Degenhard Freiherr von Loë (für den abkommandierten Rittmeister von Treskow). Gefallen 24. August 1870	3. "	
Eskadronführer: "	Freiherr von Böselager (nach dem Tode des Freiherrn von Loë)[5])	3. "	
Eskadronführer: Sekondelt.	Graf von Rothkirch und Trach (nach dem Sturz des Rittmeisters von Bredow)[6])	2. "	
Eskadronführer: "	Graf von Moltke[7])	5. "	(Ersatzeskadron).
Eskadronführer: "	Graf von Pourtalès[8])	2. "	
"	und Regimentsadjutant Moßner.[9])		
"	der Reserve von Asseburg-Neindorf.[10])		
"	der Reserve Graf von Dönhoff.[11])		
"	der Reserve Graf zu Eulenburg.[12])		
"	Alexis Erbprinz zu Bentheim und Steinfurt.[13])		
"	Karl Prinz zu Bentheim und Steinfurt.[14])		
"	der Reserve Ackermann.		
"	Freiherr von Wittenhorst-Sonsfeld.[15])		
"	Graf von Francken-Sierstorpff.[16])		
"	von Steinberg.[17])		
"	der Reserve von Deines.[18])		
"	der Reserve Freiherr von Erffa.[19])		
"	der Reserve Baron von Pleffen.[20])		
"	à la suite Franz Prinz von Arenberg (18. Juli 1870 eingetreten).[21])		
"	à la suite Johann Prinz von Arenberg (18. Juli 1870 eingetreten).[22])		
Oberstabsarzt	Dr. Lesemann.[23])		
Assistenzarzt	Dr. Mayweg.		
Feldzahlmeister	Doberschütz.[24])		

Während des Feldzuges wurden als aktive Sekondeleutnants angestellt:

am:	
(20. Okt. 1870 — mit Pat. 16. Sept. 1870)	von Schrader (1. Okt. 1868 als Einjährig-Freiwilliger eingetreten)[25]), Sekondeleutnant d. R.
(30. September 1870)	Freiherr von Gustedt (1. Oktober 1869 als Einjährig-Freiwilliger eingetreten)[26]), 6. Sept. 1870 Portepeefähnrich.
(8. Oktober 1870)	von dem Knesebeck (1. Mai 1869 eingetreten).[27])
(21. November 1870)	Johann Prinz Arenberg.[22])
(8. Dezember 1870)	von Jagow (1. Oktober 1869 eingetreten).[28])
(12. Januar 1871)	von Tungeln (1. August 1870 eingetreten).[29])
(20. Januar 1871)	von Borcke (1. Oktober 1869 als Einjährig-Freiwilliger eingetreten)[30]), 8. Dezember 1870 Portepeefähnrich.
(20. Januar 1871)	von Nimptsch (25. Juli 1870 eingetreten).[31])
(20. Januar 1871)	Dietrich Freiherr von Loë (21. Juli 1870 eingetreten).[32])
(8. März 1871)	von Bülow (25. Juli 1870 eingetreten).[33])
(8. März 1871)	Scharfenberg (1. August 1870 eingetreten).[34])
(8. März 1871)	Graf Wolff-Metternich zur Gracht (26. August 1870 eingetreten).[35])

Abkommandiert waren:

Rittmeister	von Treskow[36])	Adjutant, 4. Kavalleriedivision.
Premierleutnant	Graf von Westerholt-Gysenberg[37])	Adjutant, Generalkommando des VIII. Armeekorps.
"	Graf von Roß[38])	Adjutant, 15. Kavalleriebrigade.
"	Freiherr von Böselager[5])	Ordonnanzoffizier, 15. Division.
Sekondeleutnant	der Reserve Graf zu Eulenburg, 5. August 1870[12])	Ordonnanzoffizier, Generalkommando des VIII. Armeekorps.
"	der Reserve Graf Dönhoff[11]) 5. August 1870	Ordonnanzoffizier, Generalkommando des VIII. Armeekorps, Oberkommando Erste Armee.
"	Graf von Francken-Sierstorpff[16]), 2. Sept. 1870	Ordonnanzoffizier, 15. Division für Premierleutnant Freiherrn von Böselager).
"	der Reserve von Deines[18]), 1. Nov. 1870 bis 10. März 1871	Ordonnanzoffizier, Oberkomm. der Ersten, dann der Südarmee.
"	Freiherr von Schlichting[39]), 5. Dez 1870 bis 22. März 1871	Stellvertret. Ordonnanzoffizier, 15. Division.

Bei der Ersatz-Eskadron (5. Eskadron) blieben:

Major	Freiherr Roth von Schreckenstein.[40])	
Premierleutnant	Freiherr von Stoltzenberg.[41])	
Sekondeleutnant	Freiherr von Schlichting[39])	Anfang November zum Regiment.
"	Mühlberg.[42])	
Portepeefähnrich	von dem Knesebeck[27])	
Vizewachtmeister	Pastor	
Sekondeleutnant	Graf von Moltke[7])	6. November 1870 dafür zur Ersatz-Eskadron.
"	der Reserve Ackermann	

Anmerkungen zu h

[1]) Zuletzt Kommandant von Frankfurt a. M. Generalleutnant, gest. 1902.

[2]) Zuletzt Kommandeur des 12. Ulanenregiments. Oberst, gest. 1906.

[3]) Zuletzt Kommandeur des 13. Husarenregiments. Generalmajor, gest. 1904.

[4]) Zuletzt Kommandeur des 13. Dragonerregiments. Oberstleutnant. Rittergutsbesitzer auf Wagenitz, gest. 1886.

[5]) 18. Oktober 1871 Abschied, gest. 1897 zu Londorf bei Sechtem.

[6]) Rittmeister und Eskadronchef (5. Eskadron) 1875–1879, dann im 1. Ulanenregiment, 1883 Abschied. Char. als Major (Seydlitzhof, Kr. Reichenbach, Schlesien).

[7]) Später Rittmeister im 13. Husarenregiment, gest. 1878 an den Folgen seiner Verwundung bei Hühnerwasser 26. Juni 1866.

[8]) 15. Juli 1871 Premierleutnant im 2. Garde-Dragonerregiment. Rittmeister und Eskadronchef. Zur Dienstleistung beim Generalfeldmarschall Freiherrn von Manteuffel kommandiert. 1882 Eskadronchef im 8. Dragonerregiment. 1883 Abschied. Char. als Major, lebt in Ouchy.

[9]) Zuletzt Gouverneur von Straßburg. General der Kavallerie.

[10]) Rittmeister d. R., Landrat. Fideikommißherr auf Reindorf.

[11]) Wirklicher Geheimer Rat, Landhofmeister im Königreich Preußen, Major der Reserve des 7. Husarenregiments (Friedrichstein).

[12]) Gest. 1874.

[13]) Fürst zu Bentheim und Steinfurt, Generalleutnant à la suite der Armee.

[14]) Rittmeister und Eskadronchef (2. Eskadron) 1880—1883, dann im 11. Ulanenregiment. Oberstleutnant, gest. 1900.

[15]) 1880 Abschied, lebt in München.

[16]) Später Rittmeister und Eskadronchef im 16. Ulanenregiment, gest. 1890

[17]) 1879 zu den Reserveoffizieren des Regiments übergetreten. (Schloß Brüggen a. d. Leine.) 1888 in den erblichen Grafenstand erhoben, gest. 1911.

[18]) Zuletzt kommandierender General des VIII. Armeekorps. General der Kavallerie, Generaladjutant, gest. 1911.

[19]) Langjähriges Mitglied, zuletzt Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, gest. 1912.

[20]) Ludwig Graf von Plessen-Cronstern, Wirklicher Geheimer Rat, Rittmeister der Reserve des 7. Husarenregiments (Schloß Nehmten, Holstein).

[21]) Legationssekretär a. D. Mitglied des Reichstags und Abgeordnetenhauses. Major à la suite der Armee, gest. 1908.

[22]) Später im Garde-Husarenregiment. Major à la suite der Armee (Schloß Pesch, Kr. Krefeld).

[23]) An Stelle des Oberstabs- und Regimentsarztes Dr. Baltes, der während des Feldzuges Feldkorps-Generalarzt des VIII. Armeekorps, auch stellvertretender Armee-Generalarzt der Ersten Armee war, am 16. Juli 1871 zum Regiment zurücktrat und 1880 in Bonn starb.

[24]) An Stelle des 71jährigen Rechnungsführers Bredow, der 1824 freiwillig im Regiment eingetreten war und 1874 in den Ruhestand trat.

[25]) War vorher Reserveoffizier im Regiment. Später im 5. Ulanenregiment. Abschied 1884. K. Kammerherr und Rittergutsbesitzer (Bliestorf), gest. 1896.

[26]) Später im Garde-Husarenregiment. Fideikommißherr auf Berssel, Kr. Halberstadt.

[27]) Später Adjutant der 25. Kavalleriebrigade. 1877 à la suite des Regiments. K. Kammerherr, Vize-Oberzeremonienmeister, Major der Reserve des 7. Husarenregiments, gest. 1912.

[28]) Später im 16. Husarenregiment. 1886 Abschied als Rittmeister. Landrat des Kreises Osterburg i. d. Altmark (Gerhof bei Seehausen).

[29]) Später im 7. Ulanenregiment. Abschied 1873, gest. 1912.

[30]) Später im 22. Dragonerregiment. Rittmeister d. R., Rittergutsbesitzer auf Lessenthin, Kr. Regenwalde.

[31]) Stiefsohn des Generalfeldmarschalls Freiherrn von Loë. Abschied 1883, lebt in Berlin.

[32]) Bruder des gefallenen Degenhard von Loë, 1871 zu den Reserveoffizieren des Regiments übergetreten (Burg Wissem, Siegkreis).

[33]) Fürst von Bülow, Reichskanzler und Ministerpräsident a. D. — 1872 zu den Reserveoffizieren des Regiments übergetreten. Generalmajor à la suite der Armee mit der Uniform des 7. Husarenregiments.

[34]) 1881 zu den Reserveoffizieren des Regiments übergetreten (Kalkhof, Kr. Eschwege).

[35]) 1878 zu den Reserveoffizieren des Regiments übergetreten. Als Premierleutnant im 8. Kürassierregiment 1886 Abschied. K. Kammerherr (Burg Satzvey. Kr. Euskirchen).

[36]) Zuletzt Kommandeur des 15. Ulanenregiments. Oberstleutnant. Abschied 1882, gest. 1883.

[37]) Major a. D., Schloßhauptmann von Stolzenfels (Schloß Arenfels). Gest. 1898.

[38]) 1873 Rittmeister und Eskadronchef (4. Eskadron), 1880 Adjutant beim Generalkommando des XI. Armeekorps, 1883 Abschied, gest. 1885.

[39]) 1. Oktober 1865 als Einjährig-Freiwilliger ins Regiment eingetreten, 1880 Abschied als Rittmeister. K. Kammerherr, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Majoratsherr zu Schlichtingsheim.

[40]) Zuletzt Kommandeur des 7. Ulanenregiments. Oberstleutnant, gest. 1875

[41]) Rittmeister im Regiment, 1875 Abschied, gest. 1876.

[42]) Zuletzt Kommandeur der 4. Kavalleriebrigade. Generalmajor.

i) Die kommandierenden Generale des VIII. Armeekorps[1]
1815 bis 1914

1. 21. Juni 1815 General der Infanterie Graf Neithardt von Gneisenau.
   20. Mai 1816 von dem Kommando entbunden, 1818 Gouverneur von Berlin. 18. Juni 1825 Generalfeldmarschall, 1831 Oberbefehlshaber der vier östlichen Armeekorps, 24. August 1831 gestorben.
2. 25. Mai 1816 Generalleutnant von Hake, Karl.
   26. Dezember 1819 Kriegsminister, 18. Juni 1825 General der Infanterie, 20. Oktober 1833 zur Disposition, 19. August 1835 gestorben.
3. 3. April 1820 Generalleutnant Baron von Thielmann, Johann Adolph.
   30. März 1824 General der Kavallerie, 10. Oktober 1824 gestorben.
4. 18. Juni 1825 General der Kavallerie von Borstell, Ludwig.
   9. Mai 1840 zur Disposition, 9. Mai 1844 gestorben.
5. 9. Mai 1840 Generalleutnant von Thile, Adolph Eduard.
   23. September 1847 General der Infanterie, 30. März 1848 in den Ruhestand versetzt, 24. August 1861 gestorben.
6. 30. März 1848 Generalleutnant Graf von Kanitz, August.
   26. April 1848 Kriegsminister, 16. Juni 1848 z. D., 22. Mai 1852 gestorben.
7. 5. Mai 1848 Generalleutnant Graf von Brandenburg.
   Blieb beim VI. Armeekorps. September 1848 Ministerpräsident, 6. November gestorben.
8. 4. November 1851 Generalleutnant von Hirschfeld, Moritz.
   15. Oktober 1856 General der Infanterie, 13. Oktober 1859 gestorben zu Koblenz.
9. 27. November 1859 Generalleutnant von Bonin, Eduard.
   23. Oktober 1848 bis 31. März (8. April) 1849 Oberbefehlshaber über die in Schleswig-Holstein verbliebenen Bundestruppen und über die schleswig-holsteinische Armee. 1852 bis 1854 und 1858 bis 1859 Staats- und Kriegsminister. General der Infanterie, 13. März 1865 gestorben zu Koblenz.
10. 29. Juni 1865 General der Infanterie Herwarth von Bittenfeld, Eberhard.
    1866 Oberbefehlshaber der Elbarmee, 18. Juli 1870 von dem Kommando des VIII. Armeekorps entbunden, Generalgouverneur im Bereich des VII., VIII. und XI. Armeekorps, 8. April 1871 mit dem Charakter als Generalfeldmarschall zu den Offizieren von der Armee versetzt, 2. September 1884 gestorben zu Bonn.
11. 18. Juli 1870 (für das mobile Armeekorps) Generalleutnant von Goeben, August.
    26. Juli 1870 General der Infanterie, 9. Januar 1871 Oberbefehlshaber der Ersten Armee, 16. Mai 1871 als kommand. General bestätigt, 27. Mai 1871 von dem Kommando der Ersten Armee entbunden, 13. November 1880 gestorben zu Koblenz.

---

[1] Militärwochenblatt 1889 Nr. 11, 1909 Nr. 138. v. Kleist, Die Generale. 1891.

12. 11. Dezember 1880 Generalleutnant von Thile, Hugo. (Sohn von Nr. 5.)
22. März 1883 General der Infanterie, 12. Januar 1884 auf sein Ansuchen zur Disposition und à la suite des 3. Garderegiments z. F. gestellt. 9. Dezember 1894 gestorben.
13. 22. April 1884 (12. Januar 1884 mit der Führung beauftragt) Generalleutnant Freiherr von Loë, Walter, Generaladjutant.
14. 27. Januar 1895 General der Kavallerie von Bülow, Adolph.
2. Januar 1896 Generaladjutant und in gleicher Eigenschaft zum XIV. Armeekorps versetzt, 25. Januar 1902 auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt unter Belassung in dem Verhältnis als Generaladjutant und à la suite des 3. Garde-Ulanenregiments, 12. Oktober 1907 gestorben.
15. 2. Januar 1896 General der Infanterie Vogel von Falckenstein, Max.
17. April 1897 Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen, 24. Mai 1898 Chef des Pionierbataillons Nr. 19 und auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt.
16. 17. April 1897 General der Infanterie Friedrich, Erbgroßherzog von Baden, K. H.
27. Januar 1897 General der Infanterie und zur Vertretung des kommandierenden Generals des VIII. Armeekorps nach Koblenz kommandiert. 18. Oktober 1902 auf sein Ansuchen von der Stellung als kommandierender General enthoben, 15. September 1905 Generaloberst, 7. Oktober 1907 Generalinspekteur der V. Armeeinspektion, Chef des 1. Badischen Leibgrenadierregiments Nr. 109, des 1. Badischen Leibdragonerregiments Nr. 20 und des Feldartillerieregiments Großherzog (1. Badisches) Nr. 14, 11. September 1909 Rang als Generalfeldmarschall.
28. September 1907 Friedrich II., Großherzog von Baden, K. H.
17. 18. Oktober 1902 Generalleutnant von Deines, Adolf.
29. Mai 1903 General der Kavallerie, 2. Oktober 1906 auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt unter Belassung als Generaladjutant und à la suite des Husarenregiments König Wilhelm I., 17. November 1911 gestorben.
18. 16. Oktober 1906 General der Infanterie von Ploetz, Paul.
27. Januar 1912 à la suite des Königin Elisabeth Garde-Grenadierregiments gestellt. 25. Juni 1913 auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt unter Belassung à la suite des genannten Regiments.
19. 25. Juni 1913 Generalleutnant Tülff von Tschepe und Weidenbach, Erich.

k) Zeittafel

zur Lebensgeschichte des Generalfeldmarschalls Freiherrn von Loë

Jahr	Tag	Begebenheiten
1828	9. September	geboren auf Schloß Allner im Siegkreis (Rheinprovinz).
1842	1. Mai	Aufnahme in der Rhein. Ritterakademie zu Bedburg.
1845	18. August	Entlassung von der Rhein. Ritterakademie zu Bedburg.
„	7. Oktober	Eintritt in das 5. Ulanenregiment (Düsseldorf) als Einjährig-Freiwilliger.
1846	30. September	Entlassung als Unteroffizier der Reserve.
„	Oktober	Besuch der Universität Bonn.
1848	1. April	Sekondeleutnant im 2. Schleswig-Holsteinischen Dragonerregiment (Gefechte bei Schleswig, Düppel, Hadersleben.)
„	12. September	Austritt aus dem schleswig-holsteinischen Dienst.
1849	16. Januar	Sekondeleutnant, aggregiert dem 3. Husarenregiment.
„	Mai	Aufstand in Dresden.
„		Feldzug in Baden (Gefechte bei Ladenburg, Upstadt, Steinmauern und Kuppenheim).
„	13. November	als Sekondeleutnant in das 3. Husarenregiment einrangiert.
1852	Februar	Kommandierung zur Gesandtschaft in Paris auf ein Jahr.
1853	1. Oktober auf ein Jahr.	Adjutant bei der Militärreitschule in Schwedt a. O.
1855	22. Februar bis	Adjutant bei der 3. Division (Stettin).
„	18. September	
„	1. Oktober bis	Kommando zur Allgemeinen Kriegsschule.
1858	30. September	
1857	5. „	Premierleutnant.
1858	9. Januar	als Adjutant beim Militärgouvernement der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen kommandiert.
„	16. Oktober	unter Beförderung zum Rittmeister sowie gleichzeitiger Aggregierung beim 7. Husarenregiment von dem bisherigen Kommando entbunden und als persönlicher Adjutant Sr. K. H. des Prinz-Regenten kommandiert.
1859	24. Mai	vermählt mit Franziska, verw. von Nimptsch, geb. Gräfin von Hatzfeldt zu Trachenberg.
1861	7. Januar	zum Flügeladjutanten Sr. M. des Königs ernannt.
„	18. Oktober	Major.

Jahr	Tag	Begebenheiten	
1862	30. August	zur Begleitung des Prinzen Albrecht von Preußen, K. H., auf der Reise nach dem Kaukasus kommandiert. (Russ. St. Annenorden 2. Klasse mit Brillanten, Kreuz und Schwertern.)	
1863	22. März	Kommandierung zur Botschaft in Paris in Vertretung des Oberstleutnants Stein von Kaminski.	
„		Kommandierung als Militärattaché.	
1864		Feldzug in Algier. (Offizierskreuz der franz. Ehrenlegion. Roter Adlerorden 3. Kl. mit Schleife und Schwertern.)	
1866	8. Juni	Oberstleutnant. Feldzug gegen Österreich. (Ritterkreuz des K. Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern.)	
1867	5. März	zum Kommandeur des Königshusaren-Regiments Nr. 7 ernannt, unter Belassung in dem Verhältnis als Flügeladjutant.	
1868	22. „	Oberst.	
1870/71		Feldzug gegen Frankreich. (Eisernes Kreuz 2. Klasse. 7. Februar 1871 Eisernes Kreuz 1. Klasse.)	
1871	23. Mai	zum Kommandeur der 21. Kavalleriebrigade ernannt, unter Belassung in dem Verhältnis als Flügeladjutant.	
1872	31. Oktober	in gleicher Eigenschaft zur 3. Garde-Kavalleriebrigade versetzt.	
1873	22. März	Generalmajor.	
„	21. Mai	zur Aufwartung beim Schah von Persien	kommandiert.
1874	26. Februar	zur Aufwartung bei Sr. K. H. dem Grafen von Flandern	
„	20. Juni	zur Beiwohnung der schwedischen Truppenübungen bei Jönköping	
1876	19. August	General à la suite Sr. M. des Kaisers.	
„ „	12. „ bis 24. „	zur Führung der aus Regimentern des II., V. und VI. Armeekorps kombinierten Kavalleriedivision	kommandiert.
„	16. September	zur Beiwohnung der Kavallerieübungen bei Weißenburg	
1877	März	zum Ehrendienst bei Sr. K. H. dem Großfürsten Nikolaus (Sohn)	
„	April	zur Überbringung der Glückwünsche Sr. M. an S. K. u. K. H. Erzherzog Albrecht	
„	September	zur Beiwohnung der Kavallerieübungen bei Darmstadt	
1878	7. Februar	zum Ehrendienst bei Sr. K. H. dem Herzog von Connaught während der am 18. Februar 1878 und folgende Tage im K. Schloß zu Berlin stattfindenden Vermählungsfeierlichkeiten	
„	15. August	dasselbe Kommando zu den am 24. August 1878 in Potsdam stattfindenden Vermählungsfeierlichkeiten	
„	September	zu den großen Manövern in Frankreich	

Jahr	Tag	Begebenheiten	
1879	13. Mai	Kommandeur der 5. Division.	
„	11. Juni	Generalleutnant.	
„	August	Reise nach Petersburg im Gefolge Sr. K. u. K. H. des Kronprinzen zu den Trauerfeierlichkeiten der Zarin.	
1880	18. September	Generaladjutant Sr. Majestät.	
1883	November bis	zur Überreichung eines Handschreibens Sr. M. nach Madrid und	kommand.
„	Dezember	zur Begleitung Sr. K. u. K. H. des Kronprinzen nach Madrid und Rom	
1884	12. Januar	Führung des VIII. Armeekorps.	
„	22. April	Kommandierender General des VIII. Armeekorps.	
1886	18. September	General der Kavallerie.	
1887	Juni	zur Begleitung Sr. K. u. K. H. des Kronprinzen nach England behufs Teilnahme an der Jubiläumsfeier Jr. M. der Königin	kommandiert.
1888	11. März	zu den Beisetzungsfeierlichkeiten in Berlin	
„	17. „	zur Notifizierung des Ablebens Sr. M. des Kaisers und Königs Wilhelm I.	
„	22. „	Generaladjutant Sr. M. des Kaisers Friedrich III.	
„	18. Juni	zum Ehrendienst bei Sr. K. H. dem Prinzen von Wales während der Beisetzungsfeierlichkeiten	kommandiert.
1890	8. Januar	zu den Beisetzungsfeierlichkeiten Jr. hochseligen M. der Kaiserin Augusta	
„	Oktober	zum Ehrendienst bei Sr. M. dem König der Belgier	
1891	6. Mai	à la suite des Husarenregiments König Wilhelm I. (1. Rhein.) Nr. 7.	
1892	März	nach Darmstadt zu den Beisetzungsfeierlichkeiten	kommandiert.
„	Mai	zum Ehrendienst bei Jr. M. der Königin der Niederlande	
1893	Februar	zur Beglückwünschung Sr. H. des Papstes anläßlich des 50jährigen Bischofsjubiläums am 19. Februar	
„	Oktober	zur Beglückwünschung Sr. M. des Königs von Sachsen anläßlich des 50jährigen Jubiläums am 22. Oktober nach Dresden	
„	8. September	Generaloberst mit dem Range als Generalfeldmarschall.	
„	28. Dezember	zur Überbringung des Feldmarschallstabes an S. K. u. K. H. Erzherzog Albrecht am 28. Dez. nach Wien	kommandiert.
1894	Mai	zur Begleitung Sr. K. H. des Prinzen Friedrich Leopold nach Brüssel zur Vermählungsfeier Sr. D. des Prinzen Karl von Hohenzollern	
„	„	zur Vertretung Sr. M. bei der Denkmalsenthüllung des Feldmarschalls Blücher in Caub	
1895	10. Januar	unter Belassung als Generaladjutant Oberbefehlshaber in den Marken und Gouverneur von Berlin.	
1897	7. April	50jähriges Dienstjubiläum. Ehrenbürger der Stadt Bonn. Dr. jur. utr. h. c. der juristischen Fakultät der Universität Bonn.	

Jahr	Tag	Begebenheiten
1897	28. April	Stellung zur Disposition, unter Belassung in der Stellung als Generaladjutant und à la suite des Husarenregiments. Auch ferner in der Liste der aktiven Generale zu führen.
1901	18. Januar	Berufung in das Herrenhaus.
1902	20. Februar	zur Beglückwünschung Sr. H. des Papstes anläßlich des 25jährigen Papstjubiläums nach Rom entsendet.
1905	1. Januar	Generalfeldmarschall.
1908	6. Juli	gest. in Bonn.
„	11. „	Trauerfeier in Bonn. Bestattung in der Familiengruft von Schloß Wissen.

Personen-Register

A

B

D

E

F

J

K

L

S

T

V

W

Z


